Meyer's Universum,

oder

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswerthesten und Merkwürdigsten

der

Natur und Kunst

auf der ganzen Erde.

Zehnter Band.

Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia.
Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.

1843.

MEYER'S UNIVERSUM

oder

die schönsten Ansichten der Erde

IN MONATLICHEN LIEFERUNGEN

jede geziert

mit

drei bis vier Stahlstichen

der

berühmtesten Künstler.

VILLA NOVA UND OPORTO IN PORTUGAL

ZEHNTER BAND,

die Lieferungen 109 bis 120 enthaltend.

Text von

J. Meyer,

Chef

des Bibliographischen Instituts.

VERLAG VOM BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUT.

Inhaltsverzeichniss

des zehnten Bandes.

48 Ansichten und Beschreibungen, nämlich:

An meine Leser!

Unfreundlich, ja fast barsch, bin ich von Euch geschieden. Es mag Manchem vorgekommen seyn, als wollte ich ihm am Schluß des vorigen Bandes die Thüre weisen. Jeder Mensch hat frostige Augenblicke und jedes wackern Mannes Herz hat seine Knochen. Wer sich verletzt fühlte, vergebe mir! Ich bin nicht erkaltet; die Sonne steht noch in meinem Osten: sie ist — die Liebe. —

Was ich **will**, davon **zeugt** mein Buch. — Zweck und Mittel, Thema und Ausführung, Boden und Quelle bleiben; der Born ist nicht auszuschöpfen, und so Viele schon aus ihm getrunken, so hat er dennoch des Labsals für künftige Zeiten genug. Wer **die Erde für das leibliche Auge, — für den Geist das Universum** sich aufgethan, hat keinen Mangel an Stoff zu fürchten, noch sein Publikum Mangel an Neuheit; ja, wenn auch in allen Winkeln von Meer und Land nichts Anziehendes mehr zu erspähen wäre, so würde er doch, **von seinem Standpunkte aus**, die bekanntesten Dinge anders sehen, als die übrige Welt — und er **zeigte** folglich der Welt was Neues. Jeder begabte Mensch, in dem das Individuum tüchtig und scharf ausgesprochen ist, **kann** dies, und er braucht dazu **das** Meisterrecht **nicht**, welches die **Zunft** verbrieft.

So will ich denn fortwandern und Euch erzählen, **was** und **wie** ich sehe, bis Ihr müde seyd, oder das Herz mir ausgeschlagen, oder, wofür mich Gott behüte! dem umnachteten Sinn das Wahre, Schöne und Gute nicht mehr kenntlich ist. Auf meinem Wege aber will ich die Treue, die Sitte, die Gottesfurcht, das Recht, und die biedere, hochherzige Gesinnung preisen, wo ich sie finde, die Geißel schwingen über ihre Gegensätze, wo ich ihnen begegne, und nicht ängstlich thun, wenn ich auch einmal ertappt werde, daß ich mein liebstes Mädchen, die **Freiheit**, küsse. Meine Liebe ist in Ehren; ich mache darum keine Revolutionen und schreibe keine diplomatischen Noten an die Völker.

Meyer.

CCCCXXIV. Lüttich und Seraing.

Alte und neue Zeit gleichen sich wie Ruhe und Bewegung. Alles ist in's Treiben gekommen: Religion und Wissenschaft, Herrschaft und Eigenthum, Ideen und Meinungen, Handel und Gewerbe. Nichts ist mehr beständig, als eben die Unbeständigkeit. — So viele Jahrtausende hüteten die Priester sorgfältig das Geheimniß der Gottheit: doch ist die Offenbarung nicht ausgeblieben, und immer allgemeiner verbreitet sich die Einsicht, daß jede Blume, jeder Thautropfen das Wesen der Gottheit entschleiere, jede Lerche von ihr predige und jedes Herz ein Tempel des Herrn seyn könne, in dessen Allerheiligstes der Mensch eingehen dürfe ohne Mittler in Stola. — Jahrtausende machte man auch aus dem Regieren ein Geheimniß, und vom Minister an bis zum Kanzlisten herab glaubte jeder Theilhaber an der Herrschaft, es sey nothwendig für Staat und Völker. Possen! Jetzt sieht man die Regierungsmaschinen unter Glasgehäusen stehen; Jeder, der mag, tritt hinzu, beobachtet den Rädergang und gibt sein Urtheil. — Als Gutenberg das erste gedruckte Blatt aus der Presse nahm, rief die Gewalt ihr „Kreuzige!" über sie und schlug sie in Fesseln. Was hat es geholfen? Die Hand der Zeit scheuerte, nagte, rostete an den Ketten unaufhörlich, und so Viele auch hämmern, um die zerbrochenen Gelenke wieder festzunieten und wieder zu vereinigen, so wird sie doch in ihren Bewegungen allmählich ungezwungener, und sie gewinnt sich die Freiheit, noch ehe man sie ihr gesetzlich zuspricht. Aber auch die gesetzliche Emancipation kann ihr nicht lange mehr vorenthalten werden. Der Tag, der große Tag der Weltgeschichte, welcher den gesitteten Völkern das schriftliche Wort frei gibt: er kömmt unaufhaltsam heraufgestiegen, und Nacht wird's nicht wieder, wenn auch alle Eulen flatterten und alle Lichtscheuen die Augen schlössen. — Jahrhunderte lang hatte eine falsche, selbstsüchtige, hinterlistige

LÜTTICH IN BELGIEN

Politik die Völker in Haß gegen einander aufgezogen. Durch diesen Haß machte man sie zu blinden Werkzeugen der Mächtigen, er ward die Mutter von Mord und Raub und Diebstahl im Großen, von Dem, was in der Sprache der Könige Krieg und Eroberung heißt. Die Erkenntniß, welche die Zeit gebracht hat, nahm von den Völkeraugen die farbigen Gläser weg, welche die Schlauheit der Regierenden ihnen vorgeschoben hatte, damit kein Volk das andere in seiner wahren Gestalt sähe, und friedlich und einig schießen nun die Nationen wie Weberschiffchen in einander, und viele Reiche und ganze Welttheile webt der gemeinschaftliche Vortheil zusammen. Die Nationalgefühle kräftigen sich nicht nur, sie veredeln sich auch; sie sind sittlich geworden, und während sie sonst herausfordernd und aggressiv waren, wollen sie jetzt nur die Abweisung des Unrechts. Ein Eroberer, ein Napoleon, wäre heut zu Tage eine platte Unmöglichkeit.

Noch einflußreicher äußert sich der Umschwung in den Verhältnissen des Handels und der Gewerbe. Jahrhunderte lang waren die bürgerlichen Gewerbe in enge Schranken eingeschlossen. Jedes Handwerk stand festgewurzelt in der Gesellschaft, wie ein Baum, der von Geschlecht zu Geschlecht einerlei Früchte trägt. Staats- und Zunfteinrichtungen halfen einander, um dem Geiste des Handwerkers die Flügel zu beschneiden, damit er sich nicht über den Boden der Niedrigkeit und Geringschätzung erheben könne. Seine Bahn war lang und eng. Wer in derselben durch Zufall oder Gunst voran war, der konnte nicht überholt werden; Wetteifer war ein Unding. Da hat die Zeit dem hinfälligen, morschen Handwerksthum, unter dessen löcherigem Schirm es Niemandem mehr recht behagen wollte, einen Todesengel gesendet, daß er die Erde schneller von ihm befreie; die Industrie ist gekommen, aufbauend mit der einen Hand, zerstörend mit der andern, Schrecken, Haß und Trauer aussäend unter die Schaaren, welche zu den alten Fahnen stehen, während sie den Völkern, die sie liebkosen, ihr Füllhorn reicht, und von ihnen gepriesen ist als der Stolz der Gegenwart. Der negative Theil ihres Waltens hat, es ist nicht zu leugnen, allerdings etwas Dämonisches. Er hat Millionen das letzte Stückchen Brod ohne Erbarmen aus dem Munde genommen, wird noch andern Millionen den letzten Pfennig und die letzte Hoffnung rauben, lähmt Tausenden und aber Tausenden die Hände und verdammt sie zum Müssiggange und zum Hunger. Ihn, den Handwerkerstand, trifft ein schweres Verhängniß; aber das Naturgesetz will es; es ist unvermeidlich. Damit die Lebenden Platz finden, müssen die Todten begraben werden. Jede Gegenwart wandelt auf den Grüften der Vergangenheit, und es wäre Thorheit, darum der Gegenwart zu fluchen.

Die Industrie ist eine rechte Tochter des Jahrhunderts. Was das Handwerk unterdrückte, hat sie wieder aufgerichtet. Sie hat den Menschen, namentlich den begabten Menschen bürgerlicher Stände, die lange verschlossen gewesenen Laufbahnen geöffnet; sie macht es ihnen möglich, ihre Geisteskräfte und Talente in größerer Freiheit nützlich zu gebrauchen und zu einer Geltung zu bringen, die sie vorher niemals gehabt haben.

Sie hat den Geist wieder der Arbeit vermählt, der durch das Zunftwesen von dieser gewichen war; sie hat gleichsam die Arbeit geadelt und durch sie ist ihr Einfluß größer als jemals geworden, sowohl auf das Glück der Individuen, als auf das Wohlseyn der Nationen.

„Die Arbeit ziemt und ziert den ächten Mann,
Was er im Geist erschafft, formt seine Hand;
Und während er mit strengem Fleiß begründet
Sein eignes Glück, beglückt er Land und Volk."

Allerdings arbeitet jeder Industrielle zunächst nur für sich und die Seinigen: denn dazu treibt ihn seine menschliche Natur, die Nothwendigkeit, das ihm innewohnende Gefühl. Der Einzelne ist aber auch ein Theil des Ganzen und er wird auf dieses Ganze Einfluß üben, er mag wollen oder nicht, er mag eine Vorstellung davon haben, oder sie entbehren. Er kann der Wirkung nicht entgehen, nicht einmal durch seinen Tod. Darum hilft jeder rechte Industriemann, selbst wenn er nur für sich zu sorgen glaubt, die neue Zeit hervorrufen, die im unendlich raschen Wechsel aller Zustände ihren eigentlichen Charakter offenbart. Dieser Wechsel geht fort, ohne Wiederholung, ohne sichtbares Endziel. Er gleicht dem Gang des Menschengeschlechts, dem Gang der Erde, dem Gang der Gestirne. Wie die Erde in alle Ewigkeit nicht zweimal an den nämlichen Ort im Weltraum wiederkehren kann, so wenig wird irgend eine spätere Zukunft Zustände zurückführen, welche vergangen sind.

Der Baum der alten Gewerbe grünt nie wieder. Jede Anstrengung, ihn zu erhalten, ist Unvernunft und gegen den Gang der Zeit gerichtet, den, ungezüchtigt, Niemand aufzuhalten strebt. Was soll der dürre Stumpf im grünen Garten unserer Gegenwart? Die Axt daran, daß er wegkomme, der das Auge beleidigt, damit nicht seine Verwesung die Luft verderbe!

Keine menschliche Macht hält die Entfaltung der Industrie auf; denn sie selbst ist eine höhere, weit stärkere Macht geworden, als die Macht der Könige. Es ist dahin gekommen, daß kein Staat es nur wagen darf, feindlich gegen sie aufzutreten. Ein solches Experiment hätte schlimmere Folgen, als der unglücklichste Krieg, als der Verlust von hundert Schlachten, als Pest und Hungersnoth. Alle Selbstständigkeit wäre verloren, alles Gedeihen und innere Leben dahin: denn der industriöse Staat saugt dem trägen ohne Umstände das Leben aus, bis er, entkräftet, hinstirbt.

Es wird dies von allen Regierungen erkannt, die auf der Linie der Zeit stehen. Ist einerseits keine aufgeklärte Nation mehr gewillt, sich für die Leidenschaften der Fürsten, für deren Habsucht und Ländergier, deren Stolz oder Rachsucht zu opfern, andere Nationen todtzuschlagen, oder sich todtschlagen zu lassen, wie in der

dummen Zeit von gestern; so sind anderseits auch die Fürsten menschlicher und klüger geworden, und ihr Ehrgeiz sucht Bahnen auf, die nicht blos über Todtenhügel und blutgetränkte Felder führen. Wenn sie jetzt streiten an der Spitze ihrer Völker, so sind Zollpositionen ihre festen Stellungen, der Tarif ist ihr Schlachtfeld, Zollcongresse schließen die Bündnisse und vereinigen die Interessen, Handelstraktate setzen ihre Diplomatie in Bewegung. Die Industrie und ihre Verhältnisse sind die Arena, in welcher Fürsten und Völker unblutige Kämpfe führen.

In solchem Kriege war ehedem England stets alleiniger Sieger, und darum ward es so groß. Aber das Geheimniß seiner Motive, seiner Ziele und seiner Kriegskunst ist längst verrathen; in verlorenen Feldzügen haben auch andere Völker Taktik gelernt, und der Sieg hat aufgehört, ein britisches Monopol zu seyn. Großbritanniens Industrie führt auf dem europäischen Continente nicht mehr ein monarchisches Zepter. Alle Tage verliert es eine Provinz, alle Tage verengert sich der Kreis seiner Herrschaft, jedes Jahr ist mit Niederlagen und Verlusten bezeichnet. Sieg ermuthigt die Sieger zu neuen Siegen. Das continentale Europa wird nicht eher innehalten in diesem Kampfe, als bis es das Joch der englischen Industrie gänzlich abgeschüttelt hat. Industrielle Unabhängigkeit von England ist das Losungswort des Continents geworden, und selbst die am längsten unterdrückten, am vollkommensten ausgesaugten Staaten nehmen es auf und rüsten sich zum Widerstande.

Am erfolgreichsten haben bis jetzt Frankreich und Belgien gestritten. Belgien zu allermeist. Dies kleine Land, das nur halb so groß als Bayern ist, hat sich, von einem weisen und guten Könige geleitet, binnen 3 Jahrzehnten zum industriereichsten Staate auf dem festen Lande erhoben und sich den Namen „Kleinbritannien" verdient.

Unter den Elementen der belgischen Industrie sind die des Mineralreichs die wichtigsten; — Steinkohlen und Eisen stehen oben an. Belgien verarbeitet 85 Millionen Centner Steinkohlen jährlich, die es in seinen drei großen Kohlenbecken bei Mons, Charleroi und Lüttich gewinnt. Die belgische Steinkohlenablagerung streicht als ein fünf bis zehn Meilen breiter Streifen von der französischen Grenze gegen die Kohlenbecken des Niederrheins und Westphalens hin, und steht mit diesen wahrscheinlich in Verbindung. Das reichste Kohlenbecken ist das von Mons, welches hundert und dreißig Steinkohlenflötze über einander gelagert enthält; nach ihm folgt das von Lüttich. Es soll über 80 Flötze enthalten, von welchen 64 bauwürdig sind, die zum Theil eine Mächtigkeit von 6 Fuß erreichen. Die größte Tiefe, in welcher hier gebaut wird, ist 1000 Fuß. In geringer Entfernung von den Kohlendistrikten hat die gütige, vorsorgende Hand des Schöpfers unermeßliche Schätze von Eisenerz in dem Schooße der Erde verborgen: so bei Charleroi, bei Namur, bei Lüttich. In diesen Städten wiegt die Eisenfabrikation so sehr über, daß fast alle übrigen Gewerbe mittelbar oder direkt mit ihr in Beziehung, oder in Abhängigkeit treten.

Am meisten in Lüttich. Schon aus weiter Ferne kündigt sich diese große Stadt als eine Residenz des Vulkans an. Hunderte von thurmhohen Essen stoßen Rauchsäulen aus, welche eine schwarze Dunstwolke tragen, unter welcher die Stadt wie unter einem Thronhimmel liegt. Weit im Kreise ragen die Hohöfen, Riesenaltären gleich, von deren Zinnen Opferflammen lodern: ein zur Nachtzeit überaus herrlicher, wunderbarer Anblick!

Das Innere Lüttichs täuscht die Vorstellung nicht, welche sein Aeußeres gibt. Massive, hohe, von Rauch geschwärzte Häuser; enge, unregelmäßige Straßen; eine arbeitsrüstige, breitschulterige, grobknochige, rußige, geschäftige Bevölkerung; überall lodernde, prasselnde Essenfeuer, Gestöhne der Dampfmaschinen, Pochen der Hämmer; überall metallenes Gut, da auf-, dort abladend; rasselnde Wagen mit Eisenstäben und hochgethürmte Kohlenfuhren auf allen Straßen. Architektonische Schönheit sieht man wenig; dann und wann einen mittelalterlichen Palast, eine gothische Kirche; zuweilen ein modernes Prachtgebäude, die Wohnung eines reichen Fabrikherrn: das Ganze aber ist ein Bild voller Leben und Eigenthümlichkeit, und es entbehrt nicht jene Behaglichkeit, welche dem Fleiß und der Arbeit im Gefolge gehen.

Lüttich liefert jährlich etwa 160,000 Gewehre, die nach allen Welttheilen verfahren werden; denn selbst die britischen Fabriken können mit den Lüttichern nicht Preis halten. Es gibt Gewehrfabriken, welche über 1000 Arbeiter beschäftigen.

Die Einwohnerzahl Lüttich's ist in Zunahme und gegenwärtig etwa 65,000. Im Mittelalter war es noch viel volkreicher; im 14ten Jahrhundert stellte es 24,000 Bürger vollständig gerüstet in's Feld. Fehde und Arbeit theilten damals die Zeit der Lütticher: bald hatten sie Streit mit ihrem Bischof, bald mit den benachbarten Städten, bald mit den Fürsten Burgunds, und ihre Kriegslust und Tapferkeit machte sie zu überall gefürchteten Feinden. Aber aus diesem Hang zur Rauferei erwuchs ihnen am Ende des 15ten Jahrhunderts Verderben. Die verbündeten Könige von Burgund und Schottland belagerten, um den Mord eines Lütticher Fürstbischofs, Ludwigs von Bourbon, zu rächen, 1486 die Stadt, und nach einer langen, heldenmüthigen Gegenwehr nahmen sie den vom Hunger bedrängten Ort an einem Sonntage durch Sturm ein. Was an wehrhaften Einwohnern übrig war, wurde erschlagen, die Stadt sechstägiger Plünderung und allen denkbaren Gräueln der rohen, würglustigen Kriegshorden preisgegeben, dann an 100 Ecken zugleich angezündet und der Erde gleichgemacht. Carthago's Schicksal war nicht schrecklicher als das seinige. Bloß einige Klöster, deren Erhaltung die gekrönten Würgengel aus Frömmelei und bei Todesstrafe geboten hatten, blieben auf der Trümmerstätte stehen. Wie aber aus der Wurzel einer vom Sturme zerschmetterten Eiche wieder Schößlinge treiben, so wuchsen im Laufe der Jahre wieder die Straßen aus dem Schutte heraus, und wenn auch der Glanz der früheren Tage noch nicht ganz wiederkommen konnte, so ist doch die Stadt eine der blühendsten des Landes. —

Etwa eine Meile von Lüttich, hart am Ufer der Maas und am Rande eines schönen Parks, liegt ein altes Schloß bei einem unabsehlichen Mauerviereck, aus dem eine Menge schlanker Thürme, wie die Minarets einer Stadt des Orients, hervorschauen. Es ist Seraing, das weltberühmte Etablissement John Cockerill's.

Man hat Seraing das Eskurial der Industrie genannt. Es ist in der That an Umfang noch größer, als jenes berühmte Gebäude der Faulheit, obschon es nichts von der verschwenderischen Pracht verräth, die da übel angebracht seyn würde, wo nur Zweckmäßigkeit gesucht wird und schicklich ist. Dem ursprünglichen Plane nach würde Seraing eine Bevölkerung von etwa 4000 Personen fassen können, die Familien der verheiratheten Arbeiter eingerechnet. Gegenwärtig, und seit ihm die Pflege seines Schöpfers entzogen ist, hat das Etablissement etwa 900 Werkleute, und in den dazu gehörenden Steinkohlen- und Eisengruben fahren 3 bis 400 Bergknappen an. Cockerill's Idee war, in Seraing die Eisenfabrikation, von der Erzgewinnung an bis zu ihren höchsten Stufen und Veredlungsgraden, auf das Großartigste und Zweckmäßigste zu vereinigen. Es sind drei Hohöfen hier und im Stande, wöchentlich 3500 Centner Roheisen zu liefern, welches alle Arbeitsprozesse bis zur fertigen Locomotive durchläuft. Seraing sollte jährlich für 4 Millionen Franken Waare produziren und sich binnen 9 Jahren bezahlt machen. Jetzt fertigt es für etwa eine Million Franken jährlich, meistens Maschinen und Schienen für die Eisenbahnen. Das Roheisen wird theils in einer sehr großen Zahl von Puddlings- und Schweißöfen und auf Hämmern und Walzwerken zu Stabeisen umgewandelt, um als solches weiter verarbeitet zu werden, oder es wird, in Kupolöfen umgeschmolzen, zum Guß der Maschinentheile verwendet. Ungeheuer große, feuerfest-gewölbte Räume nehmen die Gelb- und Rothgießereien und die Schmieden ein. Alle ersinnlichen Vorrichtungen zum Maschinenbau sind hier aufgestellt: z. B. eine Menge Bohrmaschinen, Drehbänke, Metallhobelmaschinen ꝛc. ꝛc. von jeder Größe. Eisenbahnen machen alle Communikation schnell und leicht, und unzählige Krahnen tragen die schwersten Massen geräuschlos und ohne Anstrengung von einer Arbeiterhand zur andern. Fünfundzwanzig Dampfmaschinen strecken ihre Arme durch die ganze Anlage, und wenn Alles gleichzeitig in Thätigkeit ist, verzehrt sie die Kraft von 1200 Pferden und etwa 2500 Menschen. Disciplin und Ordnung führen überall das Ruder, und die größte Reinlichkeit geht mit ihnen Hand in Hand. Alle Maschinen glänzen so neu, als kämen sie eben fertig aus der Werkstätte. Gegenwärtig werden hier nur große Maschinen, vorzüglich Dampfmaschinen aller Art, Locomotiven für Eisenbahnen und eiserne Dampfschiffe gemacht, letztere von vorzüglicher Leichtigkeit und Dauer. Nichts aber gibt einen anschaulicheren Begriff von der enormen Masse von Maschinen jeder Art, welche aus diesem Etablissement hervorgegangen sind, als die Magazine für die Modelle. Sie allein füllen den größten Theil des Schlosses und mehre Nebengebäude an. Ein großer Saal dient z. B. blos zur Bewahrung der Formen gezähnter Räder; alle sind nach ihren Dimensionen schön geordnet und mit fortlau-

fenden Nummern versehen. Die Modellschreinerei und die Förmerei nehmen fünf Ateliers von 200 Fuß Länge ein, und es sind stets 30 bis 40 Tischler, Förmer &c. &c. daselbst in Thätigkeit. Geschickte Arbeiter verdienen sich in Seraing wöchentlich 30 bis 40 Franken; geringe werden hingegen nur mit 9 bis 12 Franken bezahlt. Als Zweigetablissement ist die große Cockerill'sche Maschinenfabrik in Lüttich selbst zu betrachten, wo blos feinere Maschinen, meistens für die Spinnfabriken, gefertigt werden. Hauptabsatzwege der hiesigen Produkte sind, außer Belgien, Deutschland, Italien, Rußland, Süd- und Nordamerika. Den Ruf der Solidität hat Seraing auch nach dem Tode seines Gründers ungeschmälert behauptet.

Noch ist kein Lustrum über die Gruft desselben gegangen, noch ist das Herz nicht Asche geworden, das für alles Hohe und Große so lebendig schlug. Ueber einer Pforte liest man in einem Kranze von Sternen: **John Cockerill.** Nicht die bezahlte Hand des Steinmetzen hat sie eingemeißelt, sondern die Liebe und Verehrung seiner Arbeiter, als sie von seinem Tode im fernen Lande hörten. Um stiller Mitternacht, so geht die Sage, schreitet der Geist des großen Werkmeisters über die Höfe, und wenn er an die Pforte kömmt, bleibt er stehen und sieht hinan mit dankendem Blick auf das bescheidene Denkmal freier Zuneigung. So erzählen seine Arbeiter, und die Sage ehrt sie, wie den Geschiedenen.

Der Lebenslauf Cockerill's läßt sich mit wenigen Worten umreißen. Es war eine Brite und arm; er hatte nichts, als sein Genie und das Geschick seiner Hand. Dabei war er unstät, es war für ihn kein Bleiben. Wie ein Komet schweifte er umher; als Maschinenbauer wanderte er von einer Werkstatt in die andere, befahl und gehorchte selten, that, was er wollte. Da kamen die männlichen Jahre und mit ihnen der Drang, selbstständig zu schaffen und zu wirken. Der redliche, kenntnißreiche, geniale Mann fand Vertrauen, Glauben, Unterstützung. Er gründete ein Etablissement für Maschinenbau in Belgien und brachte es mit Adlerschwingen empor. Bald vermochte er Großes und immer Größeres daran zu knüpfen. Die Geister Boultons und Arkwrights schienen in ihm vereinigt, die glücklichste Combinationsgabe half ihm bei Allem, was er unternahm. Sein Genie gab der belgischen Industrie ein neues Gepräge, es gab der Industrie überall, wo es wirkte, eine höhere Würdigung und Geltung. Sein Weltbürgersinn wies seiner Thätigkeit den Erdkreis an: Land und Volk waren ihm gleich; Entfernungen galten ihm wenig: entdeckte er irgendwo einen Keim zu einer großen Industrie, seiner Wartung werth, so pflegte er ihn und zog ihn auf, ganz unbekümmert, wo es war, und sich selten mehr bedingend, als das Laissez faire! Er schmolz Kupfer am Nordkap, Eisen in Dalmatien; er spann in Berlin, in Cottbus; er bauete Maschinen in Frankreich, Italien, und unterhielt Etablissements in Aachen und drei belgischen Städten zugleich. Katastrophen in Menge kamen über ihn; Stürme, Gewitter ohne Zahl: er überstand sie ungebeugt. Immer schritt er an der Spitze der industriellen Ideen voran, bald anregend, bald steuernd. Der rasche Wechsel in den Arbeits-

prozessen verursachte, daß manche seiner Unternehmungen gleichsam schon während des Entstehens veralteten; in solchen Fällen besann er sich nie lange, er gab auf, sobald die Gewährschaft für ihre Dauer verloren war. Mehrmals richtete er Neues auf und legte es kaltblütig wieder ein, ehe es werkthätig wurde. Kein Fehlerfolg erschütterte, keiner schreckte, keiner entmuthigte ihn. Seine in so vielen Richtungen schaffende, erwerbende Thätigkeit spielte gleichsam mit dem Unglück und spottete den Wechseln merkantiler Erfolge. Es war kein Geheimniß, daß er vielmals Hunderttausende verlor; dennoch erwarb er Millionen. Da kamen die Tage, wo der Körper den Geist zu zügeln anfängt, und wo der Mann so gern sich einen Plan macht zur Ausfüllung für die übrige Lebenszeit, die hinter der Gegenwart liegt: — der Plan zu Seraing wurde geboren. Ein in sich harmonisch ausgebildeter Geist spiegelte sich darin, ein Riesengeist, und ein Riesenwerk sollte es werden. Bei Lüttich, in der Nachbarschaft der reichsten Kohlen- und Eisenlagerstätten, lag ein altes Schloß mit einem Park, Seraing, die einstige Residenz der Fürstbischöfe Lüttichs: — er kaufte die Besitzung, kaufte noch Land und Wald dazu, fing an, eine Stadt zu bauen für seine Arbeiter und Werkstätten, und während auf seinen Wink über der Erde tausende von Bauhandwerkern schanzten, setzte er hunderte von Bergknappen zu seinen unterirdischen Bauten in Bewegung. Drei Millionen hat er in seine Bergwerke gegraben, aus denen er die Elemente der überirdischen Industrie zu ziehen sich vorsetzte; neun andere Millionen hat ihm Seraing gekostet. Cockerill, der Millionär, borgte noch unbedenklich Millionen, um sein großes Vorhaben durchzuführen. Schon war das Werk gelungen, fertig, produktiv, ein Wunder für Alle, die es sahen. 2000 Arbeitsleute schufen in den unzähligen Ateliers nach seinem Willen; wie ein Fürst stand er unter ihnen, wie ein Vater war er geliebt von ihnen; dem ganzen Lande war er ein Wohlthäter durch sein Wirken und noch mehr durch sein Beispiel: sein König schätzte ihn höher als einen Fürsten und von der Welt war er höher geachtet als Könige: — da fuhr ein Blitz aus blauem Himmel herab — die belgische Bank, das Institut, dessen Credit Cockerill zum Belauf von mehren Millionen benutzt hatte, stürzte. — Cockerill war im kritischen Augenblicke in Norwegen mit seinen Kupfergruben beschäftigt: als er zurückkam, war die Fluth nicht mehr zu gewältigen. Er rief seinen König um Hülfe an; doch — konnte oder wollte dieser nicht helfen? — König Leopold ließ den ersten Mann seines Reichs fallen. Cockerill mußte mit einem Vermögen von sieben Millionen seine Zahlungen einstellen und alle seine Anstalten und Schöpfungen den Gläubigern zur Administration überlassen. Als Rußlands Kaiser sein Unglück erfuhr, beschied er den großen Mann nach Warschau; er benutzte seinen Rath zum Bau eines Eisenbahnnetzes für das Reich, und gab ihm zu den Anstalten und zur Erzeugung des Materials für den Bahnbau Credit bei der polnischen Bank. Eine neue, große Laufbahn schien ihm aufgethan; aber bald mußte sich Cockerill überzeugen, daß mit den persönlichen Elementen, die ihm zur Mitwirkung angewiesen waren, ein Gelingen mehr als zweifelhaft wurde. Er sah sich in einer fal-

schen Stellung. Der Kummer darüber, noch mehr als der über sein früheres Unglück, zehrten seine Kräfte auf, und er starb in Warschau, ehe er die Aufträge des Kaisers ausführen konnte.

Cockerill hat von seinen denkmalseligen Zeitgenossen noch keinen Stein, noch keine Statue erhalten. Er braucht keine. Sein schönstes Denkmal ist Belgiens industrielle Größe: denn sein Beispiel hat sie geschaffen.

CCCCXXV. Der Lowerzsee in der Schweiz.

Lieblich, wie eine Idylle Geßners, liegt er zwischen den Bergen! Der Lowerzsee ist klein; aber an Anmuth steht er keinem der Schweizerseen nach. Halb umgürten ihn hohe, buschigte Felsufer, um welche sich die Fahrstraße zieht; zur andern Seite sehen wir, hell beleuchtet, ein liebliches Mattland mit dem Dörfchen Steinen; vorwärts den kahlen Mithen und die Schweizer Hacken. Seine beiden Inselchen scheinen für den stillen Aufenthalt eines Weisen, eines Dichters oder eines Malers geschaffen zu seyn. Glückliche und beneidenswerthe Menschen, die hier weilen, wenn nicht der Ueberdruß an den Freuden des Lebens, oder ein nagendes Gewissen, oder ein menschenfeindlicher Sinn sie hergeführt hat, sondern die Liebe zum stillen Genuß der Schönheiten der Natur und zur ungestörten Bewunderung des Schöpfers. Eine Einsiedlerzelle auf der einen Insel — das Bild der Genügsamkeit und Ruhe — schmiegt sich mit ihrer Kapelle traulich an die in Moder zerfallenen Reste der Zwingburg von Schwanau an, die ein Denkmal der Freiheit ist; denn diese zerbrach ihre Thürme.

DER LAUER=(ODER LOWERZ=)SEE

im der Schweiz

Aus d Kunstanst d Bibliogr Inst in Hildbh

Eigenthum d Verleger

DER TRAUNFALL

CCCCXXVI. Das Traunthal und der Traunfall.

Gleich unterhalb Linz zertheilt sich die Donau in viele Arme; weit dehnen die Ufer sich aus, und eine Menge grünender Eilande betten sich in ihren Schooß. In dieser Gegend, eine Stunde von der Stadt, strömt die Traun der Donau zu, hurtig, klar, wasserreich, eine Tochter der Alpen.

Das Traunthal wird in seiner ganzen Länge bis nach Gmunden von der Eisenbahn durchzogen, welche von Linz nach dem letztgenannten Städtchen führt. Tausend und aber Tausende aus Nah und Fern kommen alljährlich und gehen, und Keiner kommt und Keiner geht, ohne die Ueberzeugung mit hinwegzunehmen, daß die Welt wenig Schöneres hat, als dieses Thal im gelobten Lande Oesterreich.

Da, wo die Linzer Eisenbahn in das Thal tritt, geht eine Brücke zum Städtchen Ebelsberg hinüber. Sie war Zeuge einer großen That. Als 1809 Napoleon, vom Siege getragen, der Kaiserstadt zuzog, schickte Wien die todesmuthigen Schaaren seiner Jünglinge den andringenden Feinden entgegen. An der Traunbrücke bestritten sie, eine Handvoll gegen ein Heer! den Franzosen den Uebergang. Schon stand das Städtchen hinter ihnen in Flammen; doch Schritt vor Schritt vertheidigten sie die Brücke, bis die Wucht der Uebermacht allen Widerstand vergeblich machte. Hinter ihnen das Feuer, vor ihnen das Schwert: — sie warfen sich in das Schloß, das auch schon brannte. Die Franzosen stürmten; vergeblich. Umsonst forderten sie, von so viel Heldenmuth erschüttert, zur Uebergabe auf: die Wiener Freiwilligen fuhren fort zu kämpfen, bis die Flammen den Bau verzehrten, bis er, zusammenstürzend, die Leonidas-Schaar in seinen Trümmern begrub. Dreihundert waren es gewesen, und Alle fanden den Tod. — Die Fahrt thalaufwärts ist schön. Malerisch gelegene Flecken und Städtchen, altersgraue Schlösser, ernste Ruinen und stille Klöster und Stifte ergötzen den Blick fortwährend, bis man Lambach erreicht. Wer den Traunfall sehen will, muß hier die Eisenbahn verlassen und den Fußweg im dunkeln Waldgrunde hin einschlagen, der sich allmählig zu einer engen und steilen Schlucht verengert, aus der betäubendes Tosen die unmittelbare Nähe des Wassersturzes verkündigt. Ein Treppenpfad führt über Felsgestein hinab zum Boden der Schlucht; noch einige Schritte weiter und man steht auf dem mit einem Geländer eingefaßten Felsenvorsprung, von dem aus man die Szene übersieht, welche uns das ebenso meisterhaft als getreu ausgeführte Bild versinnlicht. — Am imposantesten ist der Wasserfall, wenn ihn die Abendsonne beleuchtet. Jeder Lichttropfen wird

dann zu zuckenden Sternbildern, die bald zusammenschießen, bald sich verfolgen, und ein wunderbares Leben offenbart sich in dem Kampfe der funkelnden, regen Gestalten. Dazu tritt die Abgeschiedenheit und Stille ringsumher; nichts ist laut, nichts lebendig und regsam, als das ewig donnernde Element, das die furchtsame, zitternde Erde in den Schlummer wiegt. Mancher weilt wohl, bis die Sternbilder am Himmel hervortreten, oder der Mond heraufsteigt, und mit seinem Zauberlicht der Szene neue Reize verleiht.

CCCCXXVII. Das Pariser Rathhaus.

Paris ist das aufgeschlagene Buch der neuern Geschichte. Man liest es, indem man durch seine Straßen wandelt, und der Name jedes Platzes, jedes Markts, jeder Brücke, jedes Palastes wird zur Ueberschrift eines inhaltschweren Kapitels. Wie in Paris das Leben selbst keinem ruhigen Strome, oder stillen See, gleicht, sondern einem Wasserfalle, der mit betäubendem Geräusch von Stufe zu Stufe stürzt: — so verliert auch der Strom der Geschichte, sobald er die Ringmauern von Paris berührt, die ruhige Bewegung, er thürmt und kräuselt seine Wogen und bildet bald Strudel, bald Katarakte.

Am wildesten tosen sie im Centrum der ungeheuern Stadt, welches die Tuillerien, das Louvre, das Rathhaus, das Palais Royal, den Justizpalast und die Kaien von der Pontneuf bis zum Palast des gesetzgebenden Körpers begreift. Es umfaßt zugleich den ältesten Theil von Paris: die Cité, wo schon Julius Cäsar Geschichte machte. Sie ist sehr unregelmäßig gebaut, häßlich, schmutzig; voll enger, dunkler Gassen und schmaler Durchgänge. Die Bevölkerung ist unglaublich dicht; auf allen Straßen drängen sich die Wagen und Menschen; denn hier, im Mittelpunkt der Stadt, kreuzen sich und berühren sich die Verbindungen aller Quartiere.

Alle Centralanstalten des Reichs sind um den Mittelpunkt von Paris versammelt: Hof, Kammern, Börse, Bank, Academie, Ministerien, Gerichtshöfe, Münze; die großen Hospitäler und die Verwaltung der

DAS STADTHAUS IN PARIS

... d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in ...

Stadt selbst. Letztere ist ausgedehnter und verzweigter als die manches Königreichs; denn Paris hat ein Budget von 55 Millionen Franken, also größer als das Budget Bayerns.

Der Sitz der Verwaltung ist das hôtel de ville, das Rathhaus, ein alter, stattlicher Bau noch aus Franz des Ersten Zeit. Es steht am Greveplatz, der auf zwei andern Seiten mit Gebäuden umschlossen ist, seine vierte aber frei der Seine zukehrt.

Auf diesem Platze wimmelt eine Welt von Ereignissen und jeder Pflasterstein erzählt von einer großen oder schaudervollen Begebenheit. Die furchtbarsten Erinnerungen der Revolution drängen sich an dieser ihrer Richtstätte zusammen. Die entsetzlichsten Thaten, die größten Katastrophen, die größten Umwälzungen, die größte Hingebung, die ärgste Schuld, die vollendetste Bosheit, das schauderhafteste Verbrechen, — alle Tugenden und alle Niederträchtigkeiten sind abwechselnd über diese Bühne gegangen. Wenn du auf dem Greveplatz stehst, stehst du gleichsam im Mittelpunkte der neuern Geschichte; du siehst weltbewegende Begebenheiten über dir, um dich, unter dir, alle treibend, oder getrieben, alle brütend und mit Fortwirkung ohne Ende.

Das Pariser Rathhaus steht hier ganz an seinem Platze; denn welche Scenen haben seine Säle gesehen, welche Begeisterung und Aufopferung für das Herrlichste und Edelste auf Erden, und welche Auftritte cannibalischer Mordlust, teuflischer Intrike und superlativer Thorheit! An jenem Mittelfenster wurde Ludwig XVI., nachdem ihn der Pöbel von Versailles geholt hatte, dem Volke vorgestellt als neuer Kustos der jungen Freiheit, und an demselben Orte präsentirte Lafayette den Ludwig Philipp als — die beste Republik! Hier hatte die Revolution ihr Hauptquartier viele Jahre. Hier saß sie zu Gericht und stürzte ihr blutiges Beil auf Schuldige und Unschuldige herab; hier machte sie ihre Verwandlungen, hier wurde sie geschändet und verrathen, hier verkauft und verhandelt; hier hat man die Freiheit als Sklavin dem Kaiserthum überantwortet, das Kaiserthum der Restauration geopfert und diese der zweiten Revolution. Wenn man die Gesetzgebung in die Narrenhäuser verlegte, Aergeres könnte nicht zu Tage kommen, als aus diesem Hause hervorging. 1793 beschloß die Stadtgemeinde, die Pariser Zuckerbäcker sollten bei Todesstrafe ihre Süßigkeiten ohne Zucker backen; denn Zuckergebackenes mache aristokratische Gesinnung; ein anderes Dekret des Gemeinderaths erklärte alle Personen für des Royalismus verdächtig, welche bei den Speisewirthen nur die Kruste vom Brode äßen, und die Krume liegen ließen; ein anderes Dekret in demselben Jahre beschuldigte des Aristokratismus alle Haarkräußler, welche das Haar der Guillotinirten kaufen würden, um Perücken daraus zu machen, und wer von einem Hingerichteten Haare auf seinem Kopfe trüge, der solle selbst zur Guillotine. In Folge dieser und ähnlicher Gesetze wurden noch an demselben Tage 7090 Personen eingezogen. Am 21. Floreal des nämlichen Jahres wurde beschlossen, ein Ehrenprotokoll darüber aufzunehmen, daß man 1687 Franzosen guillotinirt habe; und in dem nämlichen Jahre wurde der Beschluß gefaßt,

die große Nation solle ein höchstes Wesen anerkennen! Hier wurden den Robespierres, den Marats und andern Männern des Schreckens Bürgerkronen votirt, hier hatten alle Häupter der Revolution nach einander ihre Stützen; aus diesen Sälen gingen sie hervor, und in diesen Sälen wurden sie verlassen und geopfert. Hier gab die gute Stadt Paris Napoleon, nachdem er die Freiheit erwürgt hatte, die glänzendsten Feste; hier legte sie sich ihm demüthig zu Füßen und goß die Schale der Vergötterung über ihn aus, und hier wurde von der nämlichen guten Stadt Paris seine Absetzung 1814 mit Jubel empfangen. Hier hat man die fremden Eroberer begrüßt, hier für Ludwig XVIII. die Beinamen: Ersehnter und Vielgeliebter — votirt, kurz nachher Ehrenpforten und Adressen der Unterwürfigkeit und Treue für den Kaiser, als er von Elba wiederkam, und ehe noch die Tinte des Protokolls darüber trocken war, da ward, nach der Waterlooschlacht, Napoleon's abermalige Absetzung vorgeschlagen. Hier machte man Ehrenadressen an Karl X., hier stieß man die ältern Bourbons vom Throne, und hier ward Ludwig Philipp auf den Thron erhoben.

So ist Paris, so ist Frankreich; — aber über die Erscheinungen steht die ewige Weisheit und lenkt mit Gerechtigkeit und Liebe. Sie, die auf dem Schneehügel des Grabes neues Leben weckt, knüpft auch die Faktoren der Weltgeschichte, so nichtig und verwerflich sie einzeln seyn mögen, in einen Strauß zusammen, der die Menschheit schmücken und verschönern kann, so wie er schädliche Nebel zusammenschaart, oder schwarze Feuerwolken, wenn er seine Erde mit befruchtendem Regen erquicken will. Darum sollen wir, geschieht auch Arges vor unsern Augen, nicht verzagen, sondern Vertrauen behalten zu Dem, der die Gestirne in ihre Bahnen weist, und nur selbst vom Streit für das Rechte und Gute nicht lassen, wenn auch das Schlechte zuweilen siegt und das Unrecht vorübergehende Triumphe feiert.

C.Reiss del.

SHEFFIELD

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger

CCCCXXVIII. Sheffield in England.

Aus den Trümmern der Vorwelt wuchs die jetzige Erde hervor; aus den Gräbern ausgestorbener Geschlechter erhob sich das ewig unsterbliche Leben; aus der verborgenen Tiefe stieg die bildende Kraft zum Licht herauf, von ihrem ersten Erzeugniß, dem Krystall, bis zu ihrem jüngsten und höchsten, dem weltbeherrschenden Menschen. Wie die Erdgeschichte, so ist die Geschichte der Menschheit. Der erste Menschenkern voll schlafender Kräfte zersplitterte sich im Laufe der Generationen, zahllose Individuen entstanden, sie nahmen unter den Einwirkungen der verschiedenen Ortsverhältnisse neue Formen, mit diesen neue Eigenschaften an. Das Gleichartige gesellte sich, gestaltete sich zu gesondertem Ganzen. Das organische Völkerleben wurde entzündet, es entwickelte sich von Stufe zu Stufe. Die Bildung und ihre eigenthümliche Kraft besiegte die rigide Masse, und die Kultur gelangte in ihren Repräsentanten, den kulturreichsten Nationen, allmählich zur Herrschaft im weiten Hause der Menschheit. Unter ihrem Walten und ihrem Einflusse erwachen selbst leblos und gestorben scheinende Völker zu neuer Thätigkeit, regen sich zahllose, ruhende Kräfte, erlangt der Menschengeist den höchsten Grad der Erregung, steigert sich sein Schaffungsvermögen, werden seine Erzeugnisse immer gewaltiger und colossaler, gebietend über Stoff, Raum und Zeit.

Englands Volk — mag es der Stolz anderer Völker leugnen! — ist die erste Nation der Welt. Unermeßlichkeit ist ihr Streben, Universalität ist ihr Einfluß, und ihr Interesse umspannt nicht nur das Erdrund, es ist in jedem Winkel der Meere wach, lebendig und thatenvoll. Sein grenzenloser Egoismus wird, eben weil er keine Grenzen hat, zu einer eignen Art Cosmopolitismus. Es gibt keinen Hafen, keine Bucht der Meere, wo die britische Flagge nicht wehte; kein Land, wo nicht Englands Boten und Geschäftsträger eine Rolle spielten; es gibt kein Produkt und keine Waare, welches ihm nicht zu einem Mittel diente für Tausch und zur Vermehrung seines Reichthums. Seinen Unternehmungs- und Spekulationsgeist scheucht kein Aufwand von Capital, keine Entfernung des Orts, keine Gefahr und Mühe zurück. Englands Handel, an dessen Hand Civilisation und Freiheit über die Erde schreiten, ist, sowohl seinem Bestande, als seinem Wirken nach, das erstaunenswürdigste Wunder der menschlichen Kultur und zugleich ihre festeste Stütze. Seine Etablissements zu Land und zu Wasser, seine Verträge mit allen Völkern, die Anzahl der Arme, die er beschäftigt, die Größe

und Menge der Capitalien, die er in Umlauf bringt, die Entdeckungen, die er in allen Zweigen menschlichen Wissens hervorruft, seine Resultate endlich, unter was immer für einen Gesichtspunkt man sie bringen mag, überbieten bei Weitem Alles, was zu irgend einer frühern Zeit, oder unter irgend einem andern Volke je in dieser Art bestanden. Wenn auch einmal dieses Menschenwerk vom Loose alles Irdischen betroffen wird (eine ferne Zeit!), wenn er verfallen seyn wird und verschwunden von der Erde, wie Carthago's Handel, bis auf das letzte sichtbare Zeichen: so wird dennoch sein Bild in dem Gedächtniß der Nationen ewig haften, und der Geschichtschreiber wird seine Bemühungen und seine Erfolge jederzeit unter die mächtigsten Hebel zählen, durch welche die größten Umwälzungen in der Ideenwelt entstanden und die Lage der menschlichen Gesellschaft sich von Grund aus veränderte. —

Englands Industrie entspricht dem Umfange seines Handels. Beide sind innig verschwistert, ein rechtes Zwillingspaar; Einigkeit ist ihr Panier. Die meisten Grundlagen und Hülfsmittel für den Handel kommen auch der britischen Industrie zu Statten: Niederlagen in allen Meeren; Kolonien, die volkreichere Staaten sind, als das Mutterland selbst; Absatzorte und offene Märkte überall und durch Verträge gesichert; ein trefflich geregeltes Bankwesen, welches den Localbedürfnissen der Gewerbe überall zu Hülfe kommt; die reichste Auswahl der Rohstoffe, die der Handel aus allen Erdwinkeln zu den wohlfeilsten Preisen herbeiführt, oder die britische Erde in überschwänglicher Menge verbirgt; Kapitalien, stets bereit, solche Gewerbe, in denen sie eine nützliche Anwendung finden können, zur größtmöglichen Ausdehnung in kürzester Frist zu bringen; Unternehmungsgeist ohne Maß, geleitet von der reichsten Erfahrung und jenem den Briten eigenen praktischen Sinn, welcher sich leicht in alle Verhältnisse fügt, oder ordnend in sie eingreift; dabei Schutz durch den Besitz der größten Macht, die jemals auf Erden bestanden: — dies sind die breiten Grundlagen, auf welchen der Bau der britischen Industrie zu dem Koloß emporwuchs, an welchem die übrigen Nationen entweder muthlos, oder muthig nacheifernd, alle aber mit Neid, emporsehen.

Eben so bewundernswerth als ihre Größe ist die Schnelligkeit ihrer Entwickelung: denn die Hauptzweige der britischen Industrie datiren erst aus dem letzten Jahrhundert. 1750 war England noch der größte Markt für baumwollene Stoffe aus Indien, für seidene aus Lyon und China, für deutsche und niederländische Stahlwaaren und Leinen, und mit Millionen englischen Goldes wurden unzählige Fabrikerzeugnisse des Continents gekauft. Seitdem hat sich Alles umgekehrt. Der Hindu und der Chinese kleiden sich jetzt wohlfeiler in englische Stoffe, als sie selbst welche hervorbringen können. Die britischen Stahl- und Eisenwaaren versorgen drei Viertheile der Welt; englische Leinwand verdrängt die deutsche von allen Märkten und die deutsche Leinwand selbst wird schon großentheils von englischem Garn gewebt. Jene Millionen bleiben nun in England, und dazu strömen die Millionen der Fremde, welche diese für britische Erzeugnisse derselben Gattung zahlt, die sie früher an England verkauft hat. Daher die stete Anhäufung von Capital, von der man im Ausland keinen Begriff

haben kann, da die gleichartigen Erscheinungen nicht groß genug sind, um einen Maßstab zu geben; daher die Anhäufung von Geschick, Erfahrung und von Talenten, welche, in ihrer Vereinigung, eine industrielle Uebermacht gebildet haben, gegen welche, bei freier Conkurrenz, in der ganzen übrigen Welt nichts mehr Widerstand leisten kann. Der britische Staat selbst ist seiner Industrie gehorsam. Um ihrer Interessen willen macht er Eroberungen in allen Zonen, hat er China bezwungen, bedeckt er die Küsten Asiens und Australiens mit Colonien und schützt sie durch Flotten und Armeen; macht er Völker und Könige ferner Erdtheile zu Unterthanen; unterhält er seine Häfen, seine Festungen, seine Arsenale und Docks an den Küsten Europa's; liefert er Schlachten, stützt er Reiche, oder läßt sie fallen; leitet er die Fäden der Diplomatie; intervenirt er in der Politik aller Länder und gibt oft mit sicherer Hand den Ausschlag in den wichtigsten Conjunkturen des internationalen Verkehrs, indem er fremden Regierungen die Geldmittel gewährt, oder verweigert, deren sie zur Ausführung ihrer Plane bedürfen.

Erst kürzlich (im IX. Bd. S. 133) ging eine der großartigsten Erscheinungen an uns vorüber, welche sich aus der britischen Industrie entwickelten. Wir haben Manchester betrachtet, den Sitz der englischen Baumwollenmanufaktur. Sheffield ist der Pendant: Sheffield, „die Messer- und Scheerenstadt."

Sie, die sich jetzt über ein Thal und 2 Berge hinstreckt, Sheffield, das über 1 engl. Geviertmeile Flächenraum bedeckt und, größer als Hamburg, 145,000 Einwohner zählt, war, ehe die Industrie einkehrte, ein elender Flecken, der im 17ten Jahrh. kaum 2000 Einwohner hatte. Er war berüchtigt durch seine Bettler, die das Land weit und breit brandschatzten. Um 1580 zog ein fremder Mann dahin und fertigte — Maultrommeln. Dies war der erste, unscheinbare Keim jener ungeheuern Fabrikation von Eisen- und Stahlwaaren, durch welche Sheffield sich allmählich die ganze Erde zinsbar gemacht hat. Im Jahre 1586 fing das Messer- und Scheerenmachen an, und man trieb 1624 das Geschäft so stark, daß die Verfertiger in eine Innung zusammen traten. Sie lieferten Taschenmesser mit Griffen aus Eisen, aus Horn und Schildplatt. 1628 ward das erste Rasirmesser in Sheffield gemacht; 1658 die erste Feile. 1680 waren schon über 90 Meister, Messermacher, Feilenhauer u. s. w. da. Sie bezogen ihren Stahl aus Westphalen, von Schmalkalden und Suhl unter dem Namen German Steel, bis 1665 ein deutscher Stahlmacher nach Rotherham zog, und zuerst hier, dann in Sheffield selbst, den ersten Stahlhammer etablirte. Der Name German Steel blieb für allen auf deutsche Weise gefertigten Cementstahl bis auf den heutigen Tag, obschon Sheffield seit langer Zeit kein Pfund deutschen Stahl mehr bezieht. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts wurde die Fabrikation von Sensen und Sicheln aus Steiermark eingeschleppt, und sie kam bald in große Aufnahme. Die erste größere Waffenfabrik entstand 1720.

Im Jahre 1725 wurden die ersten platirten Knöpfe gemacht, welches die Grundlage zur Entstehung jener großartigen Manufaktur von platirten Waaren abgab, womit Sheffield ein halbes Jahrhundert lang alle Märkte der Erde ausschließlich und ohne Konkurrenz versorgte. Bis um diese Zeit bediente sich das Sheffielder Fabrikwesen der Londoner Vermittelung zum Vertrieb seiner Erzeugnisse. Broadbent, ein Cockerill seiner Zeit, der 700 Arbeiter beschäftigte, löste zuerst diese Fessel, indem er Reisende in alle Theile der Welt ausschickte, welche direkte Verbindungen mit dem Auslande aufsuchen und anknüpfen mußten. Den größten Aufschwung aber nahm das Sheffielder Geschäft dann, als Holztheuerung und Holzmangel die Erzeugung des Eisens mit Steinkohlen gelehrt hatten. Sheffield, von großen Steinkohlenablagerungen umgeben und schon längst reiche Eisenbergwerke bebauend, sah sich dadurch im Besitze unerschöpflicher Hülfsmittel für seine emporstrebenden Gewerbe, welche seitdem von Jahr zu Jahr gewachsen sind bis auf den heutigen Tag. 1736 hatte die Stadt 9800 Einwohner; 1755 über 12,000; 1788 schon 26,000; 1801 über 36,000; 1820 70,000; und seitdem ist die Bevölkerung um das Doppelte, die Häuserzahl auf 32,000 gestiegen! Jede Familie bewohnt in glücklicher Unabhängigkeit ein eignes Haus, der Wohlstand ist allgemein, durch alle Classen verbreitet, und jene betrübenden Contraste zwischen dem Crösus-Reichthum der großen Fabrikherren und der bittern Armuth ihrer Arbeiter, wie sie in den Distrikten der britischen Baumwollenmanufaktur, namentlich in Manchester sichtbar werden, sind hier unbekannte Dinge. Daher hört man auch nichts von Arbeiterassoziationen, um höhern Lohn zu erzwingen, und von jenen Strikes, denen Aufstand und Elend im Gefolge gehen. Die meisten Eisenarbeiter fertigen die Waare in ihrer eigenen Werkstätte auf Bestellung der Faktoren, theils in halb-, theils in ganzvollendetem Zustande, und das Prinzip der Theilung der Arbeit hat hier glücklicher Weise noch nicht alle Selbstständigkeit des kleinern Gewerbsmannes zu Gunsten des mächtigen Fabrikanten vernichtet.

Schon von Weitem ist Sheffield das Bild eines blühenden Gemeinwesens. Meilenweit von der Stadt beginnen die Gärten und Landhäuser, und ihre unzählbare Menge läßt erkennen, daß hier recht Viele an den Freuden eines mäßigen Wohlstandes und am heitern Lebensgenuß Theil haben. Das Thal, in welches der älteste Stadttheil gebettet ist, wird vom Don bewässert, dem hier der Sheaf aus dem westlichen Gebirgsland zuströmt. Eisenbahnen und Kanäle, jene zum Theil von Viadukten getragen, zweigen sich nach mehren Richtungen aus, und das rührige, rastlose Leben auf denselben steht in Einklang mit dem schon in weiter Entfernung hörbaren, unausgesetzten Getöse einiger zwanzig Eisenhütten, Hammer- und Walzwerke, welche die Stadt unmittelbar umgeben, und zu den thurmhohen Essen, welche in Menge aus dem Häusergewühle emporstarren und Feuerbüschel oder schwarze Rauchwirbel ausstoßen. Die Stadt selbst hat, wegen des hügeligen, coupirten Terrains, viel Unregelmäßiges in ihrer Bauart. Die Wohnungen sind meistens klein, vom Ruß und Rauch ge-

schwärzt; aber im Innern reinlich und behäbig. Fast in jedem Parterre hämmert's und klopft's, säg's und feilt's, oder sprüht eine kleine Esse, und in jeder größern Werkstätte sind neben den Werkleuten Maschinen thätig und ersparen an menschlicher Arbeit. Trotz eines zweimal höhern Arbeiterlohns, als der auf dem Continente, hat man es möglich gemacht, mit der Güte der Sheffielder Eisen- und Stahlwaaren eine Wohlfeilheit zu verbinden, die ihnen alle Märkte der Erde und die meisten ausschließlich öffnet. Sheffields Industrie darf mit gerechtem Stolze die Preisherabsetzung ihrer Erzeugnisse als ihres größten Erfolges sich rühmen (ein Tischmesser, welches vor 50 Jahren einen Schilling kostete, gibt es z. B. jetzt für einen Penny), denn in der That hat der Ort in dieser Hinsicht das unmöglich Scheinende geleistet. Die Ursache liegt in der Theilung der Arbeit, im Geschick und in dem eisernen Fleiße seiner Bevölkerung, in der Einfachheit und zugleich wieder in der Wirksamkeit ihrer Verfahrungsweisen, endlich in ihrer so kunstreichen und einsichtsvollen Mechanik, in die sie alle Geschicklichkeiten zu legen wußte, welche die Vorsehung den Fingern des Menschen gegeben hat, alle Kraft, die sie seinen Muskeln verliehen, ohne jenen Beisatz von Ungeschicklichkeit, schlechtem Willen und falschem Urtheile, welche sich bei dem Menschen so oft in die Anwendung seiner Fähigkeit mischen und diese unvollkommen machen. Man muß die Sheffielder Werkstätten selbst gesehen haben, um die volle Bewunderung in sich aufzunehmen, welche die industriellen Zustände dieser „Messer- und Scheerenstadt" verdienen, welche ein Fürst Pükler, der über Unbedeutendes und Kleines so wortreich seyn kann, mit der Bemerkung abfertigte: Des vielen Rauchs wegen habe er die Sonne für den Mond gehalten.

CCCCXXIX. Stuttgart.

In unsers großen Vaterlandes südwestlicher Ecke liegt eine Landschaft, über welche eine heitere Natur das Füllhorn ihres Segens ausgegossen hat, bewohnt von Menschen, in denen deutsches Gemüth noch frische Triebe treibt, und biederer, redlicher Sinn noch die Regel ausmacht, — das liebe Schwabenland.

Der Kern dieser Landschaft, welche Natur, Sage und Geschichte wetteifernd schmückten, bildet ein mit Hügelmassen besetztes Plateau, welches im Westen und Osten von Gebirgszügen begrenzt ist. Der westliche Zug ist der Schwarzwald; wie ein Dach senkt er sich gegen die Ebene herab, während südöstlich jäh und steil die Alb ansteigt. Beide Höhenzüge nähern sich einander im obern Neckarthale bis auf eine halbe Stunde; jenseits geht die Landschaft weit auseinander und verflächt sich in die Ebenen des Mains und der Jaxt. Von der Alb, im Süden, breitet sich die Hochebene Oberschwabens bis zur Donau und bis zum Bodensee aus und bildet die Grenze des Ganzen.

Das Prachtstück dieser schönen Landschaft, in welche Baden und Würtemberg sich theilen, ist das Neckarthal: heiter ist's und überaus fruchtbar. Rankende Reben kleiden seine Gelände, Obstwälder seine Höhen, lustige Wiesengründe und bunte Auen und Saatfelder die Seiten des Stromes, auf dessen Wogen in Dampf- und Segelschiffen, in Boten und Barken ein rüstiges Leben sich schaukelt. Städte, Flecken und Dörfer, reinlich und schmuck, bald in das breite Stromthal, bald in die Seitengründe gebettet, bald die Gehänge hinan gebaut, bald auf den Scheiteln der Höhen gelagert, wie Italiens Städte, oder hinter Obsthainen verborgen, bieten dem Auge liebliche, immer wechselnde Scenen dar, und der Ausdruck der dichten Bevölkerung zeigt im Allgemeinen Intelligenz und Zufriedenheit. Daß im Neckarthale nicht die Hauptstadt des Landes gebaut worden ist, müßte Wunder nehmen, wüßte man nicht, wie ungeschickt oder unglücklich die Gründer von Landeshauptstädten und fürstlichen Residenzen in der Ortswahl gemeinlich waren, und wie Laune und Zufall dabei so oft ihr arges Spiel getrieben. Man denke an Madrid, Berlin, München, Darmstadt! Würtemberg war darin doch minder unglücklich; denn Stuttgart's Lage ist, wenn auch eine bessere Wahl getroffen werden konnte, doch in der That recht schön und, weil fast in der Mitte des Königreichs, ist sie auch zweckmäßig.

C. Reiss del.

STUTTGARDT

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Des Schwabenlandes Königsstadt nimmt mit ihren Gärten und Anlagen den größten Theil der kesselförmigen Ausweitung eines Thals ein, über welches die südliche Natur des nahen Neckarthals noch einen Theil ihres Segens ausgoß. Am schönsten ist die Fernsicht Stuttgart's von den Höhen um Cannstadt. Da prangen im Vordergrunde die königlichen Lustschlösser Bellevue und Rosenstein auf ihren Höhen, und zwischen ihnen, im Hintergrunde, fällt der Blick auf die Häusermasse der Hauptstadt, von den Eßlinger, Bopser- und Hasenbergen umgeben, und überragt von den königlichen Schlössern, der Solitude und den vielen Landhäusern auf den Höhen.

Unser Bild zeigt uns Stuttgart viel näher. An der äußersten Linken, halbverdeckt von dem Berge, sehen wir ein Gebäude von imponirenden Verhältnissen: es ist das königliche Residenzschloß. Man nennt es das neue. Es wurde 1746 begonnen, brannte aber vor der Vollendung, 1762, größtentheils nieder. Erst der letztverstorbene König hat es ausgebaut. Man kann vor diesem Hause und in seinem herrlichen Innern, das alle Künste wetteifernd schmückten, vergessen, daß Würtemberg das kleinste Königreich in Europa ist. Es ist ein regelmäßiger Prachtbau, der auf den ersten Blick dem Beschauer sagt: hier wohnt ein König. Und der König ist gut. Ein kluger, kräftiger, wohlwollender, braver Fürst, dessen Gemüth kein Arg in sich hegt, mit einer Gesinnung, die dem Rechte nichts vergibt, aber versöhnlich hoch über den Parteien steht, ist er im Kreise der deutschen Fürsten die beruhigendste und erquicklichste Erscheinung unserer Gegenwart. Würtemberg ist wirklich glücklich unter ihm und genießt die Früchte eines alles Preises würdigen Vertrauens und Zusammenwirkens zwischen Volk und Regierung in reichem Maße. — Neben der Residenz erscheint das hochgethürmte alte Schloß, wo man noch manche Merkwürdigkeiten und Curiosa sehen kann. Es ward 1553 zu bauen angefangen, und bis Ende des 17ten Jahrhunderts ist vielfach daran gebessert und erweitert worden. Der tiefe Graben, der es ehemals umgab, und wo die jagdlustigen Fürsten ein Rudel Hirsche gefangen zu halten pflegten, die sie aus den Zimmerfenstern schießen konnten, ist jetzt ausgefüllt und dadurch ein großer Theil des Baus in der Erde verborgen. Die einst berühmte unterirdische Mühle ist auch nicht mehr vorhanden. — Zunächst dem alten Schlosse guckt die alte Stiftskirche hervor, mit der Gruft der fürstlichen Familie und sehenswerthen Grabmonumenten; von ihrem gewaltigen Thurme schallt die große Glocke, Osanna, seit Jahrhunderten den Stuttgartern zu Freud und Leid. — Jenes Giebeldach, der Stiftskirche zur Rechten, gehört dem Theater an. Es ist eines der ältesten in Deutschland und bestand schon Ende des 16ten Jahrhunderts. Fast alle Erzeugnisse der deutschen dramatischen Dichtkunst gingen über diese Bühne. — Der Thurm, der die übrige Häusermasse überschaut, ist jener der Hospitalskirche, deren Altar Dannecker mit dem Modell seiner Christusstatue sinnig schmückte. Der Greis feierte damit die Stelle, wo er fünfundsechzig Jahre zuvor zum Erstenmal an des Herrn Tisch gegangen war.

Nach diesem Blick auf die Einzelheiten unsers Bildes noch eine Ueberschau des Ganzen!

Stuttgart ist nicht alt und aus gar kleinem Anfang groß gewachsen. Noch im 12ten Jahrhundert war's ein armer Flecken, oft ein Fehde- und Tummelplatz von den abelichen, raublustigen Rittergeschlechtern, deren sieben Burgen die zunächst gelegenen Höhen einnahmen. Der wackere Habsburger kam auf seinem heiligen Zuge zur Züchtigung des hochgebornen Raubgesindels auch hierher und zerstörte ihre Nester mit einander. Nach seinem Abzuge nahmen die eingeschüchterten Schnapphahn-Familien ihre Wohnsitze in der Stadt, bauten sich daselbst Schlösser, und die würtembergischen Grafen verlegten dahin erst ihr Erbbegräbniß, dann ihre Residenz. Doch hatte Stuttgart bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts noch nicht über 10,000 Einwohner. Seine große Zeit begann erst, als Napoleon dem Fürsten Würtembergs eine Krone aufsetzte: nämlich unter dem letztverstorbenen Könige. Ganze Stadtviertel erhoben sich neu und seitdem ist Stuttgarts Verschönerung und Erweiterung unausgesetzt fortgeschritten. Es hat jetzt an 100 Straßen (unter welchen die Königsstraße die schönste ist) und über 2500 Häuser, mit einer Bevölkerung von mehr als 45,000 Einw. — Außer den bereits genannten Gebäuden zeichnen sich durch Umfang und Schönheit die Palais des Kronprinzen und der Prinzessinnen, das Postgebäude, der Bazar, das Kanzleigebäude und die neue Kaserne aus. Den alten Schloßplatz schmückt die Statue Schiller's, des Schwabenlands Stolz für alle Zeiten.

Stuttgart gilt in Süddeutschland als der Centralpunkt des geistigen Lebens und es hat gerechten Anspruch auf diese Ehre. Der Adel spielt hier nicht die überall bevorzugte Rolle, welche ihm an andern Residenzen zugetheilt ist, und der Beamtenstand findet in der Menge von privatisirenden Gelehrten und in einer großen Anzahl Individuen aus den bürgerlichen Ständen, welche wissenschaftliche Durchbildung besitzen, das Gegengewicht seiner Geltung. Daher sind die Stände hier weniger scharf geschieden, als in andern Hauptstädten Deutschlands; ein ächt geselliger, gemüthlicher, für alles Schöne und Nützliche empfänglicher Sinn ist lebendig und er macht jenen großartigern Sinnengenuß entbehrlich, den man in umfangreichern Hauptstädten findet. Die allgemeine Bildung wird durch die vorhandenen zahlreichen Sammlungen und Lehranstalten unterstützt und gepflegt, und sie äußert sich in einer Menge Vereine zu wissenschaftlichen oder philanthropischen Zwecken, welche ohne jene weder entstehen, noch dauern könnten. So besteht hier ein landwirthschaftlicher Verein mit einer über das ganze Königreich sich erstreckenden, fruchtbaren Wirksamkeit; ein botanischer Reiseverein, der zum Zweck hat, junge Naturforscher auf Untersuchungsreisen auszusenden; ein Centralverein für Handel und Gewerbe, welcher der Industrie und dem Verkehr in weiten Kreisen Vorschub leistet; eine Gesellschaft zur Verbesserung des Weinbaus, und ein pomologischer Verein mit Musteranlagen für Obst- und Rebenkultur; ein Wettrennverein für die Hebung würtembergischer Pferdezucht, der jährlich an

dem landwirthschaftlichen Feste zu Cannstadt Pferderennen veranstaltet; ein Creditverein, dessen Anleihen mit successiver Capitaltilgung der Industrie mannichfach unter die Arme greifen und der sich eines großen Zutrauens erfreut; Versicherungsgesellschaften gegen Hagel, Feuer 2c., und eine allgemeine Rentenanstalt. Für religiöse und philanthropische Zwecke wirkt die große Bibelgesellschaft höchst gesegnet und ausgebreitet, und greifen die Frauenvereine thätig ein. Es bestehen welche für die Erziehung und Unterbringung verwahrloster und armer Kinder; für arme Jungfrauen aus den gebildeten Ständen; für dürftige israelitische Kinder; ein Verein für die fortgesetzte Besserung und Beschäftigung entlassener Strafgefangener, und der allgemeine Wohlthätigkeitsverein. Ungewöhnlich reich ist Stuttgart an literarischen Hülfsmitteln zur allgemeinern Benutzung. So haben fast alle Centralstellen ihre bedeutenden, möglichst vollständigen Fachbibliotheken; auch die Landstände haben ihre eigene, das Gymnasium, die Realschule und mehre gelehrte Gesellschaften. — Für Kunstbildung ist ebenfalls reichlich gesorgt. Außer dem königlichen Museum sind eine Menge Privatsammlungen durch die Liberalität ihrer Besitzer zugänglich geworden. Neben dem Sinn für das Schöne und für die Wissenschaft ist auch der für Industrie sehr entwickelt; eine Menge Fabriken gedeihen und nehmen zu mit jedem Jahre. Der Buchhandel ist hier das größte Gewerbe. Das Cotta'sche Haus, mit einem Wirken und einem Rufe, der über die Erde reicht, beschäftigt allein halb so viel Kräfte zur Hervorbringung und Vervielfältigung der Werke des menschlichen Geistes, als die Verleger Berlins zusammen genommen. Es leben an dritthalbhundert Schriftsteller in Stuttgart, und wenn auch viele Fabrikarbeiter darunter sind, so wird doch auch sehr Tüchtiges erzeugt, was der deutschen Wissenschaft und Literatur zur bleibenden Ehre gereicht. Neben dem Verlagsgeschäft blüht der Kunsthandel und gedeihen seine Hülfsgewerbe: Buch- und Steindruckerei, Kupferdruckerei, Schriftgießerei 2c. in zum Theil großartigen Anstalten. Bijouterie-, Gold- und Silberwaarenfabrikation, die Tuch-, Seiden-, Baumwollen- und Handschuhmanufaktur, Goldstickerei, Bandwirkerei werden lebhaft betrieben. Auch der Handel hat sich in neuerer Zeit sehr gehoben und er wird noch weit mehr Bedeutung gewinnen, sobald das Eisenbahnnetz gelegt ist, von welchem Stuttgart der Centralknoten werden soll. Dieses wahrhaft große Unternehmen, welches 27 Millionen Gulden zu seiner Ausführung bedarf, ist das sprechendste Zeugniß von der Einsicht, der Eintracht und der Kraft, welche in Würtemberg alle Elemente des Staats beleben, und das kleinste Königreich in Europa stellt damit, wie durch seine Zustände im Allgemeinen, ein Beispiel auf, beschämend für viel größere Reiche und der Nachahmung aller würdig.

CCCCXXX. Schnepfenthal am Thüringer Walde.

In geheimnißvoller Ordnung bewegt sich das unermeßliche Heer der Gestirne durch die grenzenlosen Räume des Weltalls, eine unsichtbare Macht leitet ihre irrenden Schritte, und in ewig fortstürmendem Fluge wandeln sie neben einander hin in der pfadlosen Wüste und berühren sich nie auf ihren ewigen Zügen. Eine einzige Hülle, undenkbar groß und ohne Grenzen, umfaßt sie alle. In des Aethers unergründlichen Tiefen schweifen sie umher, beleuchten sich friedlich die dunkeln Pfade und begleiten einander schweigend mit unendlicher Liebe. Sie möchten einander berühren: aber — „wallet einsam, ihr Bewohner meiner Himmel!" — war der Spruch des Schöpfers, und das Gesetz hält die Nahenden aus einander.

Anders sprach er zu den Menschen: „Gesellt euch, liebt einander und wirkt für einander auf meiner Erde!" — Und dem Gebote gehorcht das Geschlecht. Verwandtes fügt es in Liebe zusammen, es kettet die Geister mit unsichtbaren Banden und herrscht mit stillem Walten über die Herzen.

„Liebt Euch und wirkt für einander!" In der rechten Ausübung dieses Gebots liegt der Zweck aller Menschenerziehung. Die wahre Pädagogik wird nie etwas anderes mit dem Menschen wollen, als Kräftigung seines Willens und seiner Fähigkeit zur Erfüllung dieses Gesetzes — und jede Bestrebung der Erziehung, die nicht in ihm, wie in einem Mittelpunkte, zusammenfließt, entfernt sich von ihrem würdigsten Ziele. Wie jenes Gesetz ewig und unveränderlich ist, ist daher auch die Pädagogik in ihrer Grundlage unwandelbar.

Aber die Formen der Erziehungskunst sind mannichfaltig. Jeder Erzieher kann einen eigenen Weg zum Ziele wählen, und er wird ihn stets mit Erfolg betreten, wenn er Kraft mit Ausdauer verbindet. Die besten Erziehungsanstalten geben davon den Beweis. Alle ihre Gründer gingen selbstständige Pfade, und alle gelangten zu dem nämlichen Ziele. So Pestalozzi, so Fellenberg, so Salzmann, und wo in ihres Gründers Geist der angebahnte Weg fortbetreten wurde, da erhielten sich ihre Institute auch nach ihrem Tode.

Salzmann's Institut in Schnepfenthal hat nun weit über ein halbes Jahrhundert bestanden, und obschon sein großer Stifter lange von ihm geschieden ist, ward doch sein Ruf und sein Ruhm nicht kleiner. Die Ehre, dem Range nach die erste Erziehungsanstalt in Deutschland zu seyn, wird ihm noch heute zuerkannt. Die Pädagogik ist seit Schnepfenthals Entstehen fortgeschritten, wie alle Wissenschaften fortgeschritten sind; darum sind aber

Gez. v. J. Reiss — Gest. v. B. Metzeroth

SALZMANN'S INSTITUT

zu Schnepfenthal.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

die Früchte nicht unedler geworden, die an dem alten Stamme wachsen. Salzmann's Geist, in seinen Kindern und Enkeln, welche der Anstalt vorstehen, oder ihr als Lehrer dienen, gleichsam verjüngt, ist die verhüllte Ursache des rüstigen Fortbestehens dieser Anstalt, der Urquell ihrer Lebensfrische, die Seele ihres Wirkens, der Grund ihres dauernden Gedeihens.

Schnepfenthal liegt in jener reizenden Gegend des Thüringer Waldes, deren Schilderung ich in einem frühern Bande (V. Band, Seite 25) unter der Aufschrift Reinhardsbrunn versuchte. Die Gebäude der Erziehungsanstalt stehen auf einem Hügel und hüten gleichsam den Eingang des Reinhardsbrunner Thals, von dessen Rande sie weitweg auf Thüringens Ebene schauen.

Salzmann, der mit Basedow in Dessau zusammen gewirkt hatte, gründete die Anstalt 1784 mit Unterstützung des einsichtsvollen Beförderers so vieles Guten, Herzogs Ernst II. von Gotha. Er kaufte den damals öden Hügel und begann die Errichtung der Institutsgebäude, welche, allmählig vielfach erweitert, vor einigen Jahren zu der schönen Gruppe vereinigt wurden, die wir auf dem Bildniß überschauen. Anmuthige Gartenanlagen umgeben sie von drei Seiten; ein Gehölz dicht daneben enthält die zu den Turnübungen nöthigen Anstalten, für welche, bei schlechtem Wetter, auch die verdeckte Reitbahn dient. Das Hauptgebäude enthält die Lokalitäten det Erziehungsanstalt: die Lehrzimmer, Speise- und Schlafsäle, die Kapelle, naturhistorische und andere Sammlungen; ferner die Wohnung des Direktors (Salzmanns, des Sohnes,) und seiner Familie. — In dem zunächst stehenden Gebäude wohnen die Lehrer. Es sind deren Zwölf; Verwandtschaft und innige Freundschaft knüpft sie zu einer Familie zusammen, in welcher reine Sitte, edle Gesinnung und das Bewußtseyn der Größe der übernommenen Pflichten für den gemeinschaftlichen Erziehungszweck gute Früchte tragen. Der Mittelpunkt dieses schönen Verhältnisses ist der Direktor, den alle Zöglinge mit „Vater," wie seine Gattin mit „Mutter", anreden. In die ökonomischen Geschäfte der Anstalt (außer den 40 Zöglingen, die gewöhnlich da sind, macht das Lehrerpersonal, ihre Familien, Gesinde und Dienerschaft auch etwa 50 Personen aus,) theilen sich Gattin und Schwester des Direktors. Ihre Hände versorgen die Tafeln mit guter, einfacher Kost, eine treffliche Quelle vor dem Hause gibt den gesündesten Trank. Nur bei festlichen Gelegenheiten empfängt jeder Zögling ein Glas Wein.

Der Kreis der Schnepfenthaler Zöglinge gehört theils den höhern, durchgängig den gebildeten Ständen an, und selbst fürstliche Knaben fanden hier zuweilen das Glück einer guten Erziehung. Es erhalten die Eleven keine eigentlich gelehrte, aber eine sehr umfassende Schulbildung, welche sie befähigt, bei ihrem Abgang entweder die obersten Klassen eines Gymnasiums, oder einer Realschule, oder auch die Universität mit Nutzen zu besuchen, oder in das praktische Geschäftsleben überzugehen. Eine wahre Lust ist es, diese muntere, lebensfrische Jugend

zu sehen. Sie ist ein Bild von Kraft und Fülle der Gesundheit; — ganz anders, als jene Jugend, welche in den dumpfigen Schulstuben der meisten Gelehrtenschulen bleicht.

Auf die sittliche Veredlung des Menschen wird in Schnepfenthal mit zarter Sorgfalt gewirkt und die Gewohnheit pünktlicher, getreuer Pflichterfüllung nimmt fast Jeder als Schatz für's Leben mit aus der Anstalt. Ordnung und Reinlichkeit gehen mit der Angewöhnung zu Sitte und Anstand Hand in Hand. Zu allen Beschäftigungen, zu Tische, zum Spiel, ruft die Glocke. Jeder Knabe hat ein Aemtchen im Hauswesen, oder einen kleinen Handel zu besorgen, und es wird streng darauf gehalten, daß dies exact geschehe. Ueber Einnahme und Ausgabe führt der Zögling Buch und Rechnung; ein wirksames Mittel, neben dem Sinn für geschäftliche Ordnung zugleich den für Sparsamkeit zu wecken. Ein eigener Arzt überwacht den Gesundheitszustand der Anstalt.

Pflege des Gemüths war von jeher ein Hauptaugenmerk bei dem Bildungsgange in dieser Anstalt. Die Vorträge bei den Gottesverehrungen, bei der Aufnahme neuer Zöglinge, bei öffentlicher Belohnung der Fleißigen und Guten und bei sonstigen Feierlichkeiten sind darauf berechnet, bleibende, tiefe Eindrücke auf die jungen Herzen zu machen. Sorgfältig räumt man jedes Hinderniß einer freien Entwickelung der Anlagen zum Guten aus dem Wege und erreicht schon Vieles durch die Unmöglichkeit, daß ein schlechter Umgang schädlichen Einfluß äußere, oder eine nachtheilige Lektüre, verhältnißwidrige Zerstreuungen und rohe Vergnügungen dem Erziehungswerke entgegenwirken.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" — und Schnepfenthal kann stolz auf sie seyn. Es hat dem Vaterlande eine Reihe von Männern gebildet, die eben so ehrwürdig sind als Menschen, wie sie tüchtig sind als Geschäftsleute. Sein schönstes Zeugniß aber ist, daß schon so viele Väter ihre Söhne wieder der Anstalt anvertraut haben, in welcher sie selbst ihre Bildung empfingen.

CCCCXXXI. Die Kettenbrücke über die Dordogne.

Dieses kühne Bauwerk, das schönste seiner Art in ganz Frankreich, liegt auf der Straße von Bordeaux nach Paris. Die Pfeiler sind so hoch, daß auf der hier sehr breiten und tiefen Dordogne die Schiffe mit vollen Segeln unter der Brücke wegfahren können. Das Werk wurde 1836 vollendet und kostete 2 Mill. Franken.

DIE KETTENBRÜCKE ÜBER DIE DORDOGNE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

C Reiss del

FERNSICHT VON WIEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

CCCCXXXII. Die Fernsicht von Wien.

„Wie gefällt Ihnen Wien?" — Ich habe es noch nicht gesehen. „Wie? sind Sie nicht schon zwei Monate bei uns?" — Bisher sah ich nur Fragmente Ihrer Hauptstadt. Der Totaleindruck fehlt mir noch. Ich kam mit dem Dampfschiff des Nachts an, und seitdem haben mich die interessanten Dinge und Menschen in meiner Nähe wie in einem Zauberkreise festgehalten. — „Warten Sie" — sagte mein Freund — „morgen früh sollen Sie Wien sehen. Um 5 Uhr rufe ich Sie ab."

Der Freund war pünktlich. Ehe noch die Sonne über die hohen Häuser schien, wanderten wir schon durch die schlummernden Straßen dem Wienerberge zu.

Ein prächtiger Maimorgen lachte uns entgegen. Wir gingen zwischen blühenden, sprossenden Gärten und an lichtgrünen Saaten hin, die Höhe hinan. Der zusammengesunkene Sonnenduft wallte und leichte Nebel zogen über die Erde hin wie silberne Schleier. In den Lüften jubelten die Lerchen, in den Büschen flöteten Nachtigallen, Zeisige zwitscherten, es schmetterte der rothbrüstige Fink, die Bienen summten und tausende von Käfern schwirrten voll Lust. Von den Baumwipfeln herab tönte Rauschen, als liefe die allmächtige Hand leise über das Saitenspiel der Schöpfung. Im Aether war Nachklang wie Jauchzen und die unsichtbaren Geister des Frühlings zogen als strömende Düfte vorüber. Die Wonne preßte unsere Seelen: — herrlich! herrlich! riefen wir einmal über das Anderemal aus, als der verstärkte Odem des Windes alle Düfte und alle Blüthen unter einander mengte und der ferne Wald mit seinem Baßbrausen hörbar wurde und Chorus machte zur allgemeinen Feier. So kamen wir zur Höhe, wo jene alte Denksäule steht, die unter dem Namen „die Spinnerin am Kreuze" einen ganzen Sagencyklus um sich geschaart hat. Auf den Stufen des Monuments setzten wir uns nieder. Unsere Seelen waren trunken, unsere Körper ermüdet; wir suchten Ruhe.

Der Wind hatte sich gelegt; ein silberweißer Dunstschleier umhüllte die ganze Tiefe; das Auge suchte die Kaiserstadt vergeblich. Auf der Stelle ihres unermeßlichen Häuserchaos und des lachenden Donauthals sahen wir ein Nebelmeer, begrenzt von fernen Gebirgen. Glänzend und wallend hob es sich bald, bald senkte es sich wieder, wie ein zwischen Vorsatz und That schwankendes Menschenherz. Der Ruhe und des Genusses froh,

folgten unsere Blicke den Spielen des Nebels, und der Gedanke, daß wir den eigentlichen Zweck unsers Ausflugs missen könnten, beruhigte uns nicht.

Da rauschte es plötzlich in den Wipfeln, der Wind erhob sich, und vor dem frischen Hauche des Ostens zerriß der verhüllende Schleier im Nu. Aufgethan lag vor unserm Auge die Tiefe wie ein Tempel, über dem sich der blaue Himmel als Decke wölbt. Glänzend und funkelnd im Morgensonnenstrahle, wie eine reiche, geschmückte Braut, breitete sich die Stadt aus, und ihr zur Seite schimmerten die Silberfluthen der Donau und die grünenden, blühenden Auen, und auf der bethauten Ebene brach sich das Licht des Sonnenfeuers in allen Farben. Die Fernen umfaßte ein Alpengurt, und an den nähern Bergen hingen Wälder wie grünes Moos. Mein Freund ergriff meine Hand, ich drückte sie dankend, und er rief mit einem Blicke, in dem sich Stolz und Freude mischten: „Sehen Sie dort unser Wien: wie schön!"

Und in der That konnte kein Punkt besser gewählt seyn. Man übersieht vom Wienerberge aus die Metropole eines Blicks in ihrer ganzen Herrlichkeit und Pracht, man sieht sie in der Fülle ihres Lebens und fühlt die ganze Bedeutung ihres Daseyns. Zu drei Seiten umfangen von den Armen der waldgeschmückten, mit Schlössern und Landsitzen gekrönten Berge, gleicht sie der Arena eines ungeheuern Cirkus, wo ein ganzes Volk sich im Wett- und Kampfspiel des Lebens drängt. Die ragenden Thürme erscheinen wie die Marksäulen der Rennbahn und des Stephans grauer Riese wie das Ziel, hinter welchem die Richter die Preise vertheilen. Es liegt eine Wahrheit in diesem Bilde. Wie viele Tausende ziehen nicht fort und fort dieser Arena zu, von keckem Muthe und frohen Hoffnungen umflattert, oder vom Feuer der Ehrsucht durchglüht, um einen Standpunkt im äußern Leben zu gewinnen, wo sie im Nebel, in Glanz, oder in Regenbogenfarben gesehen werden können! Wie Viele auch betreten hier ihre Laufbahn, begeistert für Alles, was groß ist für den Menschen: für Pflicht, Vaterland, Freiheit, Ruhm, und mit dem Vorsatz, redlich nach dem einen, rechten Ziele zu ringen! Jedoch wie Wenige gehen bekränzt als Sieger aus jenen Kämpfen und von diesem Rennen für Schein oder Wahrheit! Wie Wenige erreichen ihren irdischen Zweck ganz, und wie noch viel Wenigere nehmen die Palme mit hinüber in das weite Land des Friedens! Doch haben diese vor jenen den Vortheil, daß, wenn auch das höchste Ziel nur Einzelne erreichen, dennoch kein Streben für's Gute und Rechte im All nutzlos und fruchtlos ist, und es nicht ohne einen Antheil an der Zeit- und Völkerbeglückung bleibt. —

Selbst bei hellem Wetter ist schwer zu unterscheiden, wo eigentlich die Marken der Hauptstadt beginnen, oder endigen. Bei der Entfernung des Standpunktes rücken nämlich alle die vielen Orte, welche 1 bis 2 Stunden von Wien liegen, mit ihren Gärten und Saaten und Rebenhügeln den Vorstädten so nahe, daß sie dem Auge als ein zusammengehörendes Ganze erscheinen. So stellt sich Wien, gleichsam prophetisch, schon als das dar,

was es im Laufe von ein paar Jahrhunderten ohne Zweifel werden wird: eine Stadt von mehr als doppelter Größe, deren weitgestreckte Arme die umliegenden Orte erfassen und ihrem Körper in ähnlicher Weise einverleiben werden, wie solches z. B. von London geschehen ist. Wien mit seinen 400,000 Einw. ist noch viel zu klein im Verhältniß zu der großen Monarchie voll Kraft und strotzenden Lebens, deren Herz es ist, und wo die großen Schlagadern zusammenlaufen, welche den Kreislauf der Säfte durch das colossale Reich bedingen. Oesterreich ist viel volkreicher als Frankreich, und Paris hat 1,200,000 Einwohner; es ist dreimal so groß, als Preußen, und Berlin kömmt an Bevölkerung Wien ganz nahe. Wien liegt überdies günstiger als alle Hauptstädte Europa's: an dem großen Strome, der die Verbindung des Morgen- und Abendlandes vermittelt; es ist der große Markt, wo sich die materiellen und geistigen Güter des Verstandes mit denen des Ostens naturgemäß tauschen; es ist der Ort, dessen ungeheuere commerzielle und industrielle Bedeutung kaum von der Gegenwart geahnet, erst von der Zukunft ganz erkannt und begriffen werden wird. Schon streckt es seine Verbindungen, als so viel Hebel seines Wachsthums und seiner Größe, mit jedem Jahre weiter gegen Ost und West; der Kanal, der die Donau und den Main verbindet, öffnet ihm die nördlichen Meere; die Eisenbahn nach Triest rückt die südlichen Wasserstraßen an seine Thore, und die großen Linien des mitteleuropäischen Eisenbahnnetzes laufen in ihm, als in ihrem südlichen Mittelpunkt, zusammen; nichts drückt die Mission, welche der österreichischen Kaiserstadt für die Zukunft vorbereitet wird, deutlicher, großartiger aus, als diese Verhältnisse, und in ihnen liegt auch die Gewährschaft für Wiens glänzendes Gedeihen und sein weiteres Wachsthum.

Nur im Westen läßt der Blick vom Wienerberge aus eine Reihe anmuthiger Orte in der Umgebung Wiens deutlich abgegrenzt unterscheiden: so Kloster-Neuburg, Döbling, Heiligenstadt, Geinzing, Sievering, Dornbach, Schönbrunn, Hietzing, Mödling und Laxenburg, der gemüthliche Sommersitz des österreichischen Herrschers. Alle diese Orte und noch zwanzig andere wimmeln im Sommer von Wiener Familien, welche mit glücklicher Empfänglichkeit dem Landleben leicht diejenigen Reize abgewinnen, welche der Städter allein auffindet, die aber Denen verloren gehen, welche sie alltäglich und ohne Abwechselung vor Augen haben. Die sömmerliche Emigration beginnt in den ersten Maitagen, und wenn die letzten Trauben gekeltert sind, dann kehren auch die letzten Auswanderer in die Stadt zurück. Die Bevölkerung Wiens ist daher im Winter immer um 20 bis 25,000 Seelen größer, als in der schönen Jahreszeit.

Wer aber nicht auf dem Lande wohnen kann, der verschafft sich die ländlichen Freuden auf eine wohlfeilere Weise. Der Wiener braucht keine weitläufigen, kostspieligen Voranstalten; macht der Himmel ein heiteres Gesicht, so sind ein paar fröhliche Herzen, oder gleichgesinnte Familien bald gefunden, und gemacht wird die Landpartie in derselben Stunde, wo man sie beschlossen hat. Ein grüner Rasenfleck, ein schattiger Baum im

Freien sind dann das Ziel; man servirt sich einander die selbst mitgenommenen Speisen und Getränke und kehrt heim mit leichten Körben und leichten Herzen am späten Abend. Es ist nicht Rohheit, nicht sinnliches Wohlleben, was den Wiener für den Genuß solcher einfachen Freuden so empfänglich macht; seine Lust daran geht aus dem größten Schmuck seines Wesens und dem Zauber des Wiener Lebens — seinem Gemüthe — hervor, das, allen widerstrebenden Einflüssen einer selbstsüchtigen, berechnenden Zeit zum Trotz, sich aus sich selber verjüngt von Geschlecht zu Geschlecht.

CCCCXXXIII. Sankt Stephan in Wien.

„Wir stehen" — schildert Duller — „auf dem Stephansplatze. Vor Dir siehst Du den altersgrauen Dom in seiner ehrwürdigen Pracht mit der Riesenpyramide wie ein erhabenes Epos. Du zweifelst, ob Du mehr die Kühnheit der Phantasie, oder die Zierlichkeit in der Ausführung bewundern; ob Du dem gewaltigen Menschenstolze, oder dem Wunderthäter: dem Glauben, die Kraft beimessen darfst, welche ein solches, fast übermenschliches Werk vollbracht hat. Der Bau ist aus Sandsteinquadern aufgethürmt, und doch gemahnt er Dich mit seinen zahllosen Giebeln und Nebenthürmchen, die wie frische Schößlinge und junge Zweige aus dem Stamme ranken, mit seinem durchbrochenen Laubwerk, aus welchem allerlei abenteuerliche Thiergestalten hervorspringen, mit jenem ungeheuern Schaft, dessen Blüthenkrone, der Sonne frei aufgeschlossen, Kreuz und Blüthe trägt, wie ein heiliger Hain, der aus einer Wurzel emporgewachsen. Trittst Du in sein Inneres, so wird dies Bild noch deutlicher. Ein in bunten Farben zersplittertes, magisches Licht belebt jenes steinerne Volk von Engeln, Heiligen, Aposteln und Kirchenfürsten; schlanke Säulenstämme wachsen aus dem Boden hinan zur hohen Decke und breiten, im farbigen Lichte zitternd, die Aeste auseinander; wunderliche Thiergestalten schauen Dich an, da und dort, Affen und Meerkatzen und geflügelte Bestien und fremde Schlingpflanzen siehst Du an den Aesten klettern; Du wähnst Dich in einem fernen Wunderland des Ostens, auf den Höhen, wo Christus wandelte und die Patriarchen dem Herrn ihre Dankopfer brachten.

CCCCX[illegible]II

Gez. v. C. Heise

SANCT STEPHAN IN WIEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger

Die Stephanskirche hat im Grundriß die Gestalt eines lateinischen Kreuzes. Fünf Pforten führen in das Innere: das sogenannte Riesenthor, das nur selten, bei großen Ereignissen und besondern feierlichen Anlässen, geöffnet wird; das Primglöckleinthor unter dem ausgebauten, das Adlerthor unter dem unausgebauten Thurme, jedes mit einer prächtigen Vorhalle; zwischen beiden, von der Längenseite bis zur Stirnseite, sind zwei andere Eingänge. Die beiden Thürme sollten gleich hoch werden; doch der eine nur ist ausgebaut; der andere wurde bis zu ein Drittel seiner Höhe gebracht und dann mit einem haubenförmigen Dache eingedeckt. Das Kirchendach prangt, wie der Rücken eines geschuppten Drachen, mit glasirten, bunten Ziegeln, welche einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln vorstellen. Es ist das größte Thierbild, das wohl je auf ähnliche Weise ausgeführt wurde; denn es mißt von einer Flügelspitze zur andern 188 Fuß.

Der erste Herzog von Oesterreich, Heinrich Casemirgott, hat 1144 an der Stelle einer alten Kapelle den Grundstein zum Dome gelegt. Erster Werkmeister war Octavian Wolzner aus Krakau. Ein Bischof von Passau machte den Plan. Von diesem ersten Bau sind noch das Riesenthor und die beiden kleinern Thürme vorhanden. Als Sankt Stephan 1258 und 1275 durch Feuersbrünste gelitten hatte, wurde der Plan zum Umbau des Tempels in seiner jetzigen Gestalt entworfen und bis 1511 mit mehren Unterbrechungen fortgeführt, wo man den Bau des zweiten Hauptthurms gänzlich aufgab. Pilgram aus Brünn war der erste Baumeister des Riesenwerks, und unter dem kunstreichen Hans Buchsbaum wurde das Hauptgewölbe des hohen Chors 1446 geschlossen. Anton Pilgram, Enkel des ersten Baumeisters, der zu dem großen Thurme 83 Jahre früher 80 Fuß tief unter der Erde den Grund gelegt hat, setzte 1433 den Adler auf dessen Spitze. 1449 schlug der Blitz in den Thurm und entzündete das Holzwerk; 1514 traf ihn abermals der Blitz; große Reparaturen wurden nöthig, deren Wiederherstellung 5 Jahre erforderte. Spätere Bauten betreffen blos das Innere und nicht sowohl seine Verzierung, als Verunstaltung. — Eitelkeit, Prunksucht und Kunstverwilderung haben Sankt Stephan mit geschmacklosen Altären und Grabmonumenten ohne Zahl angefüllt. Von den 31 Fenstern, die sämmtlich ehemals mit den schönsten Glasmalereien angefüllt waren, sind jetzt noch in dreien die Gemälde erhalten. Die übrigen haben die Geschosse des Kriegs bei den vielen Belagerungen, welche Wien auszustehen hatte, zertrümmert.

Das räumliche Größen-Verhältniß von Sankt Stephan zur Peterskirche in Rom ist wie 1 zu 4. Seine äußere Länge mißt 321 Fuß; das Innere ist in 3 Schiffe getheilt, welche durch 18 freistehende 8 Fuß dicke und 86 Fuß hohe Säulen getragen werden. Der Thurm hat vom Straßenpflaster bis zur Spitze eine Höhe von 421 Fuß; von dem Grundstein an aber mißt er bei 500 Fuß und er steht also der großen Pyramide von Gizeh

Die Stephanskirche hat im Grundriß die Gestalt eines lateinischen Kreuzes. Fünf Pforten führen in das Innere: das sogenannte Riesenthor, das nur selten, bei großen Ereignissen und besondern feierlichen Anlässen, geöffnet wird; das Primglöckleinthor unter dem ausgebauten, das Adlerthor unter dem unausgebauten Thurme, jedes mit einer prächtigen Vorhalle; zwischen beiden, von der Längenseite bis zur Stirnseite, sind zwei andere Eingänge. Die beiden Thürme sollten gleich hoch werden; doch der eine nur ist ausgebaut; der andere wurde bis zu ein Drittel seiner Höhe gebracht und dann mit einem haubenförmigen Dache eingedeckt. Das Kirchendach prangt, wie der Rücken eines geschuppten Drachen, mit glasirten, bunten Ziegeln, welche einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln vorstellen. Es ist das größte Thierbild, das wohl je auf ähnliche Weise ausgeführt wurde; denn es mißt von einer Flügelspitze zur andern 188 Fuß.

Der erste Herzog von Oesterreich, Heinrich Casemirgott, hat 1144 an der Stelle einer alten Kapelle den Grundstein zum Dome gelegt. Erster Werkmeister war Octavian Wolzner aus Krakau. Ein Bischof von Passau machte den Plan. Von diesem ersten Bau sind noch das Riesenthor und die beiden kleinern Thürme vorhanden. Als Sankt Stephan 1258 und 1275 durch Feuersbrünste gelitten hatte, wurde der Plan zum Umbau des Tempels in seiner jetzigen Gestalt entworfen und bis 1511 mit mehren Unterbrechungen fortgeführt, wo man den Bau des zweiten Hauptthurms gänzlich aufgab. Pilgram aus Brünn war der erste Baumeister des Riesenwerks, und unter dem kunstreichen Hans Buchsbaum wurde das Hauptgewölbe des hohen Chors 1446 geschlossen. Anton Pilgram, Enkel des ersten Baumeisters, der zu dem großen Thurme 83 Jahre früher 80 Fuß tief unter der Erde den Grund gelegt hat, setzte 1433 den Adler auf dessen Spitze. 1449 schlug der Blitz in den Thurm und entzündete das Holzwerk; 1514 traf ihn abermals der Blitz; große Reparaturen wurden nöthig, deren Wiederherstellung 5 Jahre erforderte. Spätere Bauten betreffen blos das Innere und nicht sowohl seine Verzierung, als Verunstaltung. — Eitelkeit, Prunksucht und Kunstverwilderung haben Sankt Stephan mit geschmacklosen Altären und Grabmonumenten ohne Zahl angefüllt. Von den 31 Fenstern, die sämmtlich ehemals mit den schönsten Glasmalereien angefüllt waren, sind jetzt noch in dreien die Gemälde erhalten. Die übrigen haben die Geschosse des Kriegs bei den vielen Belagerungen, welche Wien auszustehen hatte, zertrümmert.

Das räumliche Größen-Verhältniß von Sankt Stephan zur Peterskirche in Rom ist wie 1 zu 4. Seine äußere Länge mißt 321 Fuß; das Innere ist in 3 Schiffe getheilt, welche durch 18 freistehende 8 Fuß dicke und 86 Fuß hohe Säulen getragen werden. Der Thurm hat vom Straßenpflaster bis zur Spitze eine Höhe von 421 Fuß; von dem Grundstein an aber mißt er bei 500 Fuß und er steht also der großen Pyramide von Gizeh

an Höhe nur wenig nach, gehört überhaupt unter die 10 höchsten Gebäude der Erde. In den Türkenbelagerungen war der Thurm die gewöhnliche Zielscheibe des schweren Geschützes; er hat aber demselben jederzeit wie eine Felsmasse widerstanden. Nur die schwächere Spitze litt bei der letzten furchtbaren Belagerung Kara-Mustapha's so sehr, daß sie sich neigte und vor einigen Jahren deshalb abgenommen und erneuert werden mußte.

Unter den unzähligen Werken kunstverdorbener Zeiten, von welchen Sankt Stephan voll ist, ragt Einzelnes hervor, welches die Bewunderung aller Zeiten verdient und erhalten wird. Zuerst die Kanzel. 28 Fuß hoch erhebt sie sich mitten im Hauptschiff der Kirche als eins der herrlichsten Denkmäler deutscher Steinbildnerei. Wenn man die Zierlichkeit und Beweglichkeit der Formen an dieser ungeheuern Steinmasse aufmerksam betrachtet, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die alten Meister die Kunst verstanden haben müssen, den Stein zu gießen, oder im erweichten Zustande zu modelliren: denn daß der Meißel so etwas hervorbringen könne, übersteigt den heutigen Begriff von der Technik der Kunst. Und doch war's der Meißel allein, der das Wunderwerk gefertigt hat. Der Meister, (Hans Buchsbaum), hat sein Bildniß mitten unter Aposteln und Kirchenfürsten recht naiv und sinnig angebracht: eine ernste Gestalt ist es, mit Winkelmaß und Zirkel. Das Dach der Kuppel ist kunstvoll aus Holz geschnitzt, mit unzähligen Figuren; eben so das Treppengeländer. Garstiges und unfreundliches Ungeziefer: — Frösche, Eidechsen, Schnecken, Schlangen, — kriecht und windet sich hinan, alles so naturgetreu, als ob es lebte. Diese Schnitzarbeiten und jene eben so kunstvollen an den Chorstühlen, sind wahrscheinlich von der Hand Jörg Sürlins, der 1469 die schönen Chorstühle in Ulm verzierte. In gleichem Kunstwerthe steht das Grabmal Kaiser Friedrichs IV., von Niklas Lercher in Straßburg 1513 vollendet. Der Meister hatte zwanzig Jahre daran gearbeitet. Es befindet sich vor dem Altare im Passionschore.

Nach dieser kurzen Umschau im Innern des Tempels besteigen wir den Thurm.

Nicht weniger als siebenhundert Stufen führen von dem untersten Eingange bis zur Region, in der die Thurmwächter ihre Wohnung haben. Doch ehe wir in deren Hände überliefert werden, haben wir eine Menge andere zu passiren, und erst an der Spitze selbst, die man nur auf schwankenden Leitern zu erklimmen wagen kann, nimmt die Gefälligkeit der Thurmbewohner ein Ende. Ganz unten, im Niveau mit der Kirche, macht gewöhnlich ein junger Geistlicher den Cicerone. Weiter hinan, bis zum Kirchdach, herrschen die Küster. Dann kommt man in das Territorium der Glöckner; oben schalten die Thurmwächter, und im Innern der Spitze geben Fledermäuse in ungezählten Schaaren das Geleit. Diese machen die Honneurs umsonst; alle andern lassen sie sich tüchtig bezahlen. Auf jeder Treppe und jedem Absatz haben diese Leute etwas zu zeigen, oder geben dem Beschauer etwas zu bewundern; bald eine große Glocke, bald eine Inschrift; bald ein Schallloch, durch welches irgend ein Lebensmüder oder Wahnsinniger sich hinabgestürzt hat, und sie erzählen seine Lebensgeschichte in

Kauf. Die große Glocke wiegt 354 Centner, ihr Klöppel allein 1300 Pfund. Der Thurm wanke, sagt man, wenn sie geläutet werde.

Der Stephansthurm hat seine eigene Fauna und Flora, und sie ist merkwürdig genug. Letztere besteht meistens aus zahlreichen Cryptogamenarten, von welchen viele in ausgezeichneter Ueppigkeit an dem alten Gemäuer wuchern. Im Februar fängt die Wetterseite des Thurmes ordentlich zu grünen an, und sie dient den kundigen Wienern für ein Merkmal des kommenden Frühjahrs. Die Südseite hat dagegen wenig Pflanzen. — Krähen, Dohlen, Habichte machen den Stephan zu ihrem Spiel- und Sammelplatze; Eulen sind seltene Gäste, und selbst das Käuzchen soll nie heimisch seyn. Dagegen haben alle Arten von Fledermäusen unzählige Kolonien gestiftet, und sie machen die größte Plage der Thurmbewohner aus, die, zumal bei ihren Nachtpatrouillen, vor diesen Koboldeu Laternen und Angesicht nicht genug schützen können. Eine andere Plage sind die Schnaken. Man sollte es kaum denken, daß diese kleinen Insekten der Niederung bis zur Spitze fliegen könnten; man sieht sie zu Tausenden zwischen den durchbrochenen Verzierungen des Abends im Sonnenschein spielen. Stuben- und Stechfliegen kommen auch hinan, eben so mancherlei Käfer und das zirpende Heimchen. Der Spinnen sind Legion, und sie finden reichliche Nahrung. Ratten und Mäuse führen ihre Niederlassungen bis zur Höhe des Kirchdachs; weiter oben trifft man sie nicht mehr. —

Furchtbar ist die Janitscharen-Musik der Winde auf dem Thurmriesen. Wenn Gott die Stürme entzügelt, wird jedes Schallloch zur Orgelpfeife und heult seinen eignen Schreckenston. Denke man sich dazu das Kreischen und Sausen in allen Steinlöchern, Ritzen und Winkeln, das Wanken und Knarren der Geländer und Treppen, das Schlagen und Rasseln der Fensterläden und Thüren, das wilde Heer der vorüberjagenden Wolken und Nebelgestalten, das Leuchten der Blitze, das Prasseln des Hagels, das Gepauke des Donners — und die Sage, daß ein Fremder, der von einem Gewitter auf dem Stephansthurme überrascht worden war, in dem Glauben, der Tag des Weltgerichts sey gekommen, von oben hinabsprang in der Angst seiner Seele, wird nicht unglaublich erscheinen. —

Die Aussicht von dem Stephansthurm ist großartig. Wiens Häuserlabyrinth, mit seinem Glück und seinem Elend, fließt in eine chaotische Masse zusammen; die Märkte erscheinen Tellergroß, die breiten Straßen wie schmale Furchen, die stolzen Paläste schrumpfen zu Kartenhäusern ein, die Menschen zu Ameisen; — aber weit öffnet sich das Land, bis an die Marken Ungarns dringt der Blick, über die Wahlstätten hin, wo so vielmal die Völker aus Ost und West mit einander um die Herrschaft der Welt gerungen, und in blauer Ferne thürmt sich das ewige Gemäuer der Alpen. Die Vista ist schöner, als selbst vom Wienerberge aus, und lohnt den ermüdenden Gang reichlich.

Nun hinab in die Katakomben des Sankt Stephan! —

Eine kleine Pforte an der Außenseite der Kirche bildet den Eingang in diese weiten Hallen des Todes; ein zweiter führt aus der Wohnung des Pförtners dahin, und dieser letztere ist der gewöhnliche. Der Führer reicht jedem Fremden ein Licht; er selbst zündet eine Wachsfackel sich an, und so gerüstet beginnt die Fahrt. Ein schmaler, schlechtgewölbter Gang führt zuerst zu einer großen steinernen Treppe. Man steigt hinab und es öffnen sich weite, kellerartige Gewölbe. Zu deren Seiten sind Gerippe, Schädel, Knochen in schöner Ordnung hoch bis an die Decke aufgeschichtet und fort geht der Zug zwischen Wänden menschlicher Gebeine.

Plötzlich hält der Führer still. Er warnt, vorsichtig nähert er seine Fackel dem weiten Rande einer ungeheuern Gruft, die senkrecht in unbekannte Tiefen hinab führt. Das Licht fällt hinein: welch ein Anblick! nackte Todtengerippe, ohne Särge, in unendlicher Zahl, grinzen im wilden Durcheinander aus der Tiefe. Noch decken die Häute, zu Pergament verwandelt, die Glieder, denn in dieser Gruft verwesen die Leichen nicht, sie vertrocknen blos, wie unter dem Bremer Dom. Man erkennt noch die Züge, den Ausdruck, den Charakter der gespenstigen Gestalten, und während Du mit Schauergefühl in den Abgrund starrst, bückt sich der alte Mann über den Rand der Gruft hinab, und faßt eines der Gerippe, hebt es hoch empor und schwenkt seine Fackel so, daß Du alle Formen der Schreckensgestalt gewahren magst; — dann schleudert er sie wieder hinab in den Abgrund, und das Mark in den Knochen erbebt Dir vor ihrem Rasseln. Er nimmt ein zweites und drittes und viertes auf — einen Mann, ein Weib, ein Mädchen — und ladet ein, die Haut zu betasten, da sie noch nachgiebig sey, oder trommelt mit dem Finger auf der hohlen Brust. Während dieser Demonstrationen flattern aufgescheuchte Fledermäuse um die Lichter und der Mann warnt, die Hand vorzuhalten, daß sie nicht erlöschen. — Weiter geht's durch lange Gänge voll Gebeine, bis zu einer Halle, die wahrscheinlich in ältester Zeit als Todtenkapelle gedient hat. Undeutliche Massen von Schutt erheben sich vom Boden — lange dauert's, ehe das Licht den weiten Raum erhellt und das Auge die Gegenstände unterscheiden kann; — kletternd folgt man dem Führer auf eine Schutthaufenspitze und schaut um sich: welche gräßliche Scene! Du siehst Dich auf Menschen stehen, denn aus Menschengerippen bestehen alle diese Haufen — und Leichname, noch mit der Haut bekleidet, grinzen aus jeder Ecke und von allen Wänden in allen Stellungen Dich an. Wer das jüngste Gericht Michel Angelo's in der Peterskirche mit Schaudern sah, — hier findet er eine tausendmal gräßlichere Wirklichkeit wieder. Abermals treibt der alte Mann seine Kurzweil mit den Todten: bald zeigt er Dir einen „schönen Mann," bald ein „schönes Weib" — und er sucht und wühlt in den Gerippen umher, Dir noch mehr zu zeigen, bis Du, voll Ekel und Entsetzen, es ihm wehrst, und ihn zum Aufbruch treibst. Ehe er Dich aber den Rückweg leitet, führt er Dich zu einer zweiten, tiefen

DIE LÖWENBURG ZU WILHELMSHÖHE
bei Kassel

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Gruft von großem Umfang, hält seine Leuchte niedrig und bittet Dich, hinunter zu sehen. „Da liegen viele Tausende," bemerkt er, „denn das Loch ist hundert Ellen tief." In geringer Entfernung davon gähnt eine weite Spalte im Gemäuer und ein Schacht geht hinauf bis zum Fußboden der Kirche, mit der er durch eine eiserne Fallthür communizirt. Der Führer hält seine Fackel in den Riß der Mauer und bemerkt, sie sey geborsten vom Drucke der Leichenmassen. In diesen Schacht wurden noch vor 50 Jahren die Todten begraben, oder vielmehr nicht begraben, denn man ließ die Särge durch die Fallthüre mit Stricken ein Stück Wegs hinab- und dann vollends hinunterstürzen. Noch sieht man zerbrochene Särge, aus denen Gerippe gähnen; manche hängen kopfüber, kopfunter, oder gucken halb unter den klaffenden Deckeln hervor. Eine Leiche hat sich im Sturze sogar zwischen die Mauerspalte hinein gezwängt und streckt Dir ihre Arme entgegen, auf denen Fledermäuse krappeln, aufgestört von der Leuchte des Führers.

Doch genug. — Auch Joseph II. hatte sich einst in die Katakomben führen lassen, um die irdischen Reste von Oesterreichs großen Männern und Geschlechtern bei einander zu sehen; entsetzt über den Gräuel, den er gefunden hatte, schrieb er in derselben Stunde jenen denkwürdigen Befehl, welcher das Begraben in den Kirchen durch's ganze Reich verbot, und seit der Zeit erhalten die Grüfte von St. Stephan keine neuen Bewohner.

CCCCXXXIV. Die Löwenburg auf der Wilhelmshöhe bei Cassel.

Das schöne Cassel hat nicht allein den Vorzug vor andern kleinern deutschen Residenzen, mit vielen Prachtgebäuden zu prangen, auch in seiner Umgebung hat die Kunst mit einer freundlichen Natur zu seinem Schmucke sich vereinigt. In einem Umfange von 3 Stunden sind der Lust- und Jagdschlösser für die fürstliche Familie so viele, als Tage in der Woche. Die Krone aller ist Wilhelmshöhe, ein Palast, der mit seinen Parkanlagen einem Herrscher ziemen möchte, zu dessen Hofhalt so viele Millionen beizusteuern haben, als ein Kurfürst von Hessen der Unterthanen Zehntausende zählt.

Eine von einer Lindenallee beschattete, sechzig Fuß breite Straße führt zwischen den Landhäusern und Gärten von Kassel zu dem Fuße des Habichtswaldes, wo die Anlagen beginnen, die sich stundenlang bis zur Höhe des Gebirges hinziehen und Meiereien, Burgen, Schlösser, Wasserfälle, Felsen, Thäler, Berge, Auen und ganze Wälder einschließen. Fürstlicher Luxus hat hier getrachtet, ein irdisches Paradies zu schaffen, und wenn seinen Besitzern der süße Schlummer des Gewissens nicht gefehlt hat, so konnten sie es auch wohl finden. Das Lustschloß Wilhelmshöhe hat eine Fronte von 750 Fuß, viel größer als die der königlichen Residenz in Berlin, oder der Kaiserburg in Wien. Es besteht aus einem Hauptgebäude mit zwei Flügeln und ist in jenem italienischen Prachtstyl gebaut, der in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts bei dem Bau fürstlicher Schlösser Sitte war. Breite, gebahnte Wege umgeben die imposante Gruppe. Es ist schon etwas Königliches in diesen magnifiken Pfaden, welche von Palast zu Palast führen. Reicher architektonischer Schmuck bedeckt die Façaden der Flügel, und den Mittelbau zieren auf beiden Seiten Frontons, jeder von 6 colossalen Säulen, die 47 Fuß hoch sind und 5 Fuß Durchmesser haben, getragen. Der hintere Fronton hat die Inschrift: Wilhelmus Elector condidit. Ueber der Mitte des Schlosses ragt, wie eine Krone, eine runde mit Kupfer gedeckte Kuppel, die eine 62 Fuß im Durchschnitt große Rotunde deckt, deren gewölbte, cassettirte Decke 12 freistehende corinthische Säulen stützen. Hier prangen die Bildnisse aller Ahnen des Kurhauses in Lebensgröße. Wer eine glückliche, aristokratische Anlage mitbringt, kann sich wie ein Fürst fühlen in der Mitte dieser fürstlichen Schaar, die unter dem Baldachin des gemalten Himmels mit den eisernen Wämsern und den ernsten, eisernen Blicken auf ihn herabschaut.

Das Schloß hat Stoff zu einem Buche; wir aber halten uns nicht länger auf, sondern wandern in den Park, zur Löwenburg. Sie liegt auf einem hohen Felsen und verbirgt unter der Außenseite einer Burgruine eine zwar beschränkte, aber gar reizende, fürstliche Wohnung im Geschmack des Mittelalters. Zugbrücken, die in schweren Ketten hängen, führen über die tiefen Felsgräben durch gewölbte Thore in den Burghof. Die Kunst des Steinmetzen hat die Pforten und Hallen reich ausgeschmückt; prachtvoll sind Ritter- und Speisesaal, in allen Fenstern leuchten die bunten Wappenschilder, hellpolirter Waffenschmuck der fürstlichen Ahnen und ihrer Ritter und Knappen steht und hängt an den getäfelten Wänden. Man sieht alte Tapetenmalereien in den Zimmern, die Corridors sind mit den Trophäen des edlen Waidwerks ausstaffirt, und selbst eine mittelalterliche Bibliothek fehlt nicht, mit Incunabeln und Meßbüchern in Schweinsleder und Pergamenten. In der Burgkapelle schläft der Erbauer — Kurfürst Wilhelm; er ruht in einem Marmorsarkophage von der Lust aus, die er hier aus vollen Bechern geschlürft hat. Ruhl's geschickte Hand fertigte sein Grabmal, an dem die Kunst besser ist, als die Idee: — denn die Darstellung bezieht sich auf den feierlichen Empfang des Kurfürsten im — Elysium!

DER BURGPLATZ IN BRAUNSCHWEIG

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger

Dabei fällt mir der Bauer ein, der von seinem verstorbenen Amtmanne allerhand Streiche erzählte, und bei jedem Punktum in der Erzählung allemal an seine Mütze griff und ausrief: „Gott hab' ihn selig!"

„Gott hab' ihn selig!" ruft auch das Volk dem Fürsten über dem Sarge nach; denn das Volk ist mild, es erwidert nie erlittene Kränkungen, und nach dem Tode eines Fürsten, wie bald hat es solche vergessen! Nur im offenen Kampfe verwundet es — nach dem Kampfe reicht es dem Gegner fast immer willig, gutmüthig, mitleidig und versöhnend den Arm hin. Das Volk mordet nicht wehrlose Gefangene, quält nicht die Ueberwundenen, verfolgt nicht Geflüchtete, sucht nicht Versteckte auf, beunruhigt nicht Verdächtigte. Es kennt keine Rache! — Wären alle Mächtigen so, wie viel Jammer weniger wäre auf Erden! Und wären jene Buben nicht, welche die Rachsucht stets als Gerechtigkeit preisen, die Regeln der Gewalt als heilige Gesetze auf den Altar stellen und die Völker für Tiger ausgeben, welche man bändigen müsse mit allen Mitteln der Gewalt, wenn man nicht von ihnen zerrissen werden wolle, — so wären gewiß auch Erscheinungen viel seltner, wie sie bis auf den heutigen Tag in so vielen Ländern, nah und fern, das Auge des Menschenfreundes schmerzen, sein Gefühl empören und sein Herz mit Trauer füllen.

CCCCXXXV. Der Dom auf dem Burgplatz in Braunschweig.

Herzog Heinrich der Löwe, Braunschweigs gefeierter Held im Mittelalter, der eben so fromm und leichtgläubig war, als tapfer, hatte eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe gemacht und kehrte im Jahre 1329 mit einem für schweres Geld erkauften Reliquienschatze wieder heim. Da beschloß er, das fromme Werk mit dem Bau einer Kathedrale und der Stiftung eines Domkapitels zu krönen, und die Frucht dieses Entschlusses war der Braunschweiger Dombau. Er entstand in dem Zeitraume von 1130—1170. Er ist im gothischen Style aus Werkstücken aufgeführt und eins der besterhaltenen Denkmäler aus so früher Zeit; denn nur das linke Seitenschiff hat eine Veränderung erlitten: es wird von gewundenen Säulen der elegan-

testen Form getragen. — Auch die innere Ausschmückung ist größtentheils noch die ursprüngliche. Der Kronleuchter mit sieben Armen, der Hochaltar und vieles Andere sind offenbar Werke byzantiner Künstler. Deutsch aber und eines der schönsten Werke seiner Zeit ist das Grabmal Heinrich's des Löwen und seiner Gemahlin Mathilde, im Mittelschiff der Kirche. Ihre lebensgroßen Bildnisse von Marmor liegen auf den Sarkophagen ausgestreckt, die ihre Asche bewahren. Unter diesem Denkmal befindet sich die Gruft der Guelphen, von Heinrich dem Löwen an bis auf heute. Es war eine kriegerische Raçe: denn auf 8 Särgen liest man, daß ihre Inhaber in der Schlacht gefallen sind. Auch die zwei letzten Fürsten traf dies Loos: jenen Veteranen aus Friedrich's des Großen Kriegerschule, der bei Jena die Todeswunde empfing und seinen Sohn, der des Vaters Tod bei Waterloo rächte und rächend den Tod fand. Zwischen ihnen ruht ein Weib, die Königin Caroline von England, die, angeklagt des Ehebruchs, ich einst vor dem ersten Gericht ihres Königreichs hatte stehen sehen. Das Schicksal trifft selten Menschen, durch die es zu den Völkern en gros sprechen kann. Caroline und Georg IV. waren solche, und in seiner Hand wurde das noble Paar zum Werkzeug, den Schmutz eines königlichen Privatlebens aktenmäßig zur Wissenschaft aller Welt zu bringen und den Schleier von Verhältnissen zu reißen, welche man früher nur im Dämmerlicht der Memoiren treubrüchiger Kammerfrauen und Leibdiener gesehen hatte. Caroline hat viel gelebt, viel erlebt und durch das Oeffentlichwerden ihres Lebens viel gewirkt. Gönne man ihr denn das Plätzchen zwischen den beiden Helden!

Noch werden im Dome einige der Reliquien bewahrt, welche die pfäffische Habsucht dem Löwen-Heinrich und seiner gläubigen Einfalt in Palästina aufgebunden hatte. Man zeigt das gekrümmte Horn einer Antelope, welches einst angestaunt wurde als die veritable Klaue des Satans, und eine Wallfischrippe, die man viele Jahrhunderte für eine Rippe des Philistertodtschlägers Simson hielt. — Interessanter als diese Denkmäler des Pfaffentrugs ist die schöne, antike Bronzestatue eines Löwen, welche die werthvollste Beute von Heinrich's Pilgerfahrt ausmacht. Sie steht auf hohem Fußgestell vor dem Dome auf dem Markte und ist vollkommen erhalten.

C. Reiss del.

DIE RESIDENZ DES TÜRKISCHEN PASCHA'S

zu Orsova

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

CCCCXXXVI. Des Pascha's Schloss zu Orsova.

So wie sich die Donau den türkischen Grenzmarken nähert, verändert sie ihren Charakter. Durch die ungarische Ebene zog sie wie ein strömendes Meer, 5 bis 10,000 Fuß breit; ruhige Größe war ihr Ausdruck; in Banate aber, wo die Gebirge an die Ufer treten, zieht sich ihr Bett allmählig bis auf 1000 Fuß zusammen und mit reißendem Ungestüm wälzt sie ihre ungeheuere Wassermasse hochwogig zwischen den Felsborden fort. Malerische, alte Vesten, größtentheils Trümmer, schauen von ihren Felskuppen auf die schäumenden Wellen nieder, und wie auf einer Rheinfahrt, sieht man eine Reihe der pittoreskesten Landschaftsbilder vorübereilen, denen so wenig als dort der Reiz geschichtlicher Erinnerungen und der Legende mangelt. Römer, Griechen, Gothen, Hunnen, Kreuzfahrer und Türken ließen Denkmäler ihrer Herrschaft und ihrer Kämpfe hier zurück. Unterhalb Columbaz, über welches die neunthürmige Burg ragt, wo einst die schöne Griechenkaiserin Helena schmachtete, muß sich die Donau durch einen Felsspalt zwängen, den die Römer bis auf 450 Fuß erweiterten, um einen großen Landsee abzuleiten, welcher, von dem gestaueten Strome gebildet, die Niederung des Banats bedeckte und aus welchem die Höhen, als Inseln, hervorragten. Noch sieht man an den Mauern mancher alten Römerkastelle dieser Gegend die Ringe, an welchen die Schiffer des Sees ihre Fahrzeuge zu befestigen gewohnt waren. Etwas weiter hinab, bei Drenkova, hört die Fahrbarkeit des Stroms für die Donau=Dampfschiffe auf. Man steigt in Drenkova gewöhnlich an's Land, um drei Stunden weiter, stromabwärts, auf wallachischem Gebiet, unterhalb des gefürchteten eisernen Thors, an Bord desjenigen Dampfschiffs zu gehen, welches von Galzatz heraufkömmt. Nachdem inzwischen die letzten Jahre über durch Sprengen der Felsen mit vielem Erfolg an der Herstellung eines gefahrloseren Fahrwassers für diese berüchtigte Stromstrecke gearbeitet worden ist, so wagen jetzt viele Reisende in wallachischen Barken die Fahrt, und die Reize derselben entschädigen für die ausgestandenen Beschwerden reichlich. Neben dem, was die Natur hier Schönes schuf, hat man auch die großen Menschenwerke der Vorzeit zu bewundern. Namentlich ist es Trajan, der hier ein nützliches Wirken zurückließ. Inschriften an den Uferfelsen (die trajanischen Tafeln) verkünden fernen Geschlechtern und

künftigen Völkern die Thätigkeit des Imperators in diesem entlegenen Gebiete seines Weltreichs. Die Hand der Zeit, Wetter und Stürme wischen zwar seit sechzehn Jahrhunderten an den Buchstaben; aber wenn sie auch ganz verschwunden wären, so wird doch, so lange ein Segel auf der Donau zu sehen ist, der Schiffer den Willen segnen, welchem es gelang, den Strom zu zügeln und gebrechlichen Fahrzeugen durch die Katarakten und Strudel des eisernen Thores den ersten Weg zu bahnen. Ihn zu vervollkommnen, ihn anzupassen den Bedürfnissen der heutigen Schifffahrt, das ist ein Werk, würdig unserer Zeit, die schon viel Größeres ausgeführt hat.

Orsova, die türkische Festung, (eigentlich Neu-Orsova, denn das gegenüberliegende Alt-Orsova ist ein österreichischer Grenzort), liegt auf einer schmalen Insel der Donau, die sich ober- und unterhalb in furchtbaren Strudeln zwischen den Felsen bricht. Auffallend ist der Contrast zwischen österreichischer und türkischer Herrschaft. Noch in Alt-Orsova macht das bunte Gemisch vieler Völker: Wallachen, Griechen, Illyrier, Serben, Italiener, Deutschen, Juden, Armenier, Zigeuner, Kroaten 2c., eine Scene voller Leben und Rührigkeit: in Neu-Orsova hingegen ist der türkische Typus vollständig entwickelt, — Alles trägt das Gepräge der Ruhe, des schweigsamen, eintönigen Despotismus. Der Ort selbst ist schlecht gebaut und die Festungswerke sind verfallen. Doch ist Neu-Orsova der Sitz eines Pascha's, von dessen Palast, — einem in ächt-türkischem Styl, — der Stahlstich ein treues Bild gibt. —

CCCCXXXVII. Die Roeskilder Cathedrale in Dänemark.

Die Insel Seeland ist wie ein Garten, oder vielmehr wie ein Park, in welchem die Kultur nur dazu gedient hat, die Reize der Natur bemerklicher zu machen. Grüne Hügel und üppige Wiesengründe wechseln mit reichen Getreidefeldern ab; Städte und Dörfer sind selten und gewöhnlich hinter dichtem Laubgehölz verborgen; weit häufiger sieht man einzelne Gehöfte, die Sitze bäuerlicher Unabhängigkeit. Der Hauptschmuck des Landes sind aber die Wälder. Sie bestehen fast durchgehends aus Buchen, und dieser Baum wächst nicht, wie in unsern Hochwäldern, in einem einzelnen Stamme schlank empor, sondern vielstämmig treibt er aus der gemeinsamen Wurzel seine Kronen und jede

C. Reiss del.

DIE ROESKILDE CATHEDRALE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

solche Gruppe wölbt sich zu einem Laubdom von majestätischer Pracht. Die Forsten, die der größte Reichthum des Landes sind, dehnen sich viele Meilen weit aus, und ihr Dunkel wird dann und wann durch lichte Wiesengründe unterbrochen, auf welchen läutende Heerden der benachbarten Gehöfte weiden. Vortreffliche Chausseen durchkreuzen die Insel in verschiedenen Richtungen und verknüpfen die Ortschaften. Ein mäßiger Wohlstand unter dem Landvolk ist allgemein. Er wird genährt durch die Hauptstadt, welche dem Bauer die leichte und gute Verwerthung seiner Erzeugnisse möglich macht, und durch eine große Fruchtbarkeit des Bodens.

In der Mitte der Insel liegt Roeskilde, die uralte Hauptstadt des Dänenreichs. Sie glänzte schon im Zwielicht der nordischen Sagenzeit und Barden und Dichter haben sie besungen. Roe, König der Dänen im 6ten Jahrhundert, erbaute sie und gab ihr den Namen. Ihr größter Flor fällt in das 14te Jahrhundert; damals besaß sie 27 Kirchen und Klöster und ihre Einwohnerzahl überstieg 40,000. Als jedoch Kopenhagen zur Hauptstadt des Landes erhoben wurde, sank sie schnell, und jetzt ist sie nichts mehr, als eine kleine Landstadt, deren einstige Größe in der Geschichte und in ihren Denkmälern fortlebt.

Das lebende Königsgeschlecht ist der alten Königsburg entflohen; die Todten hingegen blieben ihrer uralten Wohnung treu. Die Roeskilder Cathedrale enthält die Gräber und Grabmäler aller Glieder der dänischen Herrscherfamilie seit etwa 9 Jahrhunderten.

Der Bau dieser Kirche wurde an der Stelle einer ältern im Jahre 1050, unter der Regierung Kanut's des Großen, angefangen und um 1090 vollendet. Das Material dazu ist, wie bei fast allen öffentlichen Bauwerken Seeland's, Backstein. Aufgeführt im gothischen Styl, ist ihr Inneres mit den Grabmonumenten guter und weiser, böser und thörichter Fürsten angefüllt, und Kunst- und Geschichtsforschung können hier eine reiche Ausbeute machen.

In der Königsgruft sind die Särge in chronologischer Ordnung aufgeschichtet, und man hört mit Interesse viele Namen nennen, die durch die nordischen Heldensagen ziehen, oder sich furchtbar machen in der mittelalterlichen Geschichte als Eroberer und Länderstürmer. Aber am liebsten weilt der Freund des Lichts und des Rechts an dem Sarge Christian's IV., des besten und weisesten aller Könige Dänemarks.

CCCCXXXVIII. Der Lago d'Averno bei Neapel.

Auch die Sonnen zeugen und haben ihre Wehen, und es war einmal eine Stunde, wo von der alten Urmutter alles Planetenlebens, von unserer Sonne, die Erde sich loswand und auf des Schöpfers Geheiß in ihre eigene Bahn trat. Elektrizität, Licht und Wärme wurden ihr zum Lebensfonds mitgegeben, und in ihnen sind auch die nächsten Ursachen aller Formveränderungen zu suchen, welche seitdem ihre Oberfläche trafen.

Im ersten Krystall, welcher sich bei'm Erstarren der Erdkruste bildete, erkennen wir den ersten Lebensprozeß auf unserm Planeten. Im Entstehen des Krystalls offenbarte sich die eigenthümliche Kraft gewisser Atome, sich von der äußern Umgebung loszureißen und in bestimmten Formen nach besondern Gesetzen zu entwickeln. Wie der Keim des pflanzlichen und thierischen Lebens, so hat auch der Keim des Krystalls seine Entwickelung; mit der ihm innewohnenden Urkraft formt er sich aus dem gestaltlosen Gemenge der Massen. Die ihn umgebende Außenwelt muß seiner Macht unterliegen, er ergreift, was seinem Wesen entspricht und wächst so zu einem identischen Ganzen heran mit vollkommen und gesetzlich ausgeprägter Individualität.

Die Krystallbildung füllt die erste Epoche der Veränderung der Erdoberfläche aus, indem auf der Außenseite der feuerflüssigen Erdmasse durch Erstarrung die krystallinischen Gebirge entstanden, deren Trümmer wir noch in unsern Urgebirgen erkennen.

Später sprengte die Macht des unterirdischen Feuers die dünne Decke und vielfaches Zerstören und Neubilden der Erdkruste folgte. Die Trümmer agglomerirten sich, vulkanische Gewalten schoben sie über einander, oder thürmten sie zu hohen Gebirgen auf. An ihren erkalteten Seiten verdichteten sich die wässerigen Dünste der Atmosphäre und stürzten in Strömen nieder. Das Wasser übernimmt nun eine Hauptrolle in den Erdrevolutionen; es streitet mit dem Feuer um die Oberherrschaft. Die Fluthen zerreißen und zertrümmern die ungeschichteten Gebirge und aus ihren Ruinen geht das Flötzgebirge hervor. Eine mächtigere Verwandtschaft zerstört den ersten Bund der Atome. Zersetzung und Verwitterung beginnen ihren Krieg. Die starren Formen werden besiegt und die Krystalle zerfallen in Staub. Die entbundenen Bestandtheile folgen neuen Gesetzen; es walten über sie höhere Kräfte. Die Substanz betritt die zweite Entwickelungsstufe im Reiche des Erdenlebens; die Pflanze wird geboren.

Gest. v. B. Metzeroth

LAGO D' AVERNO

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Flechten und Moose sind die ersten Kinder dieser neuen Schöpfung. Noch wiederholt sich das Entstehen derselben täglich vor unserm Auge; der Prozeß geht noch eben so vor, als am Fels, der die erste Pflanze trug. Zuerst nimmt nämlich die durch Verwitterung zersetzte Außenseite des Gesteins ein staubiges Ansehn an; hierauf zeigen sich farbige, meist grünliche Pünktchen; es erscheinen deutliche Körnchen, erst einzelne, dann viele; zuletzt treten die Körnchen zusammen. Unmerklich schwellen sie an, bis sie flechtenartige Schwämmchen bilden. Die kleine Pflanze ist fertig; wurzel- und zweiglos klebt sie am dürren Gestein. Während sie aus der Luft ihre Nahrung saugt, durchdringen die Atmosphärilien ihre Gefäße, und durch diese kommen dem todten Gestein neue Keime des Lebens zu. Die Pflanzenfaser fängt an sich auszubilden, sie kriecht hinab in die Klüfte des Gesteins, strebt aufwärts in die freie Luft, es scheiden sich Stamm und Wurzel; Pflanzen höherer Gattungen sind in's Daseyn getreten. — Auf diese Weise hat sich jedes entblößte Land auf dem Erdboden, jeder Berggipfel, jede Insel im Weltmeer mit der ihren Klimaten, ihren Boden- und Ortsverhältnissen angemessenen Pflanzenwelt bedeckt, und so würde sich die Erde neu kleiden, wenn einmal alle Vegetation von ihrer Oberfläche mit einem Male vertilgt würde.

„In's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist.“ Unbegreiflich bleibt die Urerzeugung der Wesen immerdar, am unbegreiflichsten zumal jene der thierischen Schöpfung, an deren Wiege wir jetzt treten.

Die urweltlichen Meere sind diese Wiege.

In ihren grenzenlosen Behältern strömten (in der Periode der Entstehung der Flötzformationen) die aufgelösten Gebirge zusammen; die Atome schwammen fessellos umher, die starren Formen hielten sie nicht mehr gebunden. Urstoffe des Pflanzen- und Steinreichs, die zahllosen Zeugungskeime beider, wogten frei durcheinander und das Licht drang mit stiller Gewalt zu ihnen hinab in die blinkende Tiefe.

Jetzt zeigten sich in den weiten Gründen nie gesehene Gestalten. Schalthiere, monströse Gebilde, bewegliche Pflanzen und wurzelnde Thiere erfüllten die Meere, welche damals fast die ganze Erde bedeckten, wie die bis an die höchsten Gebirgsrücken ansteigenden Schichten urweltlicher Conchilien beweisen.

Den Schalthieren der urweltlichen Meere folgte nach einer neuen Revolution, welche den mittlern Flötzgebirgen das Daseyn gab, ein freieres Geschöpf. Es reißt sich los von der schweren Steinbürde, welche die Bewegung hindert, und in vielfachen Gestalten, mit vollendeten Sinnen, kreuzt das stumme Geschlecht der Fische in der wogenden Tiefe. — Später, auf noch höherer Stufe, erhebt sich eine neue Wesenclasse aus der finstern Wohnung. Als nämlich des Erdfeuers Macht den Boden des Meers über die Fluthen gehoben und Inseln und Continente erzeugt hatte, wagen Amphibien zuerst das alte Gebiet des thierischen Lebens zu verlassen, furcht-

bare Eidechsen sind Entdecker der jungen Continente, sie klimmen die Gestade hinan, freuen sich schüchtern des Frühlings reizender Schöpfung, betreten mit Lust den warmen Boden, vergessen aber die Heimath nicht und kehren zurück in die Gewässer, wenn sie müde sind der Lust, auf fester Erde zu wandeln. — Diese schmückt sich nun mit Wäldern und kleidet sich mit tausend Blumen; denn sie harrt auf höhere Wesen, sie will eine andere Thierwelt als Braut empfangen, eine Welt, die ihr ganz eigen sey. Sie kommt; edlere Geschlechter erscheinen. Der Vögel zahlloses Heer erhebt sich mit buntem Gefieder in die schweigenden Lüfte, durchirrt das stille Gebiet der donnergebährenden Wolken und füllt mit frohem Gesang die Räume des Aethers. Zu gleicher Zeit betritt das säugende Thier die blühende Schöpfung, und Wälder und Berge hallen wider von seiner Stimme *).

Seitdem sind viele Millionen Jahre verronnen im Strome der Zeiten, und die Erdoberfläche hat viele Verwandlungen erlitten. Gleich dem organischen Keime entsproßten dem Kern der Erde Felsengenerationen, ihr kreischender Leib gebar ihre stummen Geschlechter, und dann schlummerte die Erde wieder, bis sie zu neuen Umwälzungen erwachte. Lange Zeiträume liegen dazwischen; denn viele Jahrtausende gehen vorüber und Aeonen schwinden dahin, ehe das Erdenleben von einer Staffel zur andern steigt, oder wie ein Baum die welke Pracht seiner Blätter abschüttelt und Knospen treibt zu einem neuen, schönern Gewande. Ist aber endlich ein Winter gekommen und naht der Frühling — dann zersprengt das gewaltige Feuer im Innern der Erde seine Fesseln, tausend Vulkane erheben sich, die Felsen wanken, Gebirge stürzen zusammen, Welttheile zertrümmern, Meere treten aus ihren Ufern und ihre Fluth verschlingt alle Formen: unter Donner und Sturm fällt die trennende Scheidewand zwischen den Körpern zusammen, sie vereinigen sich zu einem formlosen Chaos: in wilder Freiheit toben die

---

*) Nur mit Mühe und langsam trennt sich das anorganische Leben von dem organischen — Mutter Erde verfolgt die organische Schöpfung in der That bis zur höchsten, erreichten Staffel. Die Kette der Wesen ist noch nicht geschlossen, bei welchen das Leben in den Fesseln der todten Substanz hängt; denn auch der Mensch ist ja sterblich! — Aber von Stufe zu Stufe läßt sich der Gang allmähliger Emancipation verfolgen, und eben diese fortschreitende Entwickelung ist Bürge dafür, daß einst Wesen folgen werden, die viel freier sind, als wir Menschen.

Mit dem Infusorien-Schalthier der Urwelt, deren Gehäuse jetzt ganze Gebirge zusammensetzen, beginnt die Reihe. Es ist ein krystallinisches, belebtes Stäubchen anorganischer Masse mit Bewegung. In der Coralle überzieht das unbewegliche Gestein, wie eine Haut, ein Heer thierischer Bewohner. Es ist Generationen hindurch an das Fossil gekettet, das mit Uebermacht die belebte Substanz beherrscht. Das Skelett gebietet hier den Organen. — Höher schon als die Coralle stehen Muschel und Schnecke. Das Fossil ist ihnen zwar auch noch eine unzertrennliche Bürde: aber das Leblose muß doch dem Willen der lebendigen Masse gehorchen, es hat seine Oberherrschaft eingebüßt. Auch das zartere Insekt trägt noch die feste, unbewegliche Hülle und das Fossil umfängt noch sein inneres Leben. Erst bei den vollkommensten Thieren, bei dem Vogel und Vierfüßer, verbirgt das Fossil sich gänzlich, als Geripp zieht es sich in das Innere zurück, es gehorcht dem bewußten Willen.

irrenden Kräfte gegen einander, das Leben der Erdsubstanz erlangt die höchste Spannung, die höchste Erregung, die Zeugung neuer Formen geht vor sich. Entkräftung folgt; die Vulkane erlöschen, oder sie stürzen in sich zusammen, die Gewässer sammeln sich wieder in den Tiefen und das starre Gestein ordnet sich schweigend nach ewigen Gesetzen und bildet neue Gebirge. Dann ruht die Erde, bis der Lebenscyklus der neuen Schöpfung vollendet ist und die glühende Kraft zu abermaliger Zeugung drängt. — —

In vielen Gegenden der Erde begegnen wir deutlichen Spuren solcher verschiedenen Zeugungsepochen; wir können die Denkmäler der ältern und neuern Umwälzungen genau unterscheiden und aus ihnen eine Chronologie der Erdgeschichte zusammensetzen. Mit Schärfe lassen sich vorzüglich die neuen und neuesten Revolutionen der Erdoberfläche verfolgen, bei denen vulkanische Kräfte eine Hauptrolle spielten: Kräfte, welche ihre Hauptherde hatten, von denen aus die Zerstörung in mehr oder minder weiten Erschütterungskreisen erfolgte.

Als ein solcher Herd für die letzte Umwälzung stellt sich das südliche Italien mit Sicilien und der benachbarte Theil des mittelländischen Meers dar. Die Neapeler Gegend zumal war eine furchtbare Mutter der Zerstörung. Noch sieht man die meisten dortigen Gebirge mit alten Laven überschüttet; sie und Basalte bilden den Boden des Meeres und ihre Gestade. Ueberall erheben todte Vulkane ihre kegelförmigen Häupter, oder zirkelrunde Seen lassen die Stelle der alten Krater erkennen. Mitten in diesem weiten Cyklus erstorbener, vulkanischer Thätigkeit ragt der feuerspeiende Vesuv als lebender Zeuge der Verheerungen, welche von hier aus bei der letzten Umwälzung der Erdoberfläche über drei Welttheile sich entwickelten.

Der Lago d'Averno gehört zu dieser merkwürdigen Gegend. Er liegt zwei Stunden von der Hauptstadt, dicht am Busen von Neapel, von dem es nur durch den Lukriner See und zwei schmale, dammähnliche Landzungen getrennt ist. Beide Seen sind zirkelrund und ihre Ufer sind offenbar nichts anders, als die Kraterwände, wie sie selbst die noch offnen, mit Wasser ausgefüllten Schlünde sind, aus denen einst die Flammen aus den Eingeweiden der Erde zum Himmel stiegen.

Der Averno ist von unermeßlicher Tiefe. Seine Ufer sind steil, fast senkrecht. Ehemals waren sie mit tausendjährigen Eichen bewachsen: aber das Erdbeben von 1538 schüttelte die Wälder von den Felsrippen, und seitdem sind sie mit Unfruchtbarkeit geschlagen und starren öde empor. Mephitischer Dunst entsteigt dem leblosen Gewässer, kein Vogel kommt in seine Nähe, kein Wild betritt seine Ufer; kein Mensch hat sich an demselben eine Wohnung gebaut; der Geist der Verlassenheit und des Grauens schwebt über dem See, wohin die schauerlichsten Mythen des Alterthums ihren Schauplatz verlegen. Schon die Griechen, welche sich zuerst in der Gegend niederließen, staffirten die höhlenvollen Ufer des d'Averno mit dem Eingange in das Schattenreich aus.

Daher läßt auch Virgil seinen Aeneas die Fahrt in die Unterwelt am Averno beginnen. Im Walde, welcher die Ufer umschattete, brach er den goldnen Zweig, auf dessen Vorzeigung ihn Charon über den Styx fuhr.

Und doch war dieser See zur Zeit Virgils kein Bild der Stille und des Todes, sondern des geräuschvollen Lebens. Als Augustus mit Pompejus kriegte, ließ er einen Theil vom Ufer des Averno abtragen, durch einen Kanal mit dem Lukriner See verbinden und letzteren mit dem Meere vereinigen, so daß daraus ein doppelter Kriegshafen entstand, lange als Portus Julius berühmt. Paläste richteten sich auf seinen Höhen auf; Arsenale erhoben sich an seinen Ufern und Befestigungen an seinen Eingängen. Unfern aber breitete sich das alte Cumä aus, eine der frühesten griechischen Pflanzstädte, und sowohl durch die Pracht seiner Gebäude, als den Reichthum seiner Bewohner und deren Bildung verherrlicht. Noch steht ein wohlerhaltenes Thor und hütet die Grabstätte des alten Cumä: — eine Reihe Hügel von Schutt. Auf der Zinne jenes alten, auf unserm Bilde sichtbaren Stadtthors hat der Reisende eine der schönsten Visten Italiens. Rechts blickt man in den großen Meerbusen von Gaeta mit seinen romantischen Ufern, Schlössern und Citadellen; man sieht Gaeta, Mola, die Inseln Ponta und Ventatiena; gerade vor sich strecken die Lagunen sich aus und das Meer mit dem heitern Ischia; links ragt, stolz und ernst, das misonische Vorgebirge aus der Fluth, und die Pracht der ganzen Neapeler Meeresbucht mit Capri und andern Eilanden ist dem Blick entfaltet.

Keine Sybille läßt jetzt am Averner See goldene Zweige brechen; aber die berühmte Pforte der Unterwelt wird noch jedem Reisenden gezeigt. Es ist eine finstere, mit Gestrüpp verwachsene Kluft, dicht am Gestade, aus der schwefliche Dünste steigen. Niemand wagt es, sie zu betreten und für die Szenerie des unheimlichen Orts paßt noch immer die Beschreibung Virgil's, (Aeneide, IV.):

„Grau'nvoll lag die Höhl', aufklaffend mit steinigem Rachen,
In dem Dunkel des Hains, vom schwarzen Gewässer umspület;
Ungestraft erkühnt sich kein schneller Vogel, die Lüfte
Ueber ihn zu durchschneiden; denn Dünste der Pest und des Todes
Athmet ihr Schlund empor zur gewölbten Halle des Aethers."

LAXENBURG

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh

CCCCXXXIX. Schloss Laxenburg bei Wien.

Paris hat sein Versailles, London sein Richmond und Greenwich, Berlin sein Potsdam; Wien aber hat mehr als alle diese Städte, denn in einem Umkreise von wenigen Stunden besitzt es die schönsten Szenerien, von den lieblichsten an bis zu jenen, die durch ihre Wildheit und Romantik Auge und Seele fesseln. Wien liegt gleichsam im Mittelpunkte des großartigsten Parks, und jeder Ausflug von diesem Mittelpunkte führt zur Entdeckung neuer Schönheiten und Reize.

Ein Ausflug nach Laxenburg füllt einen Tag auf das Angenehmste aus. Das Schloß ist der gewöhnliche Aufenthalt des Kaisers in der schönsten Jahreszeit. Es liegt 3 Stunden von der Hauptstadt entfernt und ist durch Alleen mit dem nahen, noch größern Lustschlosse Schönbrunn verbunden. Schon 1377 bewohnte Herzog Albert hier eine Burg, von welcher der Rittersaal und einige Gemächer erhalten sind. Der Hauptbau des jetzigen Schlosses wurde um das Jahr 1600 aufgeführt und jeder Fürst der spätern Zeiten schmückte daran, oder verschönerte und erweiterte die Parkanlagen, welche, über eine Quadratstunde groß, Berg und Thal bedecken. Die reizendste Zuthat ward ihm aber von dem verstorbenen Kaiser in seiner Franzensburg, die er auf einer Insel inmitten einer krystallhellen Wasserfläche, sich erbauen ließ.

Von allen Nachahmungen der Burgen des Mittelalters, welche in unserer Zeit versucht worden sind, ist Laxenburg ohne Widerrede die gelungenste. Mittelst eines kleinen Kahns, der an Seilen sich fortbewegt, gelangt man über den mit Schwänen besetzten Schloßgraben hinüber zum Burgthor, das in den großen Hof führt. Von da macht ein Diener des Kastellans den Wegweiser.

Die ganze innere Ausschmückung ist mit Pracht und Geschmack im Style des 15ten Jahrhunderts gehalten. Im Rittersaale sieht man eine reiche Sammlung von Rüstungen und Waffen aufgestellt, worunter Vieles, das Helden und Fürsten angehörte, deren Degen und Thaten die Blätter der Geschichte schrieben. Trophäen vergegenwärtigen jene Kämpfe Oesterreichs, durch welche es der Türken Macht erst einen Damm entgegensetzte und dann sie brach. In einer Halle stehen die Marmorstatuen der Kaiser aus Habsburg's Stamm, seit

Rudolf. Alle Wände und Decken der Zimmer sind mit kunstvoller Schnitzarbeit bedeckt, und Oesterreichs Klöster, Schlösser und Kunstsammlungen steuerten ihr Bestes, um die Liebhaberei des alten Franz an solchen Dingen zu erfreuen. Damit jedoch nichts fehle, dem monumentalen Konterfei der Feudalzeit Kraft und Wahrheit zu geben, so ist auch eine unterirdische Folterkammer zu schauen und ein Burgverlies. In letzterem liegt, mit Ketten schwer beladen, die Gestalt eines Templers, und tritt man näher, so erhebt der Automat die Hände und ringt sie, mit den Ketten rasselnd. Neben der Burg ist der Turnierplatz mit den Schranken und den Sizzen der Preisrichter und den Söllern der Damen. Für die ritterlichen Spiele fehlen bloß — die Spieler: man hätte Automaten hinstellen sollen, wie dort, im Verlies.

Keine größere Tücke kann das Schicksal gegen große Menschen üben, als wenn es sie am Schlusse einer alten Zeit erscheinen läßt. Sie sind dann nur die Leichensteine begrabener Geschlechter und ihr Ruhm dient der altermüden Zeit zum Schemel. Wenn sie aber, von den Verhältnissen begünstigt, Menschen hoch auf die Zinne einer neuen Zeit stellt, welche die Fähigkeit nicht haben, sie zu leiten und zu beherrschen, dann wachsen sie schüchtern in die gestorbene hinein und sie suchen Behaglichkeit in den Formen einer Vergangenheit, die ihrem Sinne und ihrem Trachten befreundeter scheint, als die Gegenwart. Wundern wir uns darum nicht, wenn die Burgen wieder wachsen auf den Bergen und an unserm Rheine die bunten Flaggen mit den fürstlichen Wappen von den Mauern wehen, auf welchen wir Männer als Knaben Käuzchen jagten und Himbeeren pflückten! Mancher thut's wohl nur dem Andern nach, eben weil's ein Anderer vor ihm gethan hat: aber das Wohlgefallen daran verräth den geheimen Zug des Herzens und ich wette darauf, so lange man neue Dächer auf die alten Burgen setzt, so lange wird auch der Schutt des Mittelalters und seiner Institutionen nicht weggeräumt werden, der einer zeitgemäßen bürgerlichen Ordnung den Platz wegnimmt. —

SCHLOSS FRIEDERICHSBURG

bey Copenhagen.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildh.

Eigenthum der Verleger

CCCCXXXX. Schloss Friedrichsburg bei Kopenhagen.

Friedrichsberg, Friedensburg, Friedrichsburg sind Namen, welche der Fremde in Kopenhagen sehr oft mit einander verwechselt. Alle drei bezeichnen königliche Schlösser. Das erste ist ein Sommerpalast, eine halbe Stunde von der Hauptstadt; Friedensburg, das andere, dient jetzt dem Kriegsgotte als eine Militairakademie; das dritte ist der Gegenstand unsers Bildes.

Der ganze Weg von Kopenhagen zu diesem Lustschlosse der Könige von Dänemark geht durch eine parkmäßige Landschaft. Kaum, daß man die letzte Häuserreihe Kopenhagens hinter sich hat, so empfängt uns das Dunkel des königlichen Thiergartens, und unter schattigen Laubgängen hin, welche dann und wann eine reizende Fernsicht, oder der Blick auf eine lichte Waldmatte erheitert, wo Hirsche und Rehe heerdenweise grasen, kommen wir zu den Ufern eines langgestreckten, buchtenreichen Sees, wo eine Fähre harrt, die den Reisenden auf das andere Ufer übersetzt. An demselben, auf einer mit einzelnen Bäumen besetzten Anhöhe, laden Ruhebänke unter einer tausendjährigen Buche zum Genusse der schönsten Ansicht. Der ganze Esrom-See liegt mit seinen zahllosen Buchten ausgebreitet zu den Füßen des Beschauers, umgeben von prächtigem Hochwald, und da, wo sich der letztere in ein tiefes Thal hinabsenkt, schweift der Blick über die Baumwipfel hinweg auf das spiegelnde Meer und nach den blauen, fernen Gebirgen Schwedens. Das unter Buschwerk am Ufer versteckte bemooste Dach des Fährmanns ist das einzige Zeichen einer menschlichen Wohnung in dieser elegischen Landschaft, deren Stille nur zuweilen das Rufen der Hirsche, oder das Rauschen des die Gebüsche durcheilenden, scheuen Rehs unterbricht. Der Geruch des Waldes, der Duft des Kalmus und die aromatischen Dünste seltner, blühender Wasserpflanzen im See, erquicken und stärken Nerven und Sinne. Ueber die schwarzen Fluthen schweben hie und da Nebelstreifen wie ein zarter weißer Rauch, welchem die im ruhigen Wasserspiegel wiederstrahlende Sonne bald schillernde Regenbogenfarben, bald helle Silberblicke zu geben scheint. Seitwärts fällt der Blick in ein tiefes, schmales Gründchen, umgossen vom düstersten Dunkel. Ein Pfad lockt hinab, der sich jedoch bei einer alten Ulme in's Dickicht verliert, und eine Schrifttafel mahnt zur Rückkehr wie ein warnender Wegweiser für die irrenden Ahnungen einer unruhigen Menschenbrust.

Durch die Holzung windet sich die Straße fort, bis sie den Fuß des Skandsenbergs erreicht, auf dessen Höhe wiederum eine treffliche Aussicht entzückt. In Westen breiten sich die Wälder und der See von Esrom aus; gegen Norden treten die Felsenküsten Schwedens majestätisch hinter den Fluthen des Kattegats hervor; das grüne Eiland Hveen und Schonens städtereiche Gestade grüßen von Ost über den von zahllosen Segeln belebten Sund herüber, und südwärts prangt im glitzernden See das schöne Friedrichsburg gleich einem Juwel in silberner Fassung.

An den See, in dessen Mitte, auf einer Insel, das Schloß liegt, lehnt sich im Halbkreise das freundliche Städtchen Friedrichsburg, dessen bescheidenes Aeußere mit der Magnifizenz des stolzen Fürstenhauses einen malerischen Kontrast gibt. Zugbrücken führen über die schilfbewachsenen Gewässer zu dem hohen Thore mit Wappen und Inschriften und in den mit gewaltigen Quaderstücken gepflasterten Vorhof. Das Schloß selbst ist aus Werkstücken in jenem Style aufgeführt, der bei den Prachtbauten des 17ten Jahrhunderts üblich war: — er zeigt den tiefen Verfall des Geschmacks und der Kunst. Dennoch macht das thurmreiche Gebäude durch seine Masse eine große Wirkung; nur im Innern fällt der Mangel an Schönheit der Verhältnisse unangenehm auf und keine Pracht kann ihn verdecken.

Friedrichsburg sollte eigentlich Christiansburg heißen, denn Christian IV. ließ das kaum vollendete Schloß niederreißen, welches sein Vater König Friedrich II. aufgerichtet hatte, und stellte diesen Prachtbau an seine Stelle. Er hat dem Lande Dänemark Millionen gekostet und steht jetzt leer, — ein unnützes Möbel des Königthums. Die Zimmer sind dürftig ausgestattet, die besten Gemälde und Kunstsachen sind nach Kopenhagen geschafft worden, größtentheils in's Museum. Was zurückblieb, hat, vergleichsweise, wenig Werth. Jedoch hat die Kirche von ihren Schätzen Vieles behalten: sie ist mit Gold und Silber überladen, silberne Kronleuchter hängen von der Decke, eine Statue des Heilands von massivem Silber steht auf dem Altare. Ehedem war sie von den zwölf gleichfalls silbernen Statuen der Apostel umgeben; die Schweden nahmen sie aber mit fort, meinend, der Apostel Beruf sey nicht der, den Meister zu hüten.

Das Sehenswertheste ist der große Ritter- und Bankettsaal. Wände und Decken sind ganz mit der kunstvollsten Holzschnitzerei bedeckt, und 26 Künstler, die besten ihrer Zeit, waren 7 Jahre lang an dieser Arbeit beschäftigt. Bildnisse der Glieder der dänischen Königsraçe, zumeist in Panzer und Harnisch, starren von den Wänden. Zwischen vielen werthlosen Bildern sieht man auch ein paar gute Tafeln von Teniers und Salvator Rosa.

In diesem jetzt so stillen Saale war es, wo einst jene monarchischen Aerndtefeste gefeiert wurden, deren Programm der „grand monarque“ der Franzosen in seinem Versailles für die europäischen Könige schrieb. Es war in jenen goldnen Tagen der Herrschaft, wo Land und Gut des Volks überall noch als Landgut des Fürsten galten, wo auch Dänemark die schweren Garben seines Fleißes, sein Glück und seinen Ruhm als duftendes Heu unersättlicher Verschwendung zu Hofe fahren mußte. Da war Jubel in diesen Hallen, und Freude und Lust dreheten sich in einem Kreise ohne Ende. Diese bleichen Wände, wie würden sie erröthen, wenn sie die Szenen der Unterwürfigkeit und kriechender Schmeichelei wieder erzählen sollten, von denen sie Zeuge waren. So Etwas kömmt hier nie wieder. Wenn auch das Volk noch gezäumt seinem Reiter folgt: — die Sporen küßt es doch nicht mehr, die ihm wehe thun; und wenn auch der Knecht den Menschen noch an der Hand fest hält, man schämt sich doch nicht mehr, ein Mensch zu seyn.

Stilles, schweigsames Friedrichsburg — Lustschloß ohne Lust! — mit Schadenfreude sehe ich die zerrissenen Tapeten, wie Trauerflor um die alte Zeit, von deinen Wänden hängen und höre die Raben um deine Thürme ihr Sterbelied krächzen. Wenn sie begraben seyn wird, ganz begraben; — dann wird auch zu dir neues Leben wieder kommen: statt der Lust des Hofes wird die Arbeit des Bürgers einkehren, und was jene verzehrt hat, wird diese wieder erwerben. Der Anstoß ist gegeben; die Metamorphose geht überall still und willig vor sich, und in Dänemark wird man ihr eben so wenig entgehen, als anderwärts.

CCCCXXXXI. Die Basteifelsen bei Dresden.

Ein Bild aus der sächsischen Schweiz. Majestätisch wogt der breite Elbstrom zwischen den zerrissenen Felswänden den Marken Böhmens zu.

Die Bastei ist die Glanzpartie dieser interessanten Gegend, und sie ist, trotz ihrer Entfernung, ein Vergnügungsort der Bewohner Dresdens, die in der schönen Jahreszeit, zumal des Sonntags, in großen Schaaren herkommen, um eine herrliche Natur zu genießen, oder um gesehen zu werden. Gewöhnlich wird die Basteifahrt zu Wasser gemacht; rathsam ist es dann, bei Ottowalde auszusteigen und den übrigen Weg zu Fuß zu machen. Von da ist's zur Bastei noch eine halbe Stunde. Der Pfad geht durch eine schmale Thalschlucht, die Kluft genannt, und ist herrlich. Hohe Felswände, mit Flechten und Moosen üppig bewachsen, ragen thurmhoch zu beiden Seiten auf, oft hängen sie über, oft scheinen ihre Firsten einander zu berühren, so daß das Himmelsblau nur durch schmale Ritze sichtbar wird. Auf halbem Wege steht, unter hoher Felswand, ein einfaches Kreuz, das Maal einer tragischen Begebenheit. Eine reiche, fremde Familie kam vor mehren Jahren mit ihrem einzigen Sohne, einem Knaben von 15 Jahren, in diese Gegend. Beeren suchend, kletterte derselbe die Felswand hinan. Die Eltern glauben, er habe einen nähern Fußpfad eingeschlagen und beruhigen sich, als sie ihn missen, mit dem Gedanken, er werde sie auf der Bastei mit seinem Willkommen! überraschen wollen. Sie langen an: der Knabe ist nicht da, Niemand hat ihn gesehen. Besorgt eilen sie den Weg zurück, vergeblich tönt ihr Ruf durch die Felsen. Der Abend kömmt — schon sind alle Schluchten durchsucht — verzweifelnd sinkt die Mutter ihrem Gatten in die Arme. „Komm, setze dich in den Schatten der Rosenhecke und ruhe aus; ich will allein suchen!" sagte der Vater und führte die Gattin zu dem blühenden Busch. Sie biegt ahnungsvoll einen Zweig zurück: da liegt der Knabe mit zerschmettertem Haupte vor ihr, die blonden Locken steif von Gehirn und Blut. Der Schreckensanblick macht sie wahnsinnig. Sie muß auf den Sonnenstein gebracht werden, und erst nach drei langen Jahren führt sie der barmherzige Gott dorthin, wo sie ihren Knaben wieder findet. Der Vater wird schwermüthig; einige Wochen besuchte er jeden Morgen den Platz an der Rosenhecke, wo das Kreuz steht; — einmal bleibt er aus: Niemand weiß, was aus ihm geworden. —

DIE BASTEIFELSEN BEY RATHEN

in der sächsischen Schweiz

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Am Ende der Schlucht hat man eine freie Aussicht und ein paar Steinbänke laden zum Ausruhen. Man übersieht einen großen Theil der sächsischen Schweiz mit dem Elbthal; der Pfaffen-, der Lilien- und der Königstein nehmen sich vorzüglich schön aus. Eine Allee führt von da zum Wirthshause der Bastei, einem ansehnlichen Gebäude, wo an schönen Tagen immer eine Menge Menschen, sowohl Dresdner als Reisende aller Nationen, angetroffen werden. Die Wirthschaft hat den Ruf, gut zu seyn und verdient ihn.

Dicht am Hause umgibt ein Geländer die Stirn eines weit in das Thal hinaustretenden Felsens. Von diesem Punkte übersieht man die ganze Gegend. Zunächst unter der 700 Fuß hohen Felswand rauscht die Elbe. Leicht trägt sie die schwere Last der Flöße und Schiffe und die mit schwellenden Segeln dahin gleitenden Fischernachen und die Kähne mit der bunten Menge, die landet oder heimfährt.

Seitwärts ragen die wunderlich gestalteten Rathener Felsmauern: die große und die kleine Gans, der Gammerichstein und nahe der Bastei die Steinschleuder und die Neurathener Gruppe mit dem altersgrauen Gemäuer einer Sorben-Burg. Weiter unten im Thale liegt der Ort Rathen mit seinem Thurme und die malerisch bewachsene Ruine Altrathen. Der Nonnen- und der Bärenstein starren zur Rechten empor, und in weiterer Entfernung prangen die Felskegel: der Lilienstein und der Königstein mit ihren Mauerzinnen, welche die Landschaft beherrschen, die sie schmücken. Zwischen ihnen tritt der Quirl keck hervor. Die Dschirnsteine, der Pabst, der seltsam geformte Zirkelstein und der bewaldete Rosenberg begrenzen den Horizont, und nach Böhmen hin treten der Hohenstein mit seiner alten Veste und der Winterberg, der höchste des Landes, duftig und blau in den Aether. Die Basteifelsen und die Schluchten, welche die Gruppen trennen, sind zum Theil durch Brücken und Stege gangbar gemacht, und wo Gefahr war, hat man sie durch Geländer und Brustwehren zu beseitigen gesucht. Um alle die merkwürdigen Stellen zu besehen, reicht indeß ein Tag nicht aus und Viele beschränken sich nur auf die nächsten Punkte: sie besuchen das Rathener Thor und die Steinschleuder, die höchste Kuppe der Bastei, zu welcher über eine furchtbare Schlucht hin eine Balkenbrücke führt.

Wer aber mit der Zeit nicht zu kargen braucht, der nehme sich einige Tage, um von der Bastei aus das merkwürdige Gebirge zu durchwandern, welches durch die Menge von kleinen Flüssen und Bächen und durch die unzähligen Einschnitte, die es aus dem ewigen Kampfe mit den starken Elementen und der Alles zerstörenden

Zeit als Wunden und Narben davon getragen hat, eine so prächtige Mannichfaltigkeit und Verworrenheit darbietet, als wenig Gegenden der Erde. Ueberall hin sind Wege gebahnt und jeder Schritt bringt Abwechselung oder Ueberraschung. An rauschenden Bächen hin, über frische, grüne Wiesengründchen, bei einsamen Hütten und Mühlen vorüber, in Felsschluchten hinauf oder hinab, wandelt man und sieht rechts und links schauerliche Thäler sich öffnen, in welche von steiler Felswand kleine Bäche in Caskaden herabstürzen. Was die Natur in der Schweiz auf einem Raume von einigen hundert Quadratmeilen im colossalsten Verhältniß ausgeführt hat, ist hier, freilich in kleinerm Maßstabe, auf der Strecke von wenigen Stunden zusammengedrängt. Das Vergnügen verliert durch das kleinere Maß nichts an seiner Stärke; und am Ende gäbe es ja auch für die Alpenwelt einen Standpunkt, wo sie dem Auge winzig und klein erscheinen müßte. Wenn der Gedanke auf zu den Sternen fliegt und der Geist von da herabschaut auf die kleine Erde, hören dann nicht alle Unterschiede zwischen Groß und Klein, Hoch und Niedrig auf derselben auf? ist dann nicht Alles ausgeglichen und geebnet?

HALLSTADT

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.

CCCCXXXXII. Der Salzberg bei Hallstadt.

Die nördlichen Kalkalpen, welche den Zug des Urgebirges begleiten, bilden eine 300 Stunden lange Kette. Der Hauptmasse nach bestehen sie aus einem ältern Kalkstein, welcher mehre untergeordnete Lager führt. Zu letztern gehört auch das Steinsalz. In den Alpen kommt es jedoch nie in großen, compakten, ausgedehnten Massen vor, sondern meistens in Körnern, in größern und kleinern Stücken, auch sehr selten weiß, sondern gewöhnlich röthlich gefärbt und gemengt mit Thon und Gyps. Da, wo die Gebirgsmassen das Salz so reichlich enthalten, daß es bergmännisch gewonnen werden kann, heißen sie Salzberge: — so bei Hall in Tyrol, Berchtesgaden im Bayerschen, bei Ischl, bei Aussen und bei Hallstadt im Salzkammergute.

Weil das Steinsalz der Kalkalpen niemals reine, derbe Stöcke bildet, sondern mit andern Gebirgsmassen vermischt ist, so würde es sich nicht der Mühe lohnen, die einzelnen Salzbrocken herauszusuchen; es würde unbenutzt bleiben müssen, wenn man nicht der Natur ihr Verfahren, Soole zu bereiten, abgelauscht hätte und solches nachahmte. Schon die Römer kannten diese Benutzungsweise des Steinsalzes der Alpen und deutliche Spuren beweisen, daß vor ihnen auch der Hallstädter Salzberg bearbeitet wurde.

Derselbe erhebt sich fast senkrecht über das kleine Städtchen Hall 4000 Fuß hoch. Mit Mühe ersteigt man auf 2500 Stufen, ohne die aller Zugang unmöglich wäre, den sogenannten Rudolfsthurm, wo der Bergmeister wohnt und von wo man die ganze Steinsalzablagerung übersehen kann. Zwischen den kahlen Klippen des Kreuz- und des Kalenberges öffnet sich ein anderthalb Stunden weit zwischen den Bergen fortziehendes tiefes Thal, das ganz mit einem auflösbaren Gemenge von Salz und Thon ausgefüllt ist. Diese Masse, welche der eigentliche Salzberg heißt, ist durch mehre übereinander liegende Stollen, oder horizontale Gänge, aufgeschlossen. Das zwischen je zweien solcher Stollen, einem oberen und einem unteren, liegende Gebirgsstück heißt ein Grubenfeld, und dies auszulaugen, nämlich die Salze desselben mit Wasser aufzulösen und als Soole zum Abdampfen zu gewinnen, ist der Zweck des hiesigen Bergbaues. Jeder obere Stollen führt das süße Wasser (Quell- und Regenwasser) in das Innere des Berges in ausgehauene große Weitungen, welche sich allmählig durch Auflösung des

salzigen Gesteins an den Wänden und Decken immer mehr vergrößern; die unteren Stollen führen die mit Salztheilchen gesättigten Gewässer (die Soole) wieder ab. Man nennt jene Weitungen Stockwerke oder Sulzenstöcke und sie wachsen allmählig zu einer ungeheuern Ausdehnung an. Man hält sie so lange im Betrieb, als es überhaupt möglich ist. Werden sie endlich verlassen, so incrustiren im Laufe langer Zeit die Wände mit reinen Salzkrystallen und sie bieten in diesem Zustande bei Fackelbeleuchtung jenen zauberhaften Anblick dar, der die Bewunderung der Reisenden ausmacht. Die Zeit, welche das durch den obern Stollen in den Berg geleitete süße Wasser nöthig hat, um sich in brauchbare Soole zu verwandeln, ist hier sechs bis sieben Wochen. Zu Hallein sind drei Wochen ausreichend; da ist das Gebirge an Steinsalz reicher.

Man sieht ein, daß die Salzgewinnung in den Salzbergen der Alpen keineswegs leicht ist, und daß sie dort mit großen Kosten und vieler Mühe das künstlich thun muß, was in den Soolquellen die Natur anderswo selbst besorgt. Die Hallstadter Saline unterhält eine Knappschaft von 230 Mann blos für den Betrieb der bergmännischen Arbeiten, welche die Salzwerke erfordern, und ihre Produktion übersteigt doch nicht 120,000 Centner im Jahre. Gegenden, wie z. B. das nördliche Deutschland, welche an Soolquellen reich sind, haben daher jene Alpengegenden mit ihren ungeheuern Salzbergen nicht zu beneiden. Auch sind diese keineswegs unerschöpflich. Der Salzberg bei Ischl wird in 300 Jahren ausgebaut seyn; der bei Hallstadt in der doppelten Zeit. Was ist aber ein halbes oder ganzes Jahrtausend für die Dauer der Erde, oder der Menschheit?

Hallstadt, eine echte Gnomenstadt, liegt von himmelhohen, senkrecht aufsteigenden Bergen umgeben, in einem Kessel am See, dem die Alpen aus tief eingefurchten Schluchten ihre Gewässer zuführen. Drei Wintermonate lang fällt kein Sonnenstrahl auf Hallstadts Dächer und wenn die Schneestürme die Wege und Pässe zuwehen, ist wochenlang das Städtchen abgeschnitten vom Verkehr mit der übrigen Welt. Dagegen wimmelt es im Sommer von Reisenden und den Badegästen des nahen Ischl, welche die Merkwürdigkeiten, oder die erhabenen Schönheiten einer Gegend anziehen, über welche die Alpennatur ihr Füllhorn reichlich ausgegossen hat.

Gez. v. C. Reiss — Gest. v. B. Metzeroth

DER SONNENTEMPEL ZU BAALBECK

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. — Eigenthum der Verleger

CCCCXXXXIII. Baalbeck.

Im Sonnenpfade von Osten nach Westen drang das Leben, die Kraft, die Herrlichkeit der Völker; von Osten nach Westen wanderte die Herrschaft; von Aufgang nach Niedergang zog die Macht mit dem Ruhme. Als Indien, Saba, Aegypten, Phönizien, Palästina, Babylon, Persien ihre Blüthen ausgeblüht hatten, als Griechenlands Haupte das Diadem entsunken war, da ward es auf die Stadt der sieben Hügel getragen, wo eine junge, frische Volkskraft grünte auf kaum umbrochenem Boden. Rom, welches, wie Herkules, schon in der Wiege mit Schlangen im Kampfe sich versuchen mußte, wurde der Sitz der Kultur und der Weltherrschaft. Scheu wichen vor ihm alle Gewalten auf Erden in Ost und West, die Kronen zerbrachen vor seinem Hauche und alle Völker beugten ihren Nacken vor dem Adler, der vor ihnen aufflog. In dem fernen Westen rodete Rom die Wälder der Barbarei und Rohheit und streuete den Samen der Gesittung in den jungfräulichen Boden; in Ost räumte es den Schutt eingestürzter, vermoderter Reiche auf und brachte Ordnung in das Chaos der Verwüstung und Entartung zurück. Römisches Leben durchdrang regenerirend die greisen Völker. — Noch einmal grünte auch der griechische Stamm und trug am römischen Pfropfreis herrliche Frucht.

Dies dauerte fort, bis die alten Götterspiele ausgespielt und bis das heidnische Sinnenleben verödet waren in langer Zeiten Lauf und aus den Hirtenthälern Palästina's ein unvergängliches, neues Licht in die düstere römische Welt zu strahlen anfing und das Germanen-Reich berufen ward, an die Stelle der Siebenhügelstadt zu treten. Vorüber ging dann alle Pracht und Herrlichkeit, die Städte entvölkerten sich, die Straßen verödeten, Paläste, Forum, Akademien und Tempel sanken, und die alte Welt ward zum ruinenbedeckten Todten-Acker.

Unter den zerstörten Städten der römischen Welt im Orient nahm, nächst Palmyra, das wir in einem früheren Bande schon beschrieben haben, Baalbeck den ersten Rang ein. Baalbeck war ein Sitz des Reichthums, der Pracht und der Schwelgerei gewesen und, wie vom Fluche des Himmels getroffen, wandelte es sich, nach des Reiches Sturz, zur Oede mit seiner ganzen Landschaft. Baalbeck liegt in Syrien zwischen dem reichen Damaskus und dem Hafen von Tripolis, in einem Thale des Libanongebirgs, das, von Natur fruchtbar und

wohl bewässert, sich gegen die See hin öffnet. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hatten die Türken den Ruinen eine Stadt eingebaut, die 4 bis 5000 Bewohner zählte. Jetzt ist ein Haufen elender, schmutziger Hütten, unter Trümmer versteckt, das Obdach räuberischer Beduinen, welche ihre Heerden in den Sanktuarien der Tempel weiden und die Gegend zu einer der verrufensten und unsichersten des Landes machen.

Die alten Schriftsteller sagen so wenig über das große Baalbeck, als über Palmyra. Macrobius erwähnt es als Heliopolis in Cölesyrien — die Sonnenstadt, — was mit dem Namen: Baalbeck, Thal des Baals, oder des Sonnengotts, nahe verwandt ist. Die Tradition nennt Salomo als Erbauer; gewiß ist nur, daß sie in der Kaiserperiode Roms ihren höchsten Glanz hatte, und dieser Zeit gehören auch die Gebäude an, deren Ruinen die Jetztwelt bewundert.

Die Trümmer der alten Pracht von Baalbeck bestehen nicht, wie in Palmyra, aus einer großen, über weite Gefilde hin sich verbreitenden Masse von Gemäuer und Säulen; sondern nur drei Gruppen von Ruinen sind übrig, welche nicht fern von einander im Thale auf einer erhöheten Plattform stehen, die selbst das riesenhafteste Werk ist, welches Menschenhände errichteten; denn diese Terrassenmauer von halbstündigem Umfang besteht aus regelmäßig-behauenen Felsblöcken, von denen der kleinste 31 Fuß, der größte 64 Fuß Länge, 15 Fuß Höhe und 10 Fuß Breite hat, und die so genau auf einander gefügt sind, daß man noch jetzt nach 2 Jahrtausenden nicht im Stande ist, nur die Klinge eines Federmessers in eine Spalte zu bringen. Einer der größten dieser Steine würde, wenn man ihn in Quadern gewöhnlicher Größe trennte, hinreichen, um einen Palast zu erbauen, in dem Könige residiren könnten! Diese Quaderfelsen kamen aus einem zwei Stunden entfernten Steinbruche, in dem man jetzt noch welche ähnlicher Größe sieht, die, zum Theil fertig behauen, am Rande des Bruchs zum Wegschaffen bereit liegen; andere lagern noch unbehauen im Bruche selbst. An diesen Zurüstungen ersieht man, daß ähnliche Riesenwerke aufzuführen man die Absicht hatte; wahrscheinlich brach das Wetter der Zerstörung und Verwüstung urplötzlich über Baalbeck herein und zerschlug es mit einem Male vom Grund aus und so, daß es verscholl. Jede spätere Ansiedelung ist wohl nicht älter, als die Zeit der türkischen Herrschaft in diesen Gegenden, und sie war nie von Bedeutung. — Die größte Blüthe des alten Baalbeck fällt in die Zeit der Antonine. Die Münzen, welche hier häufig gegraben worden, tragen meist das Gepräge dieser Periode, und daß die Tempel, deren Ruinen übrig sind, derselben angehören, hat die Kunstforschung nachgewiesen. Spätere Anhängsel sind sarazenischen Ursprungs und stammen aus der Zeit der Kreuzzüge, wo die Hauptrümmer als Festung benutzt wurden. Man umgab sie damals mit Mauern und Thürmen. Sie sind jedoch schon wieder ganz zerfallen und nur noch Schutthaufen.

Zur Plattform führten majestätische Stufen von Marmor, auf denen die Schaaren der Verehrer des Sonnengotts einst hinan zogen zu den heiligen Hallen mit den geschmückten Opferthieren und den Baal tragenden Priestern. Sie sind zertrümmert und mit Gestrüpp und Gestein bedeckt. Ungeheuere Bruchstücke und Säulenkapitäler sind den steilen Abhang hinabgerollt und ragen hie und da aus dem Schutt hervor. Zwischen ihnen windet sich ein schmaler Pfad hinauf, wo die imposante Steinmasse des großen Sonnentempels zuerst vor den Blick tritt.

Der Eingang desselben ist von Osten her durch einen Portikus von 12 runden Säulen. Er führt in die erste Abtheilung des Tempels, eine sechseckige Vestibüle von 180 Fuß Durchmesser. Umgeben ist diese von einem Kreise von Nebenhallen, alle in den schönsten Verhältnissen und überdeckt mit den reichsten Verzierungen. Weiterhin tritt man in den eigentlichen Vorhof. Er ist viereckig, mißt 574 Fuß Länge und 368 Fuß in der Breite und ist mit hohem Gras und Gestrüpp, aus dem abgebrochene Säulen und Skulpturfragmente ragen, bewachsen. An diesen Theil der Ruine stößt ein weit=ausgedehnter Säulenbau, die Cella oder der innere Tempel. Neun Säulen von den colossalsten Dimensionen stehen hier noch aufrecht. Ursprünglich trugen aber 56 solcher Säulen das Dach der Cella, die 350 Fuß lang, 160 Fuß breit und 90 Fuß hoch war. Man kann sich nichts Großartigeres denken, als diese Ruine, nichts Prächtigeres, als diesen Bau vor seiner Zerstörung.

Gleich links von diesem größten der Tempel steht ein zweiter, kleinerer. Er ist etwas besser erhalten. Von den 50 Säulen, die er hatte, stehen noch zwanzig, von denen 11 ein reich skulptirtes Stück Gewölbe tragen, das den Vorhof zwischen dem eigentlichen Tempel und der Außenmauer deckte. Die Decke ist cassetirt und jede Abtheilung zeigt eine mythologische Darstellung von der schönsten halberhabenen Arbeit. An diesen Tempel stößt eine lange Reihe zerstörter Kammern und Zellen, wahrscheinlich die ehemaligen Wohnungen der Priester. Auch hier sieht man überall Reste bewundernswürdiger Bildhauerarbeit; die Säulen sind jedoch alle zerbrochen, die Bildsäulen aus den Nischen genommen, die Dekorationen abgeschlagen; mit Widerwillen tritt der Fuß auf ganze Haufen von Fragmenten der Werke antiker Kunst.

Der dritte Tempel ist klein; die runde Cella hat nur 32 Fuß im Durchmesser; doch ist sie das Schönste, was ganz Syrien an Ueberresten des Alterthums aufzuweisen hat. Der Tempel ist ganz von Marmor und die Ornamente daran sind so zart wie die feinsten Arbeiten eines Ciseleurs.

Auf dem nördlichen Ende der Terrasse sieht man noch eine zweite erhöhete Plattform von mächtigen Marmorblöcken, wo noch ein vierter, kleiner Tempel gestanden haben muß, von dem aber nichts übrig ist, als zwei Säulenschäfte von rothem ägyptischen Granit und einzelne, aus dem Boden hervorragende Kapitäler und Gesimse mit den zierlichsten Skulpturen.

Baalbecks Ruinen, so herrlich sie auch sind, stehen doch denen von Athen weit nach, und sie lassen deutlich erkennen, daß die Zeit, wo die Gebäude entstanden, nicht mehr jene große Zeit war, wo begeisternde Ideen durch die Seele der Künstler hinflutheten, wie zur Periode des Perikles. Es ist eine gewisse Zahmheit und eine eigenthümliche Einförmigkeit in diesen Friesen, Entablaturen und Karniesen; alle Zierathen wiederholen sich und nicht zu einander Passendes ist oft verbunden. So hängen z. B. Festons von Trauben und Rebenblättern an Ziegen- und Pferdeköpfen. Armuth der Idee sieht überall durch, und die technische Vollendung, so sehr sie auch Bewunderung verdient, kann für die geistige Dürftigkeit nicht entschädigen. Sklavenwerk ist hier Alles, nicht das Werk der freien schaffenden Kunst, die im Römerreiche, wo der Despotismus sich vergöttern ließ, keine Stätte haben konnte.

Rückwärts muß man sehen, oder vorwärts, sucht man wahre Begeisterung der Kunst in ihren Werken. Rückwärts auf jene indischen Tempelhöhlen, in die Nacht der Berge hineingebrochen, in die hohlen Säulenhäuser an ihrem Fuße, auf die Ruinen des Nillands, deren Hieroglyphen von den Wundern der Zeiten stammeln und mit Obelisken auf zur Sonne streben; auf Griechenlands heitere Tempelhöhen und Cyklopenwerke; — oder vorwärts, auf unsere Münster des Mittelalters, deren Massen Riesen thürmten, deren Einzelheiten die künstlerische Hand von Zwergen ausgeführt zu haben scheinen; auf die Bilder, die von allen Wänden niederschauen, und auf die schwebenden Lichtgestalten, die in Feuersgluth aus den Fenstern strahlen. Da war freies Schaffen; wo aber der Meister dem äußern Zwang gehorcht, da wird der Künstler seine Bewegungen stets an die feste Formel binden, und indem ihm die Macht, mit den Traumgestalten seiner Seele den todten Stoff zu beleben, verloren geht, wird die Fertigkeit im Nachahmen seine höchste Leistung.

C Reiss del

DIE BURG SPERBERSTEIN
im bayrischen Rheinkreise.

Aus d Kunstanst d Bibliogr Instit in Hildbh

CCCCXXXXIV. Der Sperberstein im bayerischen Rheinkreise.

Dort, im alten Lande der Burgundionen, der starken Grenzhüter des Römerreichs gegen die Völkerströme der Barbaren, — dort in den Gebirgen, an deren Fuß jene fruchtbaren, weintriefenden Hügel sich wölben, die der Rebengott zu Lieblingssitzen erwählt hat, an der Grenze des Elsasses und Rheinbayerns, liegt ein Burgencyklus, um den, wie der Epheu um ihre Trümmer, die deutsche Heldensage ihr Immergrün geschlungen. Von dort stiegen jene gewaltigen Gestalten herab, die in der Nibelungen Lied gefeiert sind, und dort war der Schauplatz vieler Begebenheiten, welche die Meistersänger und Dichter des Mittelalters zum Liede begeisterten. Dort auf dem dreifach gegipfelten Sonnenberg stand Trifels, die Kaiserburg, wo einst die Reichskleinodien gehütet wurden und Richard Löwenherz im Kerker schmachtete, bis ihn die Treue seines Blondels erlösete; dort der Scharfenstein, dort das Hambacher Schloß, von wo Kaiser Heinrich IV. die schmachvolle Barfüßertour nach Canossa antrat, — Deutschland vor Rom, die politische Macht vor der geistlichen erniedrigend; — dort stand das Ahnenhaus der rheinfränkischen Herzöge, die in langer Reihenfolge den Kaiserthron einnahmen; dort der Drachenfels, wo Siegfried mit dem Lindwurm kämpfte; dort liegen die Stammburgen unserer berühmtesten Dynastiengeschlechter, die, wie die Leiningen, die Dürkheime u. v. A. weit verzweigt im Vaterlande blühen, und aus denen seit länger als einem Jahrtausend dem deutschen Volke wackere Männer im Kriege und Frieden erwuchsen.

Unter den Ruinen der bayerischen Pfalz, welche den Namen längst untergegangener Rittergeschlechter tragen, ist der Sperberstein eine der schönsten. Hoch ragt er von der Spitze des Bergs über eine tiefe Thalschlucht, und sein Gemäuer, auf mächtigem Felsen erbaut, verspricht noch vielen Jahrhunderten zu trotzen.

CCCCXXXXV. Prag.

„Prag," sagt Göthe, „ist in der Mauerkrone der Erde der kostbarste Stein." Es gibt in der That keinen Ort, der in seiner äußern Erscheinung großartiger, ehrfurchtgebietender auftritt, als Böhmens Hauptstadt. In vielen andern alten Hauptstädten malt sich uns ihr Leben nur aus der Vogelperspektive, oder aus der Ferne groß; ihre Herrlichkeit verschwindet bei näherer Betrachtung. In Prag hingegen tritt der Farbenglanz der Erinnerung überall frisch entgegen und die Vergangenheit hat die Fülle der Gegenwart zur Folie. Prag ist wie ein hundertjähriger Greis, aus dessen Gang und Blick rüstiges Mannesalter schimmert.

Mit wenigen Worten Prag zu beschreiben, auf ein paar Seiten den ganzen Cyklus seiner Schönheiten zu entfalten, in einer Viertelstunde zu allen den malerischen Punkten hinzuführen, zu allen den Denkmälern und Werken der Kunst, an welche sich weltgeschichtliche Erinnerungen knüpfen, ist unmöglich. Im großen Umriß muß ich das Bild dem Leser zeigen, und nur da und dort werde ich bei Einzelnem verweilen.

Wenn Wien vorzugsweise den Charakter stattlicher Wohlhabenheit, Berlin ein neues, fürstliches Ansehen hat, in Köln und Nürnberg sich die Zustände alter Zeiten widerspiegeln, in Frankfurts weitem Palastcyklus um den alten Stadtkern sich Krösusreichthum brüstet, die Städte der alten Hansa des Handels rührigen Geist verrathen, so ist Prag die königliche durch Alterthum, Bauart und Natur zugleich. Am meisten rechtfertigt sich diese Charakteristik, und am imposantesten stellt sich Prag aus dem Thorweg des Thurms an der Moldaubrücke dar, wenn man nach der Kleinseite geht. Dort sieht man den Hradschin mit seiner prächtigen Kaiserburg, und die dreispitzige Domkirche mit ihrer Thurmpyramide über die Straßen und Märkte ragen, und der stolze, belebte Strom, die altersgrauen Kirchen und Paläste der nächsten Umgebung, die prächtige Brücke mit ihren colossalen Statuen setzen ein Bild zusammen, wie es in keiner Stadt Deutschlands großartiger zu schauen ist.

Auf unserer raschen Wanderung durch Prag weilen wir zuerst in der Altstadt. Hier fesselt der große Ring unsere Schritte — ein weiter, viereckiger Platz mit dem Rathhause, der Trinitatiskirche, der hohen Mariensäule, zum Andenken der Befreiung von den Schweden errichtet. Hier ist die Hauptwache, der Fiackerplatz, der Mittelpunkt des städtischen Lebens und Treibens. Das Rathhaus ist ein uraltes, gothisches Gebäude, mit einem viereckigen Thurm, der eine Gallerie mit vier Thürmchen als Dach-

IN PRAG DER GROSSE RING

stuhl trägt. Seine Anbaue und Fenster, die untere Gallerie mit den Arkaden, die große Uhr, die steinernen Standbilder in den Nischen, Alles schaut so wunderlich aus alten Zeiten herüber. — Vom Ring aus winden sich die Straßen der Altstadt mit den altersgrauen Palästen und den soliden Steinmassen drei- und vierstöckiger Wohnhäuser winklicht und festungsartig bis zu den neuern Stadtquartieren fort, wo sie sich luftig, breit, geräumig ausdehnen. So auch in der Kleinseite, der Stadt des Adels, der Beamten, der Offiziere. Sie liegt am Fuße des Hradschin, ist schon eine halbe Bergstadt und enthält eine Menge Paläste, unter andern den Wallenstein'schen, der, ein wahrer Coloß, des gewaltigen Mannes, der ihn erbaute, würdig ist.

Der Weg nach dem Hradschin führt über die Moldaubrücke. Sie ist größer als die Dresdner und die Regensburger, und so breit, daß sich drei Wagen einander ausweichen können, ohne die Fußgänger zu gefährden. Von ihrer Mitte ist die Aussicht bezaubernd. Aufwärts prangt der Hradschin, abwärts schweift der Blick über die stattlich umsäumten Ufer des Stroms und die sich auf seinem Busen wiegenden Inseln. Eine Krümmung entzieht die Moldau dem Blicke, und ein Sattel von bewaldeten und mit Schlössern und Klöstern, oder Landhäusern besetzten Bergen begrenzt die Vista. Im Hintergrunde sieht man die alte Bergstadt Wischerad auf der Nachbarshöhe des Hradschin, mit ihren Thürmen, und den Lorenzberg mit einer Kirche zwischen Gehölz und fruchtbaren Matten. Die Brücke selbst ist die Bewunderung aller Reisenden. Sie hat sechzehn Bogen, und jeder ihrer Pfeiler ist geschmückt mit Statuen der Glaubenshelden und Gruppen von Heiligen. Peter Vischer's und seiner Söhne kunstberühmten Händen schreibt man die bronzene Statue des heiligen Nepomuk zu, des Schutzpatrons von Prag und ganz Böhmen. Sie ehrt die Stelle, wo der Märtyrer hinabgestürzt wurde, und den Tod fand. Wer vorbeigeht aus dem Volke, der zieht den Hut ab voller Ehrfurcht; nur der Mann mit dem feinen Rocke wandert ohne Respektsbezeugung vorüber.

Der Hradschin ragt wie ein Diadem über der Kleinseite, aus der man auf einem breiten Treppenpfad zu ihm emporsteigt. Die Palastreihe der kaiserlichen Burg bildet die Vorfronte, und dahinter erhebt sich die Sankt Veits- oder Domkirche, deren Thurm durch zwei hohe durchbrochene Bogen mit dem Schiff verbunden ist. Dieses Bauwerk im altdeutschen Style krönt den höchsten Punkt des Felsens. Keiner scheue die Mühe, den Domthurm zu besteigen, um die reiche Aussicht auf eine lachende Landschaft zu genießen.

Blaue Gebirgszüge umschließen dies Panorama wie der hohe Rand eines Kessels. Ostwärts gewendet sieht man die Moldau sich majestätisch um die Altstadt krümmen und grüne Inseln aus ihren silbernen Wogen tauchen. Südwärts tritt Wischerad hervor, der uralte Sitz der Czechenherzöge, und die grauen Trümmer des Libins, der Burg der schönen Libussa. Dieser gegenüber, auf dem Ufer der Kleinseite, erhebt sich, langgestreckt,

der Lorenz- oder Laurenzi-Berg, ein grünender Rücken, auf welchem, wie die Sage lautet, die heidnischen Böhmen das licht- und wärmespendende Feuer göttlich verehrten. Eine im Zickzack herablaufende Mauer gibt der Anlage das Aussehen eines Kastells. Kaiser Karl IV. ließ sie erbauen, um den Armen durch Arbeit Brod zu verschaffen und Hungersnoth abzuwenden.

Auf der entgegengesetzten Seite breitet sich die Gegend weit aus, mit anmuthigen Hügeln und mit Landhäusern der Reichen und den Schlössern des Adels besetzt. Ganz nahe aber steht Tycho Brahe's berühmtes Observatorium, eine der Wissenschaft heilige Stätte. Der Styl dieses merkwürdigen Gebäudes hat etwas Orientalisches; doch nimmt es sich mit seiner Gallerie und Säulenhalle stattlich aus und ist der Schmuck des Schloßgartens, dessen hohe Baumgruppen der städtischen Umgebung Reiz und Abwechselung verleihen.

Vom Thurme herabgestiegen, betreten wir die Kirche. Der Dom von St. Veit ist eine gemeinsame Stätte für die monumentalen Denkmäler der kirchlichen und weltlichen Macht des Landes. Er ist das Erbbegräbniß der böhmischen Könige und die Gruft der böhmischen Heiligen und Kirchenfürsten, deren Denkmäler Wände, Seitenkapellen und Altäre bedecken und anfüllen. Schade, daß die Stürme des religiösen Fanatismus und des Kriegs nicht immer schonend an diesem Gotteshause vorüber gingen: denn vieles Treffliche an Grabsteinen und Bildwerken ist gewaltsam zerstört oder verdorben.

Der Löwe des Orts und der Magnet, der die Gläubigen in großen Schaaren nach dem Tempel zieht, ist der Sarg des heil. Nepomuk. Von massivem Silber gefertigt, steht er am Hochaltar, umgeben von einer Glorie silberner Engel. — Nicht weniger prachtvoll und merkwürdig ist die Kapelle des heil. Wenzel, der Böhmen erster christlicher Beherrscher. Wenzel ward von seinem eigenen heidnischen Bruder erschlagen, welchen die fanatische Mutter zur Unthat gereizt hatte, um die alten Götter an dem abtrünnigen Erstgebornen zu rächen. Man sieht mit Grauen die vom Blute gefressenen Rostflecken an dem Löwenkopf und dem Messingring, an welchen der arme Wenzel sich flehend festklammerte, als sein Bruder das Kainswerk verübte. Helm, Schwert und der drahtgeflochtene Panzer des Erschlagenen hängen dem verhängnißvollen Ringe zur Seite. Sie gehören zu den Reichsinsignen; denn Böhmens König kann keinen Ritter des Wenzelordens machen, — des einzigen böhmischen Ordens, — er sey denn angethan mit dem Kleide des Geopferten. Mit diesen Dingen des geschichtlichen Grauens macht die rohe Pracht des Orts einen wunderbaren Contrast. Alles strahlt hier von Gold und Silber, man sieht Zierrathen aus großen, viereckigen, plump gefaßten Edelsteinen und ganze Tafeln von Smaragden, Topasen, Chrysolithen, Türkisen rc. sind an den Wänden befestigt.

Ermüdet verlassen wir den Tempel. An der Burg werfen wir im Vorübergehen einen Blick auf das Fenster im böhmischen Ständesaal, durch das einst die kaiserlichen Räthe den welthistorischen Sprung auf den

Düngerhaufen machen mußten. Das war ein kühner Wurf! Wer so einen wagt, hat nicht die Polizei zu fürchten, nicht das Schmachten im feuchten Kerker, ohne Licht, ohne Luft, ohne Trost, — nicht den Eid, der dem Gequälten auflegt, nimmer die Geheimnisse der Tyrannei zu verrathen. Indem er den Steg des Rückzugs selbst zerstört, macht er Sieg oder Tod zu seiner Losung. Es ist jedenfalls die kürzeste Weise, um Geschichte zu machen. —

Unsere Zeit will nichts davon wissen. In unsern Tagen, wo man die Worte überzuckert, wäre der Sinn auch noch so bitter; wo der Unmuth anstandsmäßig nur wie ein Wölkchen erscheinen darf, das rosenroth mit Goldsaum schimmert; wo die Wahrheit höchstens so pikant schmecken darf, daß sie dem Gaumen mehr wohl als wehe thut; wo Alles sich in feinen, artigen, zarten und honigsüßen Redensarten dreht, — wäre die Furcht eines Regierungs-Commissarius vor einem solchen Salto mortale aus den Fenstern eines Ständesaals gewiß die allerlächerlichste.

In Prags heiterm Leben spiegelt sich das Wiener wieder, wenigstens den Hauptzügen nach: Klein-Wien ist es darum mit demselben Rechte geheißen, wie Brüssel Klein-Paris. Der Straßen-Verkehr ist nicht minder lebhaft, als in der Kaiserstadt, obschon Prag, das etwa hunderttausend Einwohner zählt, nicht so dicht bevölkert ist, und die Kaufläden, die Kaffeehäuser, die Gasthöfe sind eben so verführerisch und schön ausgestattet. Nicht ganz so froh und behaglich mögen indessen die Prager, der Masse nach, aussehen, als das Wiener Völkchen; auch etwas genirter, etwas unterwürfiger, etwas verschlossener. Die schönen Töchter der Hauptstadt Böhmens mit dem slavischen, schwarzen Haar und dem kräftigen, hohen Wuchs, machen zwar nicht gerade die Regel in der hiesigen Frauenwelt aus, sind jedoch keineswegs Geschöpfe der Fabel. — Ei, wo gerathe ich hin? Kann ich die Prager „wie sie sind" auf ein schmales Stück Papier hinstellen? Die Ironie bedarf einer Zeile: doch ein Witzwort schildert nicht — und um die prager Welt zu schildern, ist ein Buch nicht zu viel. Ich habe nur ein Blatt; es ist voll. Ein Paar andere Bilder, ein Paar andere Blätter sollen später dies Fragment ergänzen.

CCCCXXXXVI. Die Aussicht vom Lilienstein in der sächsischen Schweiz.

Gedenke ich des einst genossenen Rundblicks von des Liliensteins Felsenscheitel, und schaue dies Detailbildchen an, auf dem die Kunst sich abmüht, das Engros-Gemälde ganzer Landschaften in einen Rahmen, handbreit, zu bringen, so ist es mir, als versündige sich die Kunst an der großen Erhabenheit der Natur eben so sehr, wie der Narr, welcher auf einen Berg steigt, um mit einem Fernrohr eine Baum- oder Thurmspitze zu betrachten, welche er in der Nähe ohne Mühe und mit waffenlosem Auge deutlicher sehen kann. Wenn ich die Höhen der Erde besteige, so will ich die Pracht der Schöpfung bewundern und dem Herrn huldigen, der die Berge kleidet und die Thäler mit Blumen stickt; schwelgen soll mein Auge in der weiten Natur, nicht sich einkerkern in die dunkle Röhre, die mir durch die vergrößernde Glaslinse einen Pfennig des aufgethanen Schatzes näher rückt. Der Künstler, der aus einem Berg-Rundgemälde ein Segment herausschneidet und mit dem Storchschnabel seiner Phantasie auf ein Stückchen Papier fixiren muß, ist sehr zu bedauern. Er martert sich ab, das Große klein zu machen, und seine Mühe bringt ihm so wenig Dank, als Freude.

Weg mit dem Bildchen! — Ich erzähle von meiner Bergfahrt.

Dreißig Jahre sind's her, als ich, das Ränzchen auf dem Rücken, im Dresdner Elbthale wanderte. Damals kamen noch nicht allsommerlich Reisende zu Tausenden hin, und das Wetter des Kriegs, das in jener Gegend heraufzog, hatte im Sommer 1813 die sächsische Schweiz von Besuchern fast verödet. Nur einzelne Wandergenossen traf ich, meist junges Blut ohne Furcht, wie ich selber.

Wir waren Mittag zu Dritt von Pirna weggegangen, mit dem Vorsatze, den Lilienstein zu besteigen und dort den Sonnenuntergang abzuwarten, der an dem Abende prächtig zu werden versprach: denn nur leichte, schmale Nebelstreifen spielten im Himmelsblau und der Westen war wolkenlos. Am Fuße des ungeheuern Felskegels rieselt aus überhängendem Gestein eine Quelle. Da rasteten wir und stärkten die müden Glieder,

DIE ELBE GEGEN SCHANDAU, DEM WINTERBERG UND BÖHMEN

vom Lilienstein aus.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

— denn wir hatten schon einen starken Marsch gemacht! — mit einem Labetrunk. Sodann begann die Auffahrt. Der Lilienstein ist ein fast senkrechter und wohl 1000 Fuß hoher Fels. Seine Form ist der eines Zuckerhuts zu vergleichen, dem die Spitze abgeschlagen ist. Um seinen Fuß hat sich der Schutt von Bergtrümmern angehäuft. Anfangs windet sich der Weg mit sanfter Steigung hinan; bald aber wird er steil, felsig und sehr beschwerlich. Wir mußten auf eingehauenen Stufen über mehre Abhänge klettern, und kamen durch eine Felsspalte zu einem, über eine tiefe Kluft führenden Steg. Hinter demselben wurde der Weg gefährlich. Der Tages zuvor gefallene, wolkenbruch-ähnliche Gewitterregen hatte streckenweise den Pfad ganz zerstört; um weiter zu kommen, mußten wir mehrmals auf Händen und Füßen rutschen. Endlich erreichten wir glücklich die letzte Felstreppe, und ein dreifaches Hurrah! grüßte den Obelisk, der auf dem Scheitel des Colosses steht, und der uns, aus der Tiefe gesehen, wie eine Nadelspitze vorgekommen war.

Die Sonne stand noch ziemlich hoch über dem Horizont; die Luft war rein. Erschöpft von der argen Strapatze setzten sich meine Begleiter auf die Steinbank; ich, als wäre mir der Standpunkt noch nicht hoch genug, kletterte den größten der umherliegenden Felsblöcke hinan, von dem die Umsicht nach allen Seiten frei war. Mein Blick wollte das große Panorama mit einem Zuge umreißen; er wollte messen, wollte die Entfernungen bestimmen: doch der überraschte, verwirrte Sinn war dem Vorsatz nicht gewachsen. Schwindelnd that ich ein paar Schritte vorwärts: da stand ich am Rande und sah hinab auf den tiefen Abgrund. Erschrocken setzte ich mich nieder, suchte mich zu sammeln und dann das unermeßliche Bild zu zerstückeln und in einzelne Rahmen zu fassen. Jede Parthie gestaltete sich zu einem großen, ruhigen Ganzen. Weite, tiefe Thäler, ein majestätischer Strom, bewaldete Berggipfel, dunkle Wiesengründe und weite, in allen Schattirungen von Grün gemusterte Fluren, die Städte, die Flecken, Dörfer und Meierhöfe, die blauen fernen Gebirge, — Alles hatte von diesem Standpunkte aus den Charakter hoher, prunkloser Einfachheit und ruhiger, stiller Abgeschiedenheit. Die Schatten der einzelnen Wolken jagten über die Szene, wie Kummer und Sorge, von denen ich damals noch nichts wußte, über das Menschenleben.

Ich war bemüht, mit Hülfe meiner unterwegs einstudirten, nicht ganz probefesten Topographie der sächsischen Schweiz die hervorragendsten Punkte zu erkennen, oder interessante aufzusuchen, als mich der frohe Zuruf meiner Genossen einlud, hinabzukommen. Hinter einem Felsblock hervor sah ich die prasselnde Flamme lodern, und ein ambrosianischer Hauch stachelte den mächtigsten aller Sinne unwiderstehlich auf. Einer der Gefährten hatte nämlich den klugen Einfall gehabt, in Pirna ein halbes Dutzend Bratwürste in sein Tornister zu packen, und auf dem von grünem Astholz improvisirten Roste dampften ihre Balsamdüfte zum Himmel. Ueber dem Opferherde bog ein wilder Rosenbusch seine blüthenvollen Zweige zur Flamme nieder — neben und über derselben welkten und dörrten

Blätter und Blumen: ich machte nicht einmal den Versuch, die hinschmachtenden Kinder des Frühlings zu retten, und setzte mich mit wässerndem Munde in der lachenden Gesellen Kreis. Es wäre wohl Andern auch so ergangen; denn in wem spricht der reine, himmlische Ton des Gefühls, den der Schöpfer ursprünglich in jedes Menschenherz gelegt hat, am wenigsten an? Gewiß in dem Hungrigen.

Scherz und Lust würzten unser einfaches Mahl und eine halbe Flasche Meißner, die zur rechten Stunde aus dem Schnappsack des Klugen hervorkroch, reichte hin, um alle Lieben in der Heimath hoch leben zu lassen. Der letzte Becher galt dem Vaterlande, über welches damals die Hoffnungssonne so blutroth glühete, als die Abendsonne, die eben am Firmament hinunter stieg. Von der Heerstraße herauf glitzerten französische Gewehre; — Herr, gib der Befreiung Flügel! rief ich, und Amen! riefen die Andern.

Und nun ging's mit erhobenem Herzen und heiterm Muth auf den höchsten Felsvorsprung nach West, um eine Scene zu schauen, voll unvergeßlicher Hoheit und Pracht. — Wir sahen die Sonne von dem Vaterlande Abschied nehmen. Wie herrlich war die Bühne, von der wir den Auftritt betrachteten! Der Strom zu unsern Füßen schien der scheidenden Königin des Tags nachzuziehn, welche seine stolzen, mit Berg und Fels und Wald geschmückten, Ufer und seine Wogen mit Rosen und Purpur bestreute und mit ihren Strahlen übergoldete. Noch stand sie über dem Firmamente: über ihr zitterte ein leichter Wolkenvorhang, weißschimmernd, von dem sich dann und wann Flocken lösten und von ihm wegzogen, wie eine Heerde Lämmer. Sie färbten sich, während sie entflohen. Alle Masten und Segel auf dem Flusse, alle Fruchtfelder, alle Bäume und Berg- und Thurmspitzen schimmerten geröthet und gehoben. Wir standen und genossen, bis die wohlthätige Tagesgöttin in die Fluthen hinab sank und die Herrlichkeit der Entschlummernden das Auge blendete: — dann wendeten wir uns auf die entgegengesetzte Seite nach Ost, wo schon dunkle Schatten heraufzogen. Auch der Anblick war schön. Man übersah das Elbethal bis hinan an die Marken Böhmens. Links, (alle nachgenannten Punkte sind auf unserm Bildchen kenntlich), dicht am Strome, kauerten die Ortschaften Prossen und Windischfähre, ein Nebelstreifen bezeichnete den Eingang in den tiefen Grund, rechts lag Krippen mit seinem Fährhaus; dann weiter hinab, links, auf einer Landzunge, das Städtchen Schandau so traulich; dahinter der Eingang in den romantischen Kirnitschgrund; noch weiter hinab die Steinbrüche von Schmilka und Hirnitschkretschen; gegenüber Porschdorf mit seinen hohen Felsenmauern. Der Falkenberg prangte hellerleuchtet; rechts von demselben der Falkenstein, die Schrammsteine, die Winterberge; in noch größerer Ferne reckten die Lausche und die Schneekoppe ihre Häupter empor, und das Gebirge von Töplitz machte den Hintergrund des Gemäldes.

Schnell brach die Dämmerung herein; doch währte es nicht lange, so trat der Vollmond hinter dem großen Winterberge hervor und warf ein neues, silbernes Licht auf die Gegend. Wir Alle standen staunend und in den

MONTPELLIER

Anblick versunken. Alles war so ernst und still und heilig um uns, Jeder folgte willig seinen Gefühlen; meiner Phantasie waren die Flügel gelöst, und während ich so hinunter blickte auf die hohen Mauern und Zinnen des Elbthals, dachte ich sie mir als die Trümmer von Palästen und Tempeln und Triumphbögen längst vergangener Gigantengeschlechter, die einzeln stehenden Felskegel als die Pfeiler der Bögen, die einst über dem Thale sich wölbten, andere als Hochaltäre, wo die Riesenkinder der Erde dem Herrn opferten, wieder andere als Mausoleen für Heroen. Ich verglich dann mit dieser Felsarchitektur die stolzen Bauwerke, die ich den Tag vorher in Dresden gesehen, und sie kamen mir vor wie Maulwurfshügel neben Bergen. Da weckte mich der Ruf der zur Rückkehr mahnenden Wandergefährten aus dem Traume, ich wischte das phantastische Nebelbild aus meinen Augen und schied vom Prachtschauspiel der Natur mit beklommenem Herzen.

Drei Jahrzehnte voller Lebensstürme und Ungewitter sind seit diesem Abende über mich hingezogen, die Regengüsse der Sorge haben meine Stirn gefurcht und meine Haare fangen an zu bleichen. Dreißig Jahre! es ist eine kurze Spanne Zeit und doch wie viel Thränen rollten seitdem auf des Schicksals ernstem Altar! Gottlob! sie sind vertrocknet; sie haben sich nicht zur schmerzenden, elternden Wunde eingefressen. Auch waren die geschwundenen Tage an Freuden nicht arm; manchen reinen, glänzenden Strich ließen sie auf ihrer Gedächtnißtafel zurück; — die reinsten kamen von euch, ihr Wandertage meiner Jugend!

CCCCXXXXVII. Montpellier.

Fast jedes Land hat sein Canaan, wo die Sonne wärmer scheint, und der Schöpfer des Segens Füllhorn freigebiger ausgeschüttet hat, als anderswo. Für Frankreich ist's Languedok, jene zwischen den Pyrenäen und dem Rhonedelta ausgestreckte Landschaft, die wegen Milde des Klima's und üppiger Fruchtbarkeit schon in der alten Welt berühmt war. Phönizier und Griechen verließen ihre alte Heimath, um sich da niederzulassen, und Römer

kehrten der Siebenhügelstadt und Hesperiens Gestaden den Rücken, um in Languedok's Thälern sich Wohnsitze der Pracht und des Lebensgenusses zu erbauen. Zwar sind diese sammt ihrer Zeit längst vergangen; über ihren Schutt furcht die Pflugschaar, auf ihren Trümmern rankt die Rebe, schattet die Olive. Auch die Burgen und Schlösser der spätern Herren liegen zerbrochen auf den Höhen. Aber die Natur ist nicht kärger geworden, die Menschen sind nicht weniger froh, die Kultur des Bodens ist nicht geringer. Die ganze Landschaft ist ein Garten, und der heitere Geist der Troubadours ruht auf dem Volke, welches ihre Sprache redet.

Languedok ist ein Hügelland, wellenförmig ziehen die Höhen desselben in vielen Richtungen zwischen den Thälern fort. Jeder Landrücken ist mit Obstbäumen oder mit Reben bepflanzt, und jeder bietet von seiner Stirn Blicke in liebliche, blühende Gründe, mit zerstreut liegenden kleinen Hütten, durchströmt von silberhellen Bächen. Flecken und Landstädtchen betten sich in den breitern Thälern. Wo ein Hügel zum Berge wird, oder ein Fels aus dem Boden steigt, da krönt ihn die dunkle Ruine eines Schlosses, oder eine Kapelle schimmert mit weißem Gemäuer. Das Volk ist ein schöner, kräftiger Menschenschlag. Es verräth die Mischung mit spanischem Blute in seiner Farbe, in seinen Zügen, in seiner Kleidung. Man sieht noch häufig den weiten, runden Mantel auf den Schultern der Männer, die großen, vorn aufgeschlagenen Hüte und darunter das farbige Netz des Cataloniers. Auch die Sprache Languedok's ist der seinigen so verwandt, daß sie dem Franzosen fast unverständlich wird. Mäßige Arbeit gibt in diesem gesegneten Lande den Menschen reichliche Mittel, ihre einfachen Bedürfnisse zu befriedigen, und das allgemeine Erbtheil, Heiterkeit des Geistes, läßt sie die Bürde leichter durch's Leben tragen. Bei dem glücklichen Klima kennen sie Manches nicht, was den Nordländer drückt — die Sorge für Kleidung, Vorrath an Lebensmitteln und für Wärme während des Winters ist bei ihnen sehr gering. Sie haben deshalb weniger Aufforderung, sich um die Zukunft zu bekümmern; sie lachen mehr, singen mehr, ihre Festtage sind zahlreicher und bieten, leichten Kaufs, Genuß in Fülle.

Montpellier liegt inmitten dieser Landschaft auf einer mäßigen Anhöhe in einer sehr fruchtbaren und bebauten Ebene. Die Stadt ist ansehnlich, und schon von weitem treten aus der Häusermasse große, massive Gebäude und Thürme in Menge hervor, welche nebst dem, auf langer Bogenreihe weit hergeführten Aquädukt dem Orte eine imposante Fernsicht gewähren, welche die Erwartung spannt und groß macht. Doch rechtfertigt sich solche nicht; denn das Innere der Stadt ist winklich, die meisten Straßen sind eng und schmutzig, und der Geruchssinn wird in diesem Sitz der Parfümeurs, welche die feinsten Wohlgerüche in die Salons und Boudoirs der ganzen Erde spenden, um so empfindlicher beleidigt, je weniger die Vorstellung auf so Etwas vorbereitet ist. — Schöner, etwas reinlicher auch, als die Stadt selbst, sind die Vorstädte, welche bei der zunehmenden Bevölkerung ihre Häuserarme weit in den Gartenkranz strecken. — An Umfang mag Montpellier Leipzig nahe kommen. Die Ge-

sammtzahl der Häuser ist etwa 4000, in welchen 42,000 Menschen wohnen. Als Departementshauptstadt ist es der Sitz vieler Civil- und Militärbehörden, und da zugleich Handel und Industrie von ganz Nieder-Languedok hier ihren Mittelpunkt haben, so erscheint es äußerst belebt und volkreich.

Montpellier's Luft steht seit langer Zeit in dem Ruf, den Faden des Lebens länger auszuspinnen, und Tausende und aber Tausende, die dem Grabe zueilen, werfen hier ihren letzten Hoffnungsanker aus. Aus allen Ländern Europa's, besonders aus England, flüchten reiche Kranke hierher und suchen Schutz vor der Hand, der kein Sterblicher entrinnt. Dadurch tritt die Stadt in die Reihe der berühmtesten Kurorte, obschon sie keine heilende Quelle hat. Viele der Fremden, welche nach Montpellier kommen, verweilen daselbst mehre Jahre, und die Briten bilden eine eigene Invalidencolonie, welche sich immer wieder ergänzt, wenn auch der Tod sie lichtet, oder die Genesenen in die Heimath ziehen. Diese Menge von gebildeten Fremden, welche, ernsten Berufs ledig, darauf angewiesen sind, in der Geselligkeit Unterhaltung und Freuden zu suchen, macht die Gesellschaft gut und angenehm, und hat Einseitigkeit und Steifheit aus dem Umgang verbannt. Die schönsten Häuser in der Stadt und die anmuthigsten Villen der nächsten Umgebung sind zum Empfange der Fremden auf das bequemste eingerichtet, und ihre Besitzer beeifern sich, den gerngesehenen Gästen, welche Jahr aus Jahr ein goldene Aerndten bringen, den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Besonders sind es nervenleidende und hektische Personen, welche hier Genesung suchen. In neuerer Zeit kommen auch eine Menge vornehmer Frauen dorthin, zumal aus Rußland, um — ihre Niederkunft abzuwarten: eine freilich weit getriebene Vorsicht. Wegen des Zusammenflusses der vielen begüterten und vornehmen Kranken sind die Aeskulapsjünger zahlreich. Mehre der berühmtesten Aerzte Frankreichs haben in Montpellier Wohnsitze, und ein medizinischer Verein offenbart sein wissenschaftliches Streben durch die Herausgabe der Annales de Medicine, welche auch im Auslande in Ansehen stehen.

Der Ruf Montpellier's, als Heilort, ist demungeachtet weit größer, als sein Verdienst. Klima und Luft sind wirklich lange nicht so mild, als Aerzte und Mode es verkünden. Die Stadt liegt hoch, die Luft ist trocken, fein und scharf, und namentlich Brustkranken aus niedrigen Gegenden wird sie sehr lästig, und beschleunigt öfters Das, was sie fern halten soll. Eine Menge trauriger Erfahrungen bestätigen diese Thatsache in jedem Jahre, so daß es scheint, als consignirten die Aerzte des Auslandes viele ihrer Kranken hierher, nicht um sie genesen, sondern nur, um sie begraben zu lassen. Zeugniß geben die meisten Gärten und Anlagen um Montpellier durch die Denksteine der fern von der Heimath Verstorbenen; denn es ist Sitte, ihnen eine Ruhestätte da zu gönnen, wo sie die letzte Pflege fanden. Die für die Kranken zuträglichste Jahreszeit, und ohne Zweifel auch

die angenehmste des hiesigen Lebens, ist der Herbst, der bis tief im November, ja oft bis Weihnachten mit heiterer Milde waltet. Der Ueberfluß, die Mannichfaltigkeit und Vortrefflichkeit der Früchte, die er bringt, ist außerordentlich. Es ist nicht zu verwundern! denn das ganze Land ist ein Garten voll der herrlichsten Pflanzen. Alle Südfrüchte gedeihen im Freien, und auf den Feldern baut man, für den Bedarf der hiesigen Odeur- und Parfümerie-Fabriken, die köstlichsten, wohlriechendsten Blumen, wie im Norden den Flachs und die Rüben. Man sieht flurengroße Strecken mit Centifolien, Tuberosen, Heliothropen rc. rc. bepflanzt, deren Blüthen man wagenweise sammelt und zu den Essenzen verbraucht. Myrthen und Lorbeerbüsche, Cypressen, und die immergrüne Eiche wachsen an jedem Zaune, Olivenbäume beschatten die Wege.

Der große Verkehr des hiesigen Handelsstandes mit dem Auslande (es werden jährlich für mehr als zwölf Millionen Franken Wein, Pflaumen, Südfrüchte, Mandeln, Essenzen und Parfümerien in alle Weltgegenden versendet), das damit verknüpfte Reisen in ferne Länder und der tägliche Umgang mit so vielen gebildeten Fremden ruft eine Urbanität der Sitten hervor, die man nirgends in Frankreich in höherem Grade antrifft. Literatur ist hier, wo kenntnißreiche Menschen aller Nationen ohne ernste Beschäftigung leben, mehr als anderswo Bedürfniß. In den Lesekabinets, Klubbs und Kasino's findet man die besten Journale Europa's aufgelegt; 9 Buchhandlungen stehen in wöchentlichem, regelmäßigem Verkehre mit Paris und erhalten alle wichtigen und interessanten Erscheinungen auf dem Büchermarkte. Häufige Conzerte und ein Theater tragen zum höheren Lebensgenusse bei. Das Schauspielhaus ist schön eingerichtet und die Truppe immer eine der besten Frankreichs. Wohlfeilheit macht diese Vergnügungen allgemein zugänglich, so wie das Leben überhaupt in Montpellier wenig kostet; denn die Natur hat das Land selbst mit denjenigen Dingen, welche anderswo zu den Luxusartikeln gerechnet werden, in überschwenglicher Fülle dotirt. Die feurigsten und wohlschmeckendsten Weine, die auserlesensten Früchte sind so billig, daß sie Jedermann genießen kann; und Seefische, Austern, Wild, Geflügel rc. kommen zu niedrigen Preisen in Menge zu Markt.

In der wärmsten Jahreszeit flüchten die reichen Einwohner und Fremden aus der Stadt, und die gebildete Bevölkerung zerstreut sich in die freundlichen Landhäuser, welche auf den Höhen ein bis zwei Stunden im Umkreise zu sehen sind. Viele dieser Villen haben den Ausblick auf das nahe mittelländische Meer, und die erfrischende Seeluft macht sie zu einem angenehmen und gesunden Aufenthalt. Schon im April blüht hier die Orange, im Juni bindet die Schnitterin schon die Garben. Im September kehrt die reichere Gesellschaft zur Stadt zurück, und mit ihr das neue Leben in die geselligen Kreise.

D. Metzeroth sc.

ROTTERDAM

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

CCCCXXXXVIII. Rotterdam.

„Adieu les canards, les canaux, les canailles!“ — so verabschiedete boshaft und ungerecht Voltaire die Holländer und ihr Land. Und doch ist es schön und es sieht in der That einem Garten gleich, zumal, wenn man die Straße von Arnheim nach Rotterdam fährt. Man wird zwar weder Felsen noch Berge gewahr werden, denn die ganze Landschaft ist eben, wie ein Tisch; nichts desto weniger ist eine unglaubliche Bewegung in der Landschaft, und die Mannichfaltigkeit der Gegenstände hält die Aufmerksamkeit fortwährend beschäftigt. Städte, Dörfer, Schlösser mit ihren reichen Umgebungen, Villen von jeder Bauart mit Blumengärten der verschiedensten Formen, die fetten Weiden, die sich ausdehnen wie die Savannen Amerika's und bevölkert sind mit tausenden von Rindern; die Seen, blos durch den Torfstich entstanden, mit ihren Inseln, wo die Wasservögel in unzähligen Schaaren das baumlange Schilf beleben; das fortwährende Erscheinen von Städten und Thürmen am fernen Horizont läßt keinem Gefühl von Langeweile und Einförmigkeit Raum. Die Nähe des reichen Rotterdams selbst verräth sich zuerst durch die Größe und Menge der Landhäuser und die Ausdehnung der Gartenanlagen. Schon eine Viertelstunde von der Stadt rücken die Landsitze zu beiden Seiten der Straße in 2 Reihen an einander, mit fortlaufenden Blumenparterres vor denselben, welche durch Kanäle von der Chaussee getrennt sind. Zu jedem derselben führt eine Zugbrücke. Unzählige Windmühlen ragen von den Dämmen, welche das Land vor den Fluthen der Maas schützen, und der barockeste Geschmack hat sich erschöpft, ihre Formen und ihre Verzierungen zu vermannichfaltigen. Manche gleichen chinesischen Glockenthürmen, andere sind wieder mit Schnitzereien im sonderbarsten Style überdeckt. Sie sind alle sehr hoch, und ihre ungeheuern Flügel mit rastloser Bewegung vergrößern die Lebensfülle des Bildes. Dazwischen ragen die Masten des Hafens, ziehen die grauen Segel auf den Kanälen, schauen die großen, mit Glas bedeckten Gebäude der Docks und Werfte hervor, unter denen die Arbeiter zu Hunderten sich mit dem Neubau oder der Ausbesserung von Schiffen und Fahrzeugen aller Größen beschäftigen. Dieses, das geschäftige Gewühl und die Eile der Kommenden und Gehenden, und viele andere Zeichen lassen die große See- und Handelsstadt schon von weitem erkennen.

Rotterdam hat die Gestalt eines Dreiecks, dessen breiteste Seite sich an die Maas lehnt. Ein hoher Damm scheidet die Binnenstadt (Altstadt) von der äußern, oder dem neuern Stadttheil, der ungleich schöner als jene ist, und wo der colossale Reichthum der Rotterdamer Handelsherren sich auch wohl in Palästen zur Schau legt. Neben solchen sind gewöhnlich die Ankerplätze für die Schiffe der Eigenthümer, und stolz flaggen um manchen Balkon ein Dutzend Wimpel. Die Kayen sind mit Rüstern und Linden bepflanzt und dienen den Städtern zur Promenade. Die schönsten sind auf dem Boomjes, einer Kay an der Maas, das Nieuwe Werk und die Plantandje.

Die Sehenswürdigkeiten der Stadt beschränken sich zumeist auf Anstalten zur Förderung des Handels: z. B. Admiralitätsgebäude, Arsenal, Börse, die Gebäude der niederländischen Compagnie. Den großen Erasmus ehrte seine Vaterstadt mit einer Statue. Sie steht auf der Mitte einer Brücke über den Hauptkanal; aber sein Geburtshaus in der „breede Karl-Straat,, ist jetzt eine Branntweinschenke. — In der Lorenzkirche sieht man Grabmäler vieler Seehelden aus der großen Zeit der Republik.

Rotterdam ist die blühendste Handelsstadt Hollands und die einzige, welche durch die Trennung von Belgien neue Elemente ihres Gedeihens gewonnen hat. Sie ist fortwährend im Wachsen und hat gegenwärtig über 7000 Häuser und an 90,000 Bewohner. Der Handel selbst steht an Größe dem von Amsterdam schon gleich. Rotterdam ist nicht nur fortwährend der Hauptmarkt für die süd-holländischen Produkte und die auf dem Rhein ausländischen Absatz suchenden Waaren Deutschlands: — für Getreide, Krapp, Holz, Kleesaat, Käse, Genever; sondern auch ein Hauptstapelplatz für die Erzeugnisse der Ostseeländer und die der Colonien. Als Kaffeemarkt rangirt es gegenwärtig in der vordersten Reihe. Die Einfuhr dieses Artikels hat in den letzten Jahren jährlich über 60 Millionen Pfund betragen. Dem Waarenhandel und der Rhederei dienen hier sehr große Kapitale; in Wechsel-, Assekuranz- und Fondsgeschäften hingegen behält Amsterdam das Uebergewicht. Rotterdam ist auch der Sitz der niederländischen Dampfschifffahrtsgesellschaft, welche eine große Anzahl Schiffe auf dem Rhein, nach den englischen Häfen, Antwerpen, Havre rc. rc. unterhält und ihre Geschäfte jetzt bis nach Ostindien ausdehnt. — Unter den hiesigen Gewerben spielen Zuckersiederei, Kattundruckerei, Tabak- und Bleiweißfabrikation und die Bereitung chemischer Produkte hervorragende Rollen. — Eine Eisenbahnverbindung besitzt Rotterdam nicht; die vielfachen und wohlfeilen Wasserkommunikationen machen sie auch weniger zum Bedürfniß.

Die hiesige Lebensart nähert sich der englischen Sitte. Man steht spät auf, ißt um 4 Uhr, trinkt des Abends Thee. Für den Fremden, der etwas Anderes als Geschäfte sucht, bietet die große Stadt wenig Abwechselung; sie hat nicht einmal ein stehendes Theater. Die Familien schließen sich, nach altholländischer Weise, gegen

Gez. v. C. Reiss

SCHLOSS BIEBERICH AM RHEIN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Fremde sehr ab, und da Alles sich mit dem Handel und den Gewerben beschäftigt, oder mit denselben in Beziehung tritt, so ist auch die Unterhaltung ihnen fast ausschliesslich gewidmet. Der Rotterdamer ist häuslicher, als der Amsterdamer, und die Sucht, mit dem erworbenen Reichthum zu glänzen, hat im Ganzen hier noch wenige Jünger gefunden.

Eine zahlreiche Colonie hier ansässiger Briten, meist Handelsleute, bildet eine Gemeinde für sich. Sie hat mehre Kirchen inne, in denen englische Prediger administriren, und ihre Glieder bewegen sich in abgeschlossenen, wenig zugänglichen Kreisen. —

CCCCXXXXIX. Schloss Biberich am Rhein.

Schöner mag kein Fürst in Deutschland wohnen, als der Herzog von Nassau in seinem Biberich. Malerisch liegt's, von der Pforte des Rheingaus nicht fern, an dem beschatteten Ufer des hier 2000 Fuß breiten Stroms, und beherrscht die Aussicht auf die schönste, imposanteste Landschaft. Rechts sieht man Mainz mit seinen Thürmen und kühnen, weitreichenden Befestigungen vor sich liegen; auf der linken Seite verliert sich das Auge über den Rhein, die Bollwerke von Kassel und tiefer über die Anhöhe von Hochheim. Den Strom hinab öffnet sich der Eingang in den paradiesischen Rheingau, den das Städtchen Eltville mit seinem alten Thurme zu bewachen scheint. Vor dir schwimmen liebliche, stille Auen, von plätschernden Wogen umspült, und tief gebettet liegt das trauliche Schierstein, bequem für Wiesbaden und Mainz, die an Sonn- und Feiertagen ihre Bevölkerung auf Landpartien dahin aussenden. Noch weiter unten, auf einem Vorsprung gegen den Rhein, grüßt das helle, freundliche Walluf, von wo ein Fußpfad durch ein liebliches Thal nach dem nahen Schlangenbade führt. Rechts von Walluf, wo der eigentliche Rheingau anfängt, birgt sich das Rauenthal hinter Hainen von Obstbäumen und einem Hügel, von dem man die ganze weite, lachende, mit Städtchen und Flecken übersäete Gegend von Kostheim bis zum Niederwalde übersieht. Oft begegnet der Wanderer da

den Gliedern der fürstlichen Familie auf einsamen Spaziergängen in diesen frischen Wäldern, in diesen grünen Thälern voll Felsen und Schluchten, wo der Gesang zahlloser Vögel das Gemüth erheitert.

Biberich ist die gewöhnliche Residenz des Herzogs, und indem sie durch die Eisenbahn mit seiner Hauptstadt (Wiesbaden) verbunden ist, so hat er hier die Anmuth eines Landsitzes mit allen Bequemlichkeiten einer städtischen Residenz vereinigt. Das Schloß, von gefälligen architektonischen Formen, zeichnet sich durch prachtvolle Ausstattung im Innern aus. — Hinter dem Schlosse zieht sich der Park, der geschmackvoll angelegt und gut unterhalten ist, gegen die Höhe von Mosbach. Er steht jedem Besucher offen, indem überhaupt hier, ich will nicht sagen, ein großes Maaß von Freiheit, aber eine gefällige Nachsicht gegen das Volk herrscht, welche um so mehr Anerkennung findet, je humaner die Formen sind, unter denen sie sich bemerklich macht.

Wer freilich tiefer zu blicken gewohnt ist, der würde sich sehr täuschen, wenn er die Umwohner dieses Paradieses für so glücklich hielte, als die Gegend es zu verbürgen scheint. Es ist hier wie allenthalben. Die Sterblichen haben sich ungleich in den Genuß und die Arbeit getheilt. Auch im Rheingau trinkt Der den Wein nicht, der ihn pflanzt; auch im Lande Nassau haben Diejenigen den geringsten Antheil an dem Boden, die ihn mit ihrem Schweiße düngen; und auch der Anblick dieses herrlichen Schlosses wird bei Manchem zu der Bemerkung führen: — daß Tausende hungern müssen, damit Einige schwelgen.

CCCCL.

C. Reiss del.

NOTRE DAME

in Paris

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger

CCCCL. Notre-Dame in Paris.

Ich betrachte mit Wohlgefallen das schöne Bild dieses Colosses, um den die Menschen, wie Ameisen, wimmeln, die steinerne Heiligenschaar über seinen Portalen, und lese verwundert die Unterschrift: „Unserer Lieben Frau in Paris.“ Wer war die „Liebe Frau?“ — „„Die Mutter Gottes““ antwortet der Tonsurirte.

Erröthend verhülle ich mein Haupt, mein Auge füllt sich mit Thränen, und die Betrachtungen über den schmachvollen Zustand der menschlichen Dinge verfinstert meine Seele. Unglückliche Wesen, welcher unheilige Trug spielt mit euern heiligsten Gefühlen! Wer darf es wagen, hier, unter dem Dome des Himmels, im Chore der Welten, des Allmächtigen zu spotten!

Tempel! der Tag wird kommen, der dich in Ruinen sieht; die Nacht wird kommen, wo der bleiche Mond sein Bahrtuch über deine Trümmer deckt, und man wird dich einst malen, wie man Geister malt, die über den Gräbern wanken. Der Mensch wird nicht immer dem Lichte, sein Herz wird nicht stets den Eingebungen der Vernunft und der Wahrheit verschlossen bleiben. Der Augenblick kann nicht immer fern bleiben, welcher die Verblendung von ihm nimmt, und der Schutt von Notre-Dame, der Staub dieser Mauern, welche von tausendjährigen Irrthümern zeugen, werden den Beweis erneuern, daß nichts besteht, denn die Wahrheit. — Wahrlich, wäre Gott wie der Gott der Bibel, „rächend an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied,“ Erde und Himmel würde er auffordern, an den Menschen Rache zu üben, die, ihn verkennend und verleugnend, eine Puppe anstatt Seiner zur Anbetung ausstellen.

Klagt nicht die Befangenheit des menschlichen Geistes an, sagt nicht, sie sey die Pflegemutter des religiösen Irrthums! Nein! das Dunkel, worin die Vernunft sich verirrt, ist nicht das Dunkel Gottes. Die Quelle des Aberglaubens entspringt nicht aus dem Himmel; im Menschen selbst ist ihr Ursprung zu suchen, der Boden, aus dem sie hervorbricht, ist sein eignes Herz. Aber so gewiß, als die Sonne in ihrer Bahn bleibt, so gewiß wird die Weisheit über die Thorheit, die Erkenntniß über die religiöse Verblendung den Sieg davon tragen.

Urheber des Weltalls, Vater und Regierer! Großer — Guter — Allmächtiger und Alliebender! Du, den unter verschiedenen Namen die Sterblichen anbeten, ohne Dich zu kennen: — ewiger, unerschaffener Gott, der

Du im Himmelsall den Lauf der Welten ordnest und die Abgründe des Raums, der Unermeßlichkeit, mit Sonnen ohne Zahl bevölkerst — sage: was gelten alle diese Religionssysteme der Menschen auf der kleinen Erde, die sich einander in Widerspruch hassen und verachten, in Deinen Augen? Was sind sie, diese Meinungen eines Häufleins Kinder in Deinem unbegrenzten Geisterreiche, für Dich, auf dessen Geheiß die Milchstraßen den Kreislauf ordnungsvoll vollenden? Was sind Dir die Spitzfindigkeiten ihrer Lehren und die Streitfragen ihres Glaubens? Kannst Du Wohlgefallen haben an diesem Kampfe ohne Ende, an dieser Selbstqual der Thorheit? Ach! wenn die Menschen, statt sich in hundert Religionsparteien und Sekten zu spalten, die nichts mit einander gemein haben, als den Haß, die Unduldsamkeit und den Irrthum, und deren Geisteskraft sich abmüht, in unzusammenhängenden Systemen den Faden der Einigung mit den unveränderlichen Gesetzen der Vernunft und der Moral zu finden, — die Offenbarung Gottes in der Natur suchten, — hier, wo Alles Gottes Offenbarung ist, wo die Wahrheit mit voller Ueberzeugung glänzt, — hier, vor dem aufgeschlagenen Codex der ewigen Gerechtigkeit, vor dem offenen Buche der Weisheit eines allgütigen Regierers, der alle seine Wesen mit gleicher Liebe umfaßt, der, um über ein Land regnen zu lassen, nicht fragt, was für einen Propheten es hat, der seine Sonne aufgehen läßt über alle Menschen jeden Glaubens, über den Weißen, wie über den Schwarzen, über den Muselmann, wie über den Heiden, über den katholischen wie über den protestantischen Christen; der die Saat da gedeihen läßt, wo sie sorgsame Hände ausstreueten und sie mit Liebe gepflegt ist; der jede Nation vermehrt und jede Familie emporhebt, bei welcher Redlichkeit, Fleiß und Ordnung herrschen; der jedes Reich steigen läßt, wo die Gerechtigkeit ausgeübt wird, und da die Menschen beglückt, wo der Mächtige durch Gesetze gebunden, der Arme durch sie beschützt wird; der die Völker stark macht, wo der Schwache in Sicherheit lebt und wo ihm der Mitgenuß der gesellschaftlichen Rechte unverkümmert und ungeschmälert bleibt von dem Starken; — ich sage, wenn sie im grünen Tempel des Herrn des Herrn Stimme hörten, wie sie des Priesters horchen in dem Hause von Stein: dann würden die einfachen und unveränderlichen Grundsätze der wahren Religion nicht eine Hieroglyphe seyn, die von vielen Millionen nur Wenige entziffern. Alle Menschen würden sie verstehen, und auch die im Schutt der priesterlichen Satzungen vergrabene Lehre des größten und besten aller Menschen — auch sie würde dann nicht mehr zum Schemel des Aberglaubens dienen. —

Seht, auf der Stätte dieses Gotteshauses, in das ich euch nachher führen werde, haben vor der „Mutter Gottes" andere Götter ihre Tempel gehabt; auch ihnen wurde von den lehrenden Priestern eine ewige Dauer verkündigt; auch ihnen glaubten die Völker so fest und so treu, als der Gottheit, welcher man heute hier huldigt. Auf der Stelle, wo der gesalbte Priester das Blut des Gekreuzigten aus goldenen Kelchen schlürft und sein Fleisch an die Gemeinde theilt, — brachten die alten Gallier ihren Göttern Isur und

Cormunnus einst Menschenopfer. Als die Römer kamen, stürzten sie die Altäre um, und Jupiter zog in das Säulenhaus, das sie an ihre Stelle gebaut; und als mit den Adlern Roms auch dessen Götter flüchteten, da nahm der Christengott und die Schaar seiner Heiligen Besitz von der verlassenen Stätte, und aus dem Säulentempel ist in der Jahrhunderte Lauf diese Kirche erwachsen, welche die Christenheit unter ihre ehrwürdigsten zählt. — Liegt nicht in dieser Wiegengeschichte von Notre-Dame eine große Lehre und der Beweis für eine Wahrheit, die geeignet ist, manche gläubige Seele erschrecken zu machen? Ja, du erschrickst, Irrgläubiger, und dein Inneres wird von Gedanken zerrissen, welche du nicht laut zu offenbaren wagst. Deine Einsicht ergreift ihre Züge; aber eine angelernte Ehrfurcht vor dem Irrthum hält deinen Sinn gefangen. Wisse, nur Unwissenheit und Thorheit glauben ohne Beweis, und einen Glauben mit Gewaltsprüchen unantastbar machen wollen, ihn entziehen wollen der Untersuchung und der Prüfung, ist Sache der Lüge und der Tyrannei und verräth seine Schwäche. Eine Religion, die das Verbot aller Untersuchung in den Vorgrund stellt, welche die Verleugnung des eignen Urtheils heischt, ein Glaube, der schon bei jedem leisen Zweifel das Gewissen des kleinmüthigen Menschen mit blankem Schwerte zur Züchtigung auffordert, ein Glaube, der bei jeder Prüfung, erschrocken, die Autorität himmlischer Mächte zu Hülfe ruft und die Kritik schlechtweg als Blasphemie verdammt, ein solcher hat — umflösse auch siebenfacher Heiligenschein sein Haupt! — nichts Ehrwürdiges, und ein solcher hat keine Gewähr seiner Unvergänglichkeit. Er kann diese nicht haben; denn durch einen solchen Glauben müßte ja der verblendete Mensch seine Fesseln an sich selbst vernieten, er würde auf immer, ohne Vertheidigungskraft, zum Sklaven seiner Unwissenheit, zum Spiel priesterlicher Schlauheit und Truglist gemacht. Und das will Gott nicht; denn nicht Stillstand, nicht Beharren, sondern Bewegung ist das Prinzip für seine Schöpfung. Was der geschaffenen Menschheit angeht, ist diesem Prinzip unterthan, und darum kann auch bei den religiösen Vorstellungen keine Unbeweglichkeit gedacht werden. Die Glaubenslehren — Kinder der Jahrtausende und ihrer Zustände — sie wechseln wie diese; — die Religion schließt, wie alles Menschliche, die Fähigkeit der Läuterung und Fortbildung nicht aus, und gerade darin liegt ja für die Menschheit die Bürgschaft zur Erlangung glückseligerer Zustände in künftigen Zeiten.

Ehe wir die Kathedrale von Paris betreten, werfe ich einen Blick auf ihre Geschichte. Ich will nicht damit ermüden; ein paar Federstriche sollen genügen.

Der erste christliche Bau erstand hier auf Childeberts Befehl um 522. Normannen, die 875 Paris verheerten, zerstörten auch ihn. 1010 wurde der jetzige Tempel begonnen und fortgebaut daran drei volle Jahrhunderte. Von 1300—1331 schmückte man den herrlichen Chor. Unangetastet blieb der Riesentempel, bis Ludwigs XIV. Eitelkeit daran frevelte. Unter dem Vorwande einer Restauration verschwanden eine Menge Schätze der alten Kunst, und an ihre Stelle traten neue, nichtige Skulpturen in Marmor, und Guß- und Gitterwerk von Bronze und mit Vergoldung: — Dinge, die größtentheils in neuern Zeiten andern Zuthaten Platz machen mußten. Auch das Aeußere blieb der barbarischen Verschönerungsmanie des 17ten und 18ten Jahrhunderts nicht unzugänglich. Man hat bei dem zum Kirchgange der Könige bestimmten Portale eine Art Triumphbogen mit Säulen im dorischen Styl an die Mauer des Doms geklebt, gleichsam als fehlte noch Etwas, um von der Kunstverwilderung Zeugniß zu geben, welche zu einer Zeit in Frankreich herrschte, wo die Welt den französischen Hof als den Sitz des guten Geschmacks bewunderte.

An Größe ist Notre-Dame die sechzehnte Kirche der Christenheit. Sie mißt der äußern Länge nach 412 Fuß, in die Breite 156 Fuß; sie deckt fast 60,000 Quadrat-Fuß Flächenraum. Der Kubikinhalt ihres Mauerwerks ist nahe 2 Millionen Fuß.

Die imponirendste Seite des Doms ist die Fronte mit den Thürmen. Letztere sind unvollendet geblieben; ihre gegenwärtige Höhe beträgt 225 Fuß. Von ihren mit Balustraden umgebenen Scheiteln hat man einen Ueberblick der Weltstadt, in deren Mittelpunkt und ältestem Theil, der Cité, die Kathedrale selbst erbaut ist.

Notre-Dame ist nie verschlossen, denn zu jeder Stunde jeden Tags ist ein messelesender Priester hier bereit, der Andacht zu dienen. Wir, die wir nicht herkommen, um zu beten, treten ein in der Stunde, zu welcher diese Stätte noch leerer ist, als gewöhnlich, wann der Tag seine letzten vergoldenden Strahlen durch die bunten, glasbemalten Kirchenfenster wirft, und die herannahende Dämmerung mehr ahnen, als sehen läßt. Unser Eingang ist an der Prachtseite des Doms, durch das mittlere Portal zwischen den Thürmen, und er führt in gerader Richtung auf den Hochaltar, über welchem sich der Chor mit schlanken Säulen zur Kuppel wölbt. Wahrlich, der Anblick ist groß! Die modernen Zuthaten verschwinden völlig in der Herrlichkeit des Ganzen: rein und unentweiht entwickelt sich der colossale, einfache Bau vor dem leiblichen und geistigen Auge. — Die Kirche scheint verlassen, kein Mensch bewegt sich, keine Stimme wird gehört. Durch das majestätische Mittelschiff, zwischen den Reihen der gewaltigen, über hundert Fuß hohen Bündelsäulen sucht der Blick das Ende dieser schönen Perspektive, den Hochaltar, um den ein matter Schein von 4 armdicken Kerzen auf silbernen Leuchtern schimmert. Wir wandern rechts und links und bewundern die Seitenschiffe, welche zwischen den Säulenreihen hin, wie Durchsichten in einem Tannenwald, fortgehen. Ihre Säulen sind mit spitzförmigen Arkaden verbunden, die auf die großartigen,

mit steinernem Schlingwerk dekorirten Fenster auslaufen, aus welchen das farbige, gebrochene Dämmerlicht magischen Schein auf Schnitzwerke, Grabmonumente, Statuen und Heiligengruppen wirft, welche alle Räume an den Wänden anfüllen und überdecken. Kanzeln starren aus der Höhe auf uns nieder. Eine Menge leerer Stühle stehen, oder liegen umgestürzt umher: — wir fragen, was das sey? und lächelnd zeigt man auf einen Mann, der einen Haufen Zwei-Sousstücke von der Balustrade eines Altars streicht, — die Aerndte, welche der Stuhlherr von der letzten Versammlung der Andächtigen eben gehalten hat. Denn in Paris ist ein Sitz in der Kirche eben so käuflich, als ein Sitz in der komischen Oper: der Kauf gilt da wie dort für die Dauer einer Vorstellung. Auch hier wird nichts umsonst gegeben, nicht das Leben, nicht der Tod, nicht die Freude, nicht der Kummer, nicht die Darstellung von dem Mimiker auf der weltlichen, noch vom Priester auf der geistlichen Bühne: Alles muß mit Sous und Franken bezahlt werden. — Diesem glücklichen Pariser Volke, — gleichviel, ob es auf dem Kothurn oder unter der Schellenkappe, mit rothen Absätzen oder in rother Mütze, im Parlament oder im Tanzsaale, im Gerichtssaal oder auf dem Markte, im Kaffeehause oder im Beichtstuhle stehe, — ist alles Komödie; es schwimmt auf der Oberfläche leicht dahin, allen Grund und alles Gründliche hassend und es zugleich verachtend. Und doch faßt dieses Volk die Zügel der Weltgeschichte und lenkt sie, sobald es mag, nach seinem Wohlgefallen. —

Während wir Notre-Dame's Glasmalereien bewundern im Feuerglanze des westlichen Himmels, ist der Vollmond von Ost heraufgestiegen und sein bleiches Licht fällt auf die, von wunderlichen Figuren belebten, Säulenknäufe und die rankenden Rippen der Gewölbe. Das buntscheckige Licht der Fenster erblaßt nun, die zitternden, vielfarbigen Reflexe auf den Gegenständen fangen an zu verschwinden. Die Mondhelle bleicht Alles, selbst der nankingfarbige Anstrich des Tempels ist in ein glänzendes Weiß verwandelt. Stumm und feierlich, wird Alles ringsum. Da regt sich's in der Ferne; wir lauschen: — dort unten ist's am Hochaltar. Lichter wandeln, Kerzen werden sichtbar, erst zwei, dann vier, sechs, zwanzig — eine lange Schaar. Man hält Umgang. Vor dem Hochaltar bleiben die Lichter stehen und einigen sich zum Kreise. Der Kerzenglanz hat nun den Mondschein verdrängt; nur in den fernsten Theilen und in den Seitenschiffen siegt noch der falbe Schimmer über das Feuerlicht, und graues Dunkel hüllt die Portale des Hintergrundes in ihren Schleier. Vor uns aber strahlt Alles im stattlichen Hellglanze des großen Meßdienstes, — Priester und Ministranten ordnen sich auf den Stufen des Altars; Glöckchen und Rauchfaß setzen sich in Bewegung; Andächtige, sitzend, stehend, oder knieend, gruppiren sich. Wir selbst treten der Scene näher; doch da schwindet das Bild der Andacht und nur die Darstellung bleibt übrig. Seitwärts steht eine Gruppe junger Leute, kosend und kichernd; dort schaukelt sich Einer auf seinem Sessel so

ungenirt, als wie im Garten des Palais Royal, und ein Anderer, auf sein Rohr gelehnt, lorgnettirt die weiblichen Gestalten und denkt an andere Dinge, als an's Beten. Laut schwatzend kommt eine ganze Schaar aus einem der Seitenschiffe daher gegangen, und manches zweideutige Paar schlüpft um die Säulenbündel und verliert sich in des Tempels düsterste Räume. Man wird bald gewahr, daß die meisten der Anwesenden müßige Zuschauer sind, welche Zerstreuung, oder das Vergnügen suchen, und zum Tempel des Herrn gehen, wie sie auf die Boulevards, oder in das Theater gingen. Inzwischen ist die Messe zu Ende, die feierlichen Töne der Orgel schwellen, ermatten, verstummen; die Priester und Chorknaben verschwinden; die Stühle werden leer, das Rauschen der Menge wälzt sich den Pforten zu; ein Licht nach dem andern erlischt, einsames Geflüster und leise Fußtritte werden hörbar, bis auch Beides verstummt. Leer ist die Kirche, leer sind die Stühle, nur das Mondlicht belebt die feierlichen Räume mit seinen stummen Schatten, bis, nach Verlauf weniger Stunden, das nämliche Schauspiel, die nämliche Darstellung sich erneuert.

C. Reiss del.

SCHANDAU

an der Elbe

CCCCLI. Schandau.

Hart am Thore, das sich der Elbstrom durch den Gebirgsgürtel Böhmens gebrochen, im Mittelpunkte der sächsischen Schweiz, liegt, dicht an der Elbe, anmuthig und heiter, das kleine Städtchen Schandau. Im Sommer ist's für die Schaaren von Fremden, welche herkommen, um die Wunder der Gegend zu schauen, ein Hauptsammelplatz, und darum voller Leben und Treiben; im Winter hingegen, wo überdies die Gewerbe der Schiffer und Flößer stocken, wird's um so stiller; Weberei, Spinnerei und Steinbrechen bleiben dann die Nahrungsquellen, bis das Frühjahr zurückkehrt und reichlichere von neuem fließen. Auch ein Bad ist in Schandau; besucht aber wird es wenig, und lockte nicht die schöne Gegend manchen Kurgast her, so wäre es wohl schon längst verödet. Die weit heilkräftigern nahen Bäder Böhmens lassen Schandau, als Kurort, nie aufkommen.

Dagegen vereinigt die Umgebung des Städtchens Alles, was geeignet ist, auf Jeden, der Sinn für die Reize großartiger Naturscenen hat, unauslöschliche Eindrücke zu machen. Schon die nächsten Promenaden bieten des Schönen viel. Auf der Karlsruhe, nahe am Bade, entzückt die Aussicht auf den Strom, der mit weitgespanntem Bogen die Felsmauer umrauscht, und auf die Hochpunkte der Landschaft, auf den Bären-, Lilien- und Königstein, und in Thalgründe und Schluchten. — Ein zweiter, etwas weiterer Spaziergang führt durch das Kirnitschthal nach der Ostrauscheibe, einem Plateau mit reizender Aussicht. Da prangt im Vorgrunde der Zahngrund mit seinen hohen Tannen und Fichten, überragt von den schauerlichen Felsmauern der Schrammsteine, und im Hintergrunde hebt sich der Winterberg; seitwärts aber, grotesk und ernst, der waldgegürtete Rosenberg. Eine dritte, noch genußreichere Wanderung von Schandau ist die nach dem sogenannten Kuhstall. Dahin führt der Weg den Kirnitschgrund hinauf, an dessen Spitze rauschender Hochwald den Wanderer empfängt. Lange in denselben fort windet sich der enge Pfad, bis sich plötzlich eine prächtige Felsmasse zeigt, an deren senkrechten Wänden altersgraue Fichten hinanstreben. An dieser vorbei führt der Weg steil zum Rücken des Bergs. Hier überrascht das erste Ziel: — ein weiter Triumphbogen, aufgerichtet von der Hand des großen Baumeisters selbst, der diese Gegend geschmückt hat. Gefesselt hängt der Blick an der wunderbaren Felsgestalt; er sieht betroffen durch die weite Halle, über einen tiefen Abgrund hinweg, auf die Wälder stundenferner Gebirge. Der colossale Rahmen, das eingeschlossene Landschaftsbild, die dunkle Halle und die lichte Durch-

sicht, der starre, unbewegliche Fels und die leichten, vorüberziehenden Wolken sind lauter Gegensätze, die sich gegenseitig zur Folie dienen und verschönern.

Ungern reißt man sich los von dieser Stelle, wenn der Führer mahnt, daß noch Schöneres zu sehen sey. An einer wilden Felsschlucht vorüber, in die man nicht ohne Grauen hinunter sehen kann, tritt man durch den etwa 15 Fuß hohen und breiten Eingang in ein Steingewölbe, das mit jedem Schritte, den man vorwärts thut, sich immer kühner erweitert und erhöht, bis es, nach einer Länge von wenigstens sechzig Fuß, an einem steilen, tiefen Abgrund mit einem hohen, prächtigen Bogen endigt, dessen Umriß der aufgeregten Phantasie ein neues, großes Feld eröffnet. Da steht man nun und irrt mit seinen Blicken bald an den grotesken Wänden des düstern Gewölbes umher, bald in der weiten Ausdehnung des tiefen, waldigen Habichtsgrundes, bald auf der zackigen Kontour des gegenüberliegenden Winterbergs, und fühlt sich überschwenglich belohnt für die Mühe des zurückgelegten Wegs. Die Aussicht ist zwar an dieser Stelle beschränkt; aber Keiner wird dies anders wünschen. Eben diese hohe, prunklose Einfachheit der Vista gehört recht eigentlich für das immer offne Fenster dieses Felspalastes. Jede größere Ferne, jedes Hüttchen im Thale nähme dem Feierlichen und Abgeschiedenen des Orts etwas von seinem Reize.

Genug. Wollte ich alle Naturschönheiten der Schandauer Gegend anführen, so müßte ich mich zu einem Führer für die sächsische Schweiz aufwerfen: und das wird mir der Leser gern erlassen.

St MICHAELS MOUNT IN CORNWALL

(England)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

CCCCLII. Arthursburg auf dem St. Michaelsberg in Cornwallis.

Reicher als die Halbinsel Cornwallis ist keine Gegend Englands an romantischen Naturschönheiten, alterthümlichen Denkmälern, geschichtlichen Erinnerungen und unterirdischen Schätzen. Es ist die rechte Heimath der Gnomen und der Rübezahlsagen Britanniens.

Wogen und Stürme fressen und nagen unaufhörlich an Cornwallis Küste. Was daran locker und beweglich war, wurde losgerüttelt und fortgespühlt. Nur die compakten Felsmassen sind geblieben, welche das jetzige Land schützend umgürten. Daher ist der Charakter der Ufer meistens schauerlich wild. Es gibt Strecken an dem Gestade, wo man stundenlang nichts als Felsen an Felsen gereiht erblickt, deren riesenhafte, abenteuerliche, scharf gegen den Himmel abschneidende Formen mehr erschrecken, als erfreuen. Selten erblickt man da Menschen, noch seltner eine Wohnung, oder die Zeichen der Kultur: nicht einmal ein Baum findet auf dem sturmumbrausten Gestein einen Halt, und nur das Rauschen der Brandung, das Geschrei der Wasservögel, und der melancholische Zuruf sich einander begegnender Fischerfahrzeuge unterbrechen die öde Einförmigkeit.

Doch treten auch lachende Bilder zuweilen vor's Auge, besonders da, wo das Meer den Felsgürtel durchbrach und sich tiefe Golfe und Bayen aus dem Lande höhlte. Ein solches Bild liegt vor uns. Wir sehen die prächtige Mounts-Bay weit geöffnet. Mehre der Uferfelsen erheben sich glatt, wie Marmor, gleich Palästen, und im Hintergrunde ragt, von den Fluthen fast ganz umspühlt, eine Pyramide, von deren Spitze ein Castell herabschaut. — Es ist die Arthursburg, um welche ein Sagenkreis sich schlingt. Wie auf dem Kyffhäuser Kaiser Friedrich der Rothbart im dunkeln Felsgewölbe verzaubert wohnt, so soll hier König Arthur mit den Rittern der runden Tafel in einem unterirdischen Banketsaale festgebannt sitzen, vom Erzengel Michael selbst gehütet. Steif hängt das Volk von Cornwallis an dem Glauben, daß, wenn einmal England durch der Feinde Macht in Noth gerathe, des Engels Posaune erschallen und den König wecken werde, damit er das Reich errette. Es ist jene Sage, auf welche Milton mehrmals anspielt, und von der ein neuerer Dichter gesungen:

Welcher Tag ist auserkor'n
Nach der langen Nacht?
Sag', wann tönt das Zauberhorn,
Daß der Held erwacht?

„Wann Britanniens Reich erbebt,
Wann sein Dreizack kracht:
Dann Held Arthur sich erhebt,
Stürzt der Feinde Macht.

CCCCLIII. Das Chamouni-Thal.

Tief im Schooße der Alpenwelt verborgen und fern von fahrbaren Straßen liegt, an der Grenze von Savoyen, das Chamouni-Thal, aus welchem der König der europäischen Berge, der Montblanc, emporsteigt. Es ist 4 bis 5 Stunden lang, 1/4 bis 1/2 Stunde breit, und wird seiner ganzen Länge nach von einem mächtigen Gletscherstrom, der Arve, durchrauscht. Mehre hundert Hirtenfamilien bewohnen es, welche in der Prieuré von Chamouni eine kleine Kirche haben. Den Boden des Thals bilden liebliche Wiesengründe, die mit den von allen Seiten herabhängenden Gletschern und Eisfeldern, den Staub- und Sturzbächen, den grotesken Felsbildungen und den auf den grünen Matten umherliegenden Steinkolossen einen reizenden Contrast machen. Im Winter und Frühjahr ist das Thal ein Bild der Abgeschiedenheit und Ruhe; im Sommer aber ist es stets mit Fremden aller Nationen angefüllt, zu deren Aufnahme vier große Hotels öfters nicht ausreichen. Die weibliche Jugend des Thals verdingt sich dann als Aufwärterinnen zur Bedienung der Fremden, die männliche als Führer, und beide haben eine reiche Erntezeit. Das Erworbene wird gespart und auf Verbesserung des Hauswesens verwendet. Nirgends sieht man schönere Heerden, und das freundliche Bild der Wohlhabenheit spiegelt sich an der schmucken Kleidung der Aelpner, an ihren Wohnungen und der Tüchtigkeit ihres Hausgeräthes wieder. Die geschicktesten und kühnsten Gemsjäger sind in dem Thale zu Hause.

Bis vor einem Jahrhundert war dieser interessante Punkt der Alpen der Reisewelt gänzlich unbekannt. Im Jahre 1741 verirrten sich zwei Engländer, Pocock und Windham, die den Montblanc zu besteigen trachteten, dahin, und indem sie die Entdeckung ihren reiselustigen Landsleuten mit den reizendsten Farben schilderten, leiteten sie den Zug der Touristen in diesen stillen Bergwinkel. Seitdem hat sich seine Bevölkerung verzehnfacht, prachtvolle Hotels stiegen empor, Pfade und Wege wurden angebahnt und von dem industriösen Aelpner die Naturschönheiten in den Umgebungen des Thals zugänglich gemacht. Noch erhält sich das Andenken an die Entdecker in dem Namen eines ungeheuern Granitblockes auf dem Montavert. Er heißt der Stein der beiden Engländer. —

Drei Saumpfade werden am gewöhnlichsten benutzt, um in das Thal von Chamouni zu gelangen. Der

C. Reiss del.

CHAMOUNI IN DER SCHWEIZ

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

eine führt von Evian am Genfersee über Samoens dahin; der zweite geht von Martinach (Martigny) über den Col de Balme; der dritte, bequemste, ist von Genf über Sallenches und Servoz. Diesen schlagen auch *wir* ein.

An einem heitern Julimorgen brechen wir in aller Frühe von Evian auf. Rosengewölk glänzt am Himmel; der See taucht sich in Purpurgluth; die Sonne steigt wie blitzendes Gold über den großen *Saleve* herauf und belebende Bergluft fächelt Kühlung. Rüstig traben unsere Thiere durch *Chesne*, das letzte, freundliche Dorf im Cantonsgebiet; auf der Anhöhe verläßt uns die *freie* Schweiz und wir sind im Gebiete eines *absoluten* Königs, wir sind in Savoyen. Auch ohne den Wappenpfahl am Wege, auch ohne Barrière und Mauthhaus hätten wir es sogleich bemerkt. Auf der *Genfer* Seite blickte uns Intelligenz, Heiterkeit der Seele und Menschenwürde aus jedem Gesichte an, der Fleiß und seine Tochter, die Wohlhabenheit, sahen aus jedem Bauernhause, über jeden Gartenzaun; *hier* glotzt uns Dummheit entgegen, Armuth und Elend mit Kröpfen und Kretinismus im Bunde grinzen aus jeder Hütte. Ueberall ist Verfall und Versunkenheit bemerklich, und an den Früchten, die der Boden pfäffischer und administrativer Despotie unter jedem Himmelsstriche trägt, ist hier nirgends Mangel.

Aber die *Natur*, wie wunderschön, wie groß, wie erhaben, wie herrlich ist sie! Man erblickt die savoischen Alpenriesen in den glänzend-weißen Gewändern, und unter ihnen liegt, wie an der Pforte einer Zauberwelt, der Flecken *Faucigny*, eingeklemmt zwischen die starren Mauern einer Felsschlucht. Hier rasten wir zum ersten Male. Der Gasthof ist gut und groß; er wimmelt zu jeder Tageszeit von den Wanderschaaren vieler Völker.

Weiter geht's nach *Sallenches* durch ein Land der großartigsten und zugleich lieblichsten Scenerie. Wie traulich und ruhig alle Thäler! welche Majestät in diesen Höhen! Die wilde, rauschende Arve, welche der mächtigen Rhone zueilt, ist unsere stete Begleiterin auf diesem Wege, von dem aus man bald Gletscher, bald Eismeere, bald sammtartige Alpen mit Sennhütten, bald hohe Wasserfälle vor Augen hat, bald erschüttert wird durch das ferne Donnern der Lawinen. Die Wolken säumen sich schon golden, als wir Sallenches erreichen. Aus den Fenstern des Gasthofs, wo wir unser Nachtquartier nehmen, sehen wir den *Montblanc* gerade vor uns. Noch strahlt sein Haupt in Purpurglanz, während in der Tiefe schon Abendnebel ziehen. Erst gegen Mitternacht erbleicht sein Haupt.

In Sallenches miethen wir frische Thiere. Diesen darf man sich viel sicherer anvertrauen, denn *sie* kennen jeden Tritt und Stein auf dem Wege. Wir steigen bergan. Man behält die Arve, die in großen Sätzen von Thalstufe zu Thalstufe springt, zur Rechten, Bergwände zur Linken; vor uns thürmt sich das Hochgebirg zum Himmel auf. Von einem Punkte des Saumpfades fällt der Blick durch eine Schlucht auf den *Lac de Chede*, an

dessen smaragdner Fluth Gemsen weiden. Bei Pont de Chevres strömt ein donnernder Wasserfall herab; weiter hin ragen die Ruinen des Chateau St. Michel, wo jetzt Adler und Geier horsten, oder der Bär sich aufhält; dann geht's über die Pont de Pelissier, unter der die schäumende Arve in schauerlicher Tiefe hinbraußt; endlich ziehen wir in das Thal von Servoz ein, mit seinen Hütten und saftigen Wiesen. Es ist ein Bergkessel, der vor einigen Jahrhunderten noch ein See war. In Servoz machen wir Mittag, und treten in dem allen Schweizreisenden bekannten Hotel St. Louis ab, das auf das Vortrefflichste eingerichtet ist und jegliche Bequemlichkeit gewährt, wenn der Andrang der Fremden nicht allzu groß ist. Hier trinken wir auch zum ersten Male ächtes Gletscherwasser. Mit Burgunder gemengt, ist's, bei großer Hitze, das beste Labsal.

Nach gehaltener Mahlzeit steuern wir auf Chamouni zu. Immer mehr erheben sich die Gebirge vor uns; immer größer tritt der Montblanc mit seinem Riesenkörper heraus. Blendende Gletscher hängen über die grünen Thalseiten, und da und dort thürmen sich eisbekleidete Felsblöcke auf, die in den Sonnenstrahlen wie buntes Edelgestein schimmern. Zwischen dieser Scenerie und dem Wege braust im tiefen Thale die Arve, an deren Ufer fette Heerden weiden und deren Geläute melodisch und mit vielfachem Echo heraufstönt. Eine reizende Idylle ruht hier im Schooße alpinischer Majestät.

So wird's Abend, bis wir nach La Prieuré kommen, dem Hauptort des Thals und dem Ziele unserer Fahrt. Reinliche, gut eingerichtete Hotels und gefällige, zuvorkommende Wirthe empfangen den Reisenden; die Bedienung übertrifft jede Erwartung. Alle hiesigen Gasthöfe kehren ihre Fronten dem Montblanc zu, und im Angesicht seiner Herrlichkeit, bei untergehender Sonne, versammelt jedes Haus seine Reisegesellschaft bei Thee und Butterbrod auf den Balkonen. Es ist eine selige, kurze Stunde. Die Rosengipfel des Berges verglühen jeden Abend; aber wer sie gesehen hat, dem schimmert die Erinnerung durch's ganze Leben. —

CATANEA UND DER AETNA

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

CCCCLIV. Der Aetna und Catanea.

Wie aus den untersten Schichten der Menschheit die größten Geister kamen, so sind die höchsten Gebirge Kinder der Tiefe. Plutonische Kräfte zeugten sie in dem Innern der Erde und thürmten sie im Laufe der Aeonen empor. Erdgeboren sind sie, wie alle irdischen Dinge, der Wandlung unterworfen. Von den ältern Gebirgen hat keines mehr seine ursprüngliche Gestalt. Sie sind in der That nichts weiter als Ruinen, um welche die Zerstörung während der langen Zeiträume, welche die Erdformationen trennen, kleinere Trümmer gehäuft hat. Schutt und Staub haben die Räume, welche die Berge trennten, ausgefüllt; sie sind das Band geworden, welches letztere zu den Gebirgen zusammen knüpfte, die wir auf der Erdkarte bald als Bergketten mit Gipfeln auf dem Rücken, bald als ein großes Hochland, oder Alpenland, mit Seitenarmen, Mittel- und Vorgebirgen bemerken. Allen diesen Höhengruppen sind Thäler mit Flüssen, Nebenthäler mit Bächen eigen; häufig hebt sich Terrasse über Terrasse, oder Hochebenen lagern auf ihrem Rücken. Mit solchen Formen erscheinen alle großen Gebirgssysteme, z. B. die Alpen, die Pyrenäen, die Karpathen, die Apenninen, und jene letzte Freistätte classischen Heldenmuths, der Kaukasus.

Ganz anders zeigt sich hingegen der Bau des neuen Gebirgs, das die Hand der Zeit und ihre Kräfte, oder Erdumwälzungen, noch nicht zerstört haben. Es stellt sich in den Vulkanen der jüngsten und vorletzten Erdperiode dar. Selbstständig, freistehend, eine Feueresse, welche die Erde sich selbst gebaut hat, erhebt es sich aus der Tiefe zu den Wolken und bringt dieser den Blitz und den Donner. Ein Gebirg dieser Art ist der Aetna, der höchste Berg Siciliens, der größte und merkwürdigste, der kraftvollste und, in seinen Wirkungen, furchtbarste Vulkan Europa's. Obgleich an Umfang und Höhe ein Berg erster Größe, besteht er doch nur aus einem einzigen Kegel, ohne Kamm, ohne Hochebenen und Terrassen, ohne Thäler und Flüsse. Seine ungeheuere Masse ruht auf einer Basis von 24 Quadratmeilen, und er streckt den Gipfel 11,000 Fuß hoch zum Himmel, sein Flammenleben also weit über die Regionen der ewigen Erstarrung. Nur die Spitze der Alpen und einige Punkte der Sierra Nevada übertreffen ihn an Höhe.

Dieser Riese tritt mit seinem südlichen Fuße in die Ebene von Catanea und in Osten steigt er zu den Tiefen des Meeres hinab. Seine Basis hat die Kreisform. Seine Kegelspitze thront vollkommen in der Mitte; die Wände

dachen sich, mehr oder minder steil, nach allen Seiten ab. Die Spitze des Aetna wird von der Randmauer des Hauptkraters gebildet, eines furchtbaren Feuerrachens, der über eine halbe Stunde im Umfange groß ist. Hunderte von kleinen Kratern steigen auf allen Seiten, als abgesonderte Hügel mit trichterförmigen Vertiefungen, empor; aber sie sind, obwohl groß genug für sich betrachtet, doch nur Zwerge im Verhältniß zum Hauptkegel, und erscheinen neben diesem wie Maulwurfshaufen.

Der Erdboden des ganzen Bergs ist vulkanisches Gebilde: Lava, in hundert Gestalten, Dichtigkeitsgraden und Farben, mit Zwischenlagern von Gyps und Schwefel, oder Asche. Letztere bedeckt vorzugsweise die höheren Regionen. Quellen schickt der Aetna nur von seinem Fuße der Ebene zu.

Für physikalische Forschung, für Denjenigen, der den Einfluß beobachten will, welchen die Höhe auf das Klima und mittelbar auf den Pflanzenwuchs ausübt, ist der Aetna klassischer Boden. Nirgends vielleicht in Europa sind die verschiedenen Vegetationsgürtel so in die Augen fallend, so scharf begrenzt und können so leicht mit einem Blicke übersehen werden. Schon die Umwohner bezeichnen diese Verhältnisse durch Namen; sie unterscheiden 3 Regionen, die angebaute, die waldige, die nackte. Erstere reicht bis zu 2500 Fuß Höhe. Hier herrscht die üppigste Fruchtbarkeit. Sie offenbart sich in den Weingeländen, den Waizen- und Gerstenfeldern und in den Hainen der Südfrüchte. An den sonnigen Wänden der Mittagsseite ist die Vegetation wahrhaft tropisch. Zuckerrohr und Baumwollenstaude kommen im Freien fort, und zarte Kaktusarten bekleiden an den wasserärmsten Stellen den schwarzen Fels mit buntem Blüthenschmuck. — Der zweite Gürtel geht bis 6000 Fuß Meereshöhe. Die Kinder der Tropen, die Orange und der Oelbaum, sind hier nicht mehr sichtbar, die Mandel entbehrt des fröhlichen Gedeihens, und höher hinan erfreut und lockt auch die Traube der rankenden Rebe nicht mehr von der hohen Ulme. An die Stelle des Mais und des Waizens ist der härtere Roggen getreten; der Hafer fängt an die Gerste zu verdrängen. Aber der eigentliche Herrscher ist der starke Baum des Forsts: die Wälder sind majestätisch und nehmen fünf Sechstel dieser ganzen Region ein. Sie bestehen meist aus Eichen und in den untern Parthien aus Kastanien, die eine fabelhafte Größe erreichen. Manche dieser Stämme haben seit vielen Jahrhunderten Namen, die darauf Bezug haben; so heißt einer der Baum der hundert Reiter; er hat 180 Fuß an der Wurzel im Umfang. Gegen den obern Rand der Region hin nimmt der Baumwuchs ab, und endlich bleibt nichts davon übrig, als die kriechende Wachholder und der Berberisstrauch mit seinen rothen Beerbüscheln. — Der höchste Gürtel geht von 7500 Fuß bis zum Kraterrand. In diesem sind baumartige Gewächse verschwunden. Der Boden ist mit nackter schwarzer Lava und Asche überdeckt, — kaum 10 Pflanzenarten, den Kryptogamen angehörend, findet der Forscher noch in den untersten Theilen des Gürtels auf. — Obschon der Aetna die ewige Schnee-

grenze weit überragt, so bleibt doch, wegen der Wärme seiner Seitenwände, so wenig wie an der Wand einer immer geheizten Esse, der Schnee sehr lange Zeit liegen.

Eine Besteigung des Aetna ist eine schwere Arbeit und erfordert mehr als gewöhnlichen Muth und große Rüstigkeit des Körpers. Sie geschieht am häufigsten von Catanea aus und kostet mindestens ein Paar Tage, oft auch mehre. Die erste Nacht wird in der Regel in dem englischen Hause gerastet, einem 1811 von den in Sicilien wohnenden Briten auf Subscription errichteten Gebäude, das dreizehn hundert Fuß unter dem Hauptkegel liegt, nahe an der Stelle, wo die Sage des Alterthums den Philosophen Empedokles wohnen ließ. Bis dahin kann man allenfalls reiten; dann muß man aber die Maulthiere zurücklassen und den Ueberrest der Wanderung zu Fuß machen. Es kommen Stellen, wo man auf Händen und Füßen zu klimmen hat, und wo dieß auch nicht der Fall ist, wird das Steigen durch die Unsicherheit des Tritts auf der Asche und dem lockern Bimsteingerölle doch äußerst beschwerlich und ermüdend. Den Kraterrand selbst erklettert man in einer tiefen Schlucht, die nichts Anderes ist, als ein Riß im Krater selbst. Der Blick vom Rande in die Tiefe des Feuermunds ist wahrhaft schauerlich. Die ganze innere Wand des Kraters ist mit Schwefelkrystallen von wunderlichen Formen, die Rauch und Ruß schwarz gefärbt haben, überzogen, und die aufgeregte Phantasie macht leicht Teufels- und Mißgestalten von Gnomen und Drachen daraus, die grinzend, verlangend und drohend nach dem neugierigen Wanderer heraufschauen. Tief im Abgrunde ist der eigentliche Kanal, der nach dem Innern der Erde geht. Rauch- und Schwefelqualm brechen aus ihm hervor, leuchtender Erdbrei quillt und strudelt an seinen Ufern, und unter unheimlichem Stöhnen und mit grauenvollem Aechzen schleudert er von Zeit zu Zeit glühende Steine prasselnd empor und gegen die Kraterwände, gleichsam als zürne er seines Kerkers. Es ist ein Entsetzen erregender Gedanke, den Krater hinabzuklettern: und dennoch ist dies mehrmals und mit Glück gewagt worden. Man ist der Feueröffnung so nahe gekommen, daß man Steine hineinwerfen konnte, und hat das Kochen und Brausen im Erdleib deutlich gehört. Ein Franzose, d'Orville, ließ sich an einem um den Leib geschlungenen Strick hinab; zu seinem Erstaunen fand er die Oeffnung geschlossen und an ihrer Stelle ein Gewölbe glühender Lava, aus deren Rissen Blitze zuckten und Flammen, weiß wie Gasflammen, loderten. Es ist also wahrscheinlich, daß der Krater zu Zeiten seine Form ändert.

Unvergleichlich ist die Aussicht von der Zinne des Aetna: „die Erinnerung daran macht den Menschen selig." Da kein anderer Gipfel, keine Bergketten sie beschränken — denn die nahen Gebirge Siciliens schrumpfen zu Hügeln ein, betrachtet vor dieser Höhe! — so liegt das Land und das Meer mit seinen Eilanden, fünf und dreißig Meilen in der Runde sichtbar, wie eine Ebene ausgebreitet da; es ist, als ob man in einem Luftballon im Aether schwebte, aber mit dem beseligenden Gefühl, auf festem Boden zu stehen. Man überschaut

ganz Sicilien wie eine Stadt von ihrem Thurme; die liparischen Inseln heben sich aus der klaren Fluth so deutlich, als ob man sie mit den Händen greifen könnte. Wie eine silberne Schlange windet sich die Meerenge von Reggio zwischen die Länder, die sie scheidet; jenseits breitet sich Kalabrien aus, und über dessen 6000 Fuß hohe Berge hin schweift der Blick in's jonische Meer und sucht und findet die blauen Höhen Attika's. Der Golf von Neapel wird durch die Rauchsäule des Vesuvs bemerklich, der von dieser Höhe winzig und unbedeutend sich ausnimmt. Im äußersten Nord erkennt man die Spitzen der sardinischen Gebirge und in entgegengesetzter Richtung macht das bewaffnete Auge bei hellem Horizonte Entdeckungen an der Küste Afrika's.

Wie die großen Thaten großer Menschen durch längere Zeiträume getrennt sind, während die Thätigkeitsäußerungen der kleinen sich oft rastlos an einander reihen, — so ist auch ein Ausbruch des Aetna ein viel selteneres Ereigniß, als der seines so häufig feuerspeienden Nachbars. Selten vergeht ein Jahr, ohne daß der Vesuv seine Umwohner ergötzt oder schreckt; der Ausbrüche des Aetna hingegen sind nur wenige in einem Jahrhundert. Ist er ruhig, so sieht man blos lichte, weiße Rauchsäulen von seinem Gipfel aufsteigen; treten aber die Vorzeichen seines Kreißens ein, dann wird der Rauch dunkler, es fahren des Nachts einzelne Blitze heraus, und dieser Zustand dauert oft mehre Wochen, während welcher Zeit die Rauchsäule immer tiefer sich schwärzt, immer furchtbarere Blitze aussendet. Es steigen dann in ihrer Mitte einzelne Flammen auf, die allmählich zu einer beständigen Flammensäule sich vergrößern. Unterirdisches Brausen und Dröhnen wird sodann hörbar; der Donner rollt im Bergleib, die Erdveste geräth in zitternde Bewegung. Erdbeben spalten die Seiten des Berges, und Schwefeldämpfe entquellen den Rissen. Es baut die unterirdische Feuersgewalt sich neue Essen auf, da und dort an den Seiten des Vulkans; die Spitzen der neuentstandenen Kegel öffnen sich; inmitten der Flammen werden Felsstücke emporgeschleudert, glühende Asche verfinstert die Sonne und fällt als ein feuriger Regen auf die Erde nieder. Zwei, ja zuweilen drei und vier Monate nach den ersten Symptomen eines Aetna-Ausbruchs erhebt sich endlich der flüssige Erdbrei bis zu der Mündung der Krater und strömt dann, ein alles verwüstender Feuerstrom, aus der Spitze der Kegel, oder aus den Seiten-Spalten derselben, mit anfangs furchtbarer Schnelligkeit an den Bergwänden hinab. Oft gesellen sich Ströme siedenden Wassers dazu, die, wenn sie die Lava berühren, mit furchtbarem Krachen detoniren, meilenweit hörbar. Die Lavaströme des Aetna erlangen eine Breite von mehren Miglien, und ihr Lauf währt Monate, bis sie endlich an ihrer Spitze erstarren. In der Strömungszeit hört das Flammen der Krater, hören die Aschen- und Steinregen und die Erdbeben nicht auf. Der Tag wird dann oft zur Nacht, die Nacht zum Tage. Städte werden verschüttet, Thäler ausgefüllt, Wälder gehen in Flammen auf, und wo der menschliche Fleiß in vielen Jahrhunderten ein Eden schuf, werden Wüsteneien. — Doch kaum sind einige Jahrzehnte verstrichen, so keimt auf den ehemaligen

Feuerströmen wieder frisches, junges Leben: denn die porösen Laven zersetzen sich gar bald und der erwärmte Boden gibt dem üppigsten Pflanzenleben Nahrung. Die Fruchtbarkeit des Bodens um den Aetna ist sprüchwörtlich und so lockend für die Menschen, daß sie, so oft sie auch der gewaltige Berggeist verjagt hat, doch immer wieder, seine Schrecken und die Gefahr nicht achtend, in sein Reich zurückgekehrt sind.

Unter den neuesten Ausbrüchen des Aetna ist der von 1832 berüchtigt, welcher die Umgegend von Bronte und die schönsten Wälder verwüstete. — Keine Eruption war aber furchtbarer und in ihren Folgen entsetzlicher, als jene von 1669. Schon die Zurüstungen des Berges setzten damals ganz Sicilien in Bestürzung. Achtzehn Tage vor dem Ausbruch war der Himmel schwarz vom Rauche, und es blitzte und donnerte unaufhörlich. Zu gleicher Zeit setzten sich die Nachbarvulkane in Bewegung: die auf Stromboli und der Vesuv spieen Flammen, das Kreißen des größern Verderbers verkündend. Am 11. März öffnete, nach einer zweistündigen Pause, der Aetna selbst, unter plötzlichem, gräßlichem Krachen, seinen Leib nach Catanea zu, und in der Breite von mehren tausend Schritten drang aus dem ungeheuern Schlunde ein Feuerstrom. Noch in derselben Nacht entstanden an mehren andern Stellen des Berges Risse, aus denen sich nun die Laven unter stetem Beben der Erde der Niederung zuwälzten und Alles verbrannten und verheerten. Dies dauerte fort bis zum 25. März, wo das ganze Gebirge vom Erdbeben so gerüttelt wurde, daß der große Hauptkegel in sich selbst unter betäubendem Getöse zusammenstürzte. Bald darauf warf der Schlund die Bergtrümmer wieder aus und schleuderte Massen von tausend und mehren Centnern wie Federbälle in die Luft. — Die Lavaströme hatten indeß die Ebenen am Fuße des Aetna erreicht. Vor ihren glühenden Wogen fielen und vergingen Städte, Flecken und Wälder wie dürres Laub vor dem Sturme. Sie warfen die Mauern von Catanea nieder, und über der Stadt weg fluthend, suchten sie das Meer. Als sie das Wasser erreichten, sprudelte es thurmhoch auf in kochender Bewegung, und Prasseln ward gehört, schrecklicher als der furchtbarste Donner. Alte Lavaströme, auf welchen seit Jahrhunderten der Mensch Gärten und Wohnungen gebaut hatte, wurden, durch die unterirdische Hitze erweicht, flüssig, und mit Grauen sah man ganze Gehöfte mit Weinbergen auf den Feuerfluthen eine Zeitlang, wie Inseln, treiben, bis sie die Gluth verschlang. Binnen 40 Tagen — so lange dauerte der Ausbruch! — waren die Wohnungen von 37,000 Menschen zerstört worden, und von 20,000 Einwohnern Catanea's blieben nur 3000 am Leben. —

Und nicht ist's das erste Mal, daß diese Stadt der Aetna zerstört hat; schon dreimal hat die Lava ihre Straßen ausgefüllt, schon dreimal alles Leben in Tod verwandelt. Und wie oft auch hat der Kriegsgott in Catanea schrecklich gehaust! Schon von Dionys ward es verheert und geschleift. Es ging im punischen Kriege unter; Augustus colonisirte es von Neuem. Gothen, Vandalen, Saracenen fiel später die Stadt

abwechselnd zur Beute, und von allen wurde sie zerstört oder verbrannt. Dennoch ist sie wieder und immer schöner wieder erstanden. Die Fruchtbarkeit der Gegend, ihre herrliche Lage, das tropische Klima zogen nach jeglicher Verwüstung eine neue Bevölkerung schnell herbei, und jetzt ist Catanea, wenn nicht die größte, doch, mit mehr als 70,000 Einwohnern, die blühendste und reichste Stadt Siciliens.

CCCCLV. Die Burgen der vier Haymonskinder bei Spaa.

Unfern des freundlichen Kurorts Spaa in Belgien, bei dem Dörfchen Amblève, ragen aus dem Hochwald ein Paar Felshäupter mit Ruinen. Fast verwittert ist das alte Gemäuer und unscheinbar: aber kein Wanderer mit einem deutschen Herzen zieht vorüber, ohne sie mit dem lebhaftesten Interesse zu betrachten: denn dort oben wohnten die ritterlichen Brüder, die Söhne Haymons, deren Thaten und Abenteuer ihn schon in der Kinderstube ergötzten und welche das Volksbuch, „die vier Haymonskinder," seit Jahrhunderten allem Volke erzählt hat. Große Höhlen befinden sich in der Nähe der Felsen, auf welchen das Gemäuer steht; Keiner wagt sich hinein, denn böse Geister, so fabelt der Volksglaube, treiben darin ihr Wesen. Nachgrabungen, die vor einigen Jahren in den Ruinen versucht wurden, ergaben mancherlei Funde an altdeutschen Waffen, Armringen &c., und bestätigen das hohe Alter, welches die Tradition diesen merkwürdigen Trümmern zuschreibt.

Poppel sculps

DIE BURGEN DER VIER HAIMONSKINDER

Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildsh.

C. Reiss del.

TURIN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

CCCCLVI. Turin.

Der Zeichner dieses schönen Bildes versetzt uns auf den Mont Superga, auf jene in der alten Geschichte berühmte Stelle, wohin Hannibal, nach dem Zuge aus Afrika durch Spanien und Gallien, Karthago's ermattete Heere führte, um ihnen die reichen römischen Provinzen zu zeigen. Und fürwahr! der Blick von diesem Punkte ist ganz geeignet, ein beutelustiges, nach Eroberung trachtendes Heer zu entzücken. Man übersieht die ganze Ebene von Piemont und der Lombardei, einen Landstrich von größter Fruchtbarkeit, durchschlängelt vom gelben Po, eingefaßt von der weißen Kette des Hochgebirgs und besäet mit Städten und Ortschaften, Schlössern und Landsitzen, so weit das Auge dringen und unterscheiden kann. Zunächst in dieser Landschaft liegt das prächtige Turin mit vielen Kuppeln und Thürmen, und streckt seine mit schlanken Pappeln bepflanzten Heerstraßen wie so viel Arme in alle Weltgegenden aus.

Turin ist eine der schönsten und ältesten Städte von Europa. Als Hauptstadt der Ligurier spielte sie schon in der Frühgeschichte Roms eine Rolle; sie war Hannibals erste Eroberung auf römischer Erde nach Uebersteigung der Alpen. Kriegsstürme verwüsteten sie kurz nachher gänzlich; in der Cäsarenzeit sandten die Römer eine Kolonie dahin zum Wiederaufbau der Stadt, und fortan hieß sie Augusta Taurinorum. Als das Reich verfiel, war sie Gothen, Vandalen, Hunnen abwechselnd preisgegeben. Sie wurde vielmal geplündert und verwüstet, und im 6ten und 7ten Jahrhundert hing ihr Name nur noch an einem Haufen Ruinen. Ihr Leben war hin, bloß der Schatten war noch übrig. Erst als die Herzoge von Burgund mächtig wurden, wuchs aus den Trümmern wieder eine Stadt hervor. Bedeutend wurde sie, seitdem Karl I. sie zur bleibenden Residenz der savoyischen Fürsten erkor, und mit Emanuel I. trat sie in die Reihe der Großstädte Europa's ein. Diese Skizze ihrer Schicksale macht auch den Mangel von Denkmälern aus der klassischen Zeit und an großartigen Gebäuden aus dem Mittelalter erklärlich. Turin's Bauwerke gehören den neuern Zeiten an.

Die schöne Lage der Stadt ist der von Dresden ähnlich. Wie dieses ist sie in ein breites Stromthal gebettet und umgeben mit reizenden Hügeln, welche Weinberge, Obsthaine, Lustgärten und Landhäuser tragen. Der schöne Po krümmt sich um die eine Stadthälfte, zwar nicht so mächtig als die Elbe, aber doch mit Nachen und Fahrzeugen belebt. — Die Anlage Turin's ist regelmäßig. Seine geraden Straßen durchkreuzen

sich in rechten Winkeln und schließen schöne Plätze ein. Unter den Straßen sind die Contrada di Dora, die große, del Po, della Posta und die Nuova die schönsten. Die Bauart der Häuser ist solid, von Backsteinen; manche Paläste sind von Marmor aufgeführt. Balkons gehen aus den Wohnungen auf die Straßen; mehre derselben sind mit fortlaufenden Bogengängen umgeben. Das fashionable Leben legt sich vorzugsweise in der Po-Straße zur Schau, welche an schönen Tagen von glänzenden Equipagen, Reutern und Fußgängern wimmelt. — Turin hat eine Citadelle, denn eine feste Zwingburg darf in einer Hauptstadt nicht fehlen, wo ein absoluter König thront. Sie liegt am Südwestende der Stadt und kann mit ihren 200 Feuerschlünden den 140,000 Bewohnern imponiren. Eine Garnison von mindestens 15,000 Mann ist hinlänglich, um jegliches Freiheitsgelüste, das nach That strebt, im Werden zu ersticken. Die Unterwürfigkeit der Turiner hat sichtlich den Zwang zur Unterlage, und ihre Treue kein höheres Verdienst.

Die Prachtpartie Turin's ist der Königsplatz, auf den die Façaden der königlichen Residenz, der Kathedrale und des Opernhauses stoßen. Erstere, welche von Viktor Amadeus II. und Karl Emanuel III. ihre jetzige Gestalt bekam, gehört zu den umfangreichsten königlichen Wohnungen und schließt zwei Kirchen, die Bureaux für die Ministerien, die Militairakademie, Münze rc. in sich. Unter den daselbst befindlichen Sammlungen sind der Waffensaal und das Münzkabinet die bedeutendsten. — Der Dom ward um 1470 im Style des Bramante erbaut. Die Dekoration daran ist äußerst reich, aber ganz in der ausschweifenden Weise des Guarini. Auch die übrigen Kirchen zeugen vom Zeitalter des verderbten Geschmacks. Die Architektur ist durchgängig schlecht und wird erdrückt von Ornamenten ohne Geist und Bedeutung. An Schätzen der Malerei findet man auch wenig in den Tempeln; um so reicher ist die königliche Gallerie im alten Palaste. Der größte Juwel derselben ist Raphaels Madonna Della Tenda. Zahlreiche Werke von Bellini, Tizian, Palma Vecchio, Paul Veronese, Bassano, Guido Reni, Guercino, Albano gehören zu dem Besten, was diese großen Meister hervorbrachten. Schöne Niederländer nehmen zwei Säle ein, und von der piemontesischen Schule kann man nirgends einen vollständigern Ueberblick haben. — Das große königliche Theater erbaute Alfieri in edlem Style. Es kann 8000 Zuschauer fassen. Außer diesem hat Turin noch zwei, das Theater Carignan und das neue. Sie werden sehr besucht. Eine Menge wissenschaftlicher Anstalten mit prangenden Aushängeschildern würden auf eine emsige Kultur der wissenschaftlichen Disciplinen und auf vorzügliche Geisteskultur schließen lassen, wenn diese in den Fesseln und in der Finsterniß gedeihen könnten, in welchen der Jesuitismus, mit der politischen Despotie im Bunde, den Unterricht hier gefangen hält. Die Turiner Universität hat 2000 Zöglinge und ist überreich dotirt; die königliche Akademie der Wissenschaften stellt Preisfragen aus und krönt Werke des Geistes: aber diese und alle übrigen derartigen Anstalten geben selten eine Ausbeute von wahrem Werthe.

Desto tüchtiger sind die Anstalten, die der Gewalt als Werkzeuge dienen. Die königliche Militair-Akademie, für Bildung junger Söhne adelicher Familien zu Offizieren, ist musterhaft organisirt. Das Zeughaus ist eines der größten, prächtigsten und reichsten Europa's. Es hat 5 Höfe und viele Waffensäle, deren Decken, wie die Schiffe gothischer Kirchen, auf hohen Säulen ruhen, und enthält das complette Rüstzeug für 100,000 Mann. Bei'm Zeughause ist eine große Kanonengießerei. Die Kasernen sind gewaltige und manche festungsartige Gebäude. Sieht man diese, dem „Rechte des Stärkern" gewidmeten Anstalten, so glaubt man sich in ein großes Reich versetzt, welches die Geschicke des Welttheils mit dem Bajonet lenken zu wollen die Aufgabe sich gemacht hat. Es ist nicht so. Sardinien ist eine Macht vom zweiten Range, und alle diese Anstalten dienen bloß zur Aufrechthaltung der Ordnung im Staate, welche des Herrschers Wille diktirt hat.

Als Handelsstadt ist Turin wichtig für den Transit zwischen Frankreich und Italien; zum Speditionsplatz eignet es sich durch seine Lage an der Hauptverbindungsstraße beider Länder vortrefflich. Der wichtigste Zweig des hiesigen Proprehandels ist die Seide von Piemont. Er allein beschäftigt ein Kapital von 15 bis 20 Millionen Franken. Fabriken wollen hier nicht so recht gedeihen; nur die Tapeten-, Waffen-, Tabak- und Seiden-Manufakturen blühen einigermaßen; von letzteren sind einige Etablissements großartig und ihre Erzeugnisse vorzüglich. — Die Umgebungen Turin's sind sehr reizend. Es gelten als die schönsten: das Lustschloß Valentino mit seinem Parke am Po, der Weinberg der Königin auf einer Anhöhe mit weiter Umsicht; die königlichen Villen Stuppinigi und Moncaglieri und das Kloster Superga mit jener prachtvollen Vista, die wir oben beschrieben.

12*

CCCCLVII. Die Kirche Saint Sulpice in Paris.

Nach Notre=Dame und dem Pantheon (St. Genevieve) ist Saint-Sulpice die größte Kirche in Paris. Ihre Länge ist 360, ihre mittlere Breite 150 Fuß. Die Höhe ihres Mittelschiffs, die Pracht und Größe des Gebäudes, der schöne Grundplan und die imposante Massirung der Schauseite verdienen um so mehr Bewunderung, da der Bau dieses Tempels in die Zeit fällt, wo der schlechteste Geschmack der herrschende war. Er wurde 1646 nach dem Plane von Le Beau angefangen und 1733 bis auf die Thürme, welche man nur bis auf 212 Fuß Höhe führte, beendigt. Dem Entwurfe zu Folge hätten die Thürme 400 Fuß hoch werden müssen.

Das größte Verdienst um diesen Prachtbau hat Servandoni, von dem auch die Zeichnung zu dem majestätischen Portikus herrührt. Das vortreffliche Ebenmaß der Verhältnisse und seine einfach=edle Composition machen einen erhabenen Eindruck auf den Beschauer, würdig der Bestimmung, welcher das Gebäude dient. Es ist aus zwei Stockwerken gebildet; das untere gehört der dorischen, das obere der jonischen Ordnung an. Die dorischen Säulen sind 45 Fuß hoch bei 5 Fuß Durchmesser; die jonischen haben eine Höhe von 38 Fuß und 4½ Fuß Stärke. Das Mittelschiff ruht auf durch Bögen verbundenen Bündelpfeilern, welche bis zur gewölbten Decke 110 Fuß Höhe haben. Gleich bei'm Haupteingange stehen zwei Reihen corinthischer Säulen, zwölf an der Zahl, welche die große Orgel tragen. Die innern Ornamente sind fast sämmtlich von Marmor. Der Hochaltar ist von edler Composition, groß, majestätisch. Seine Form ähnelt der gewöhnlichen eines römischen Grabmals. Er ist ganz von farbigem Marmor. Der Chor ist zu reich ausgeschmückt, und das Gefühl der Ueberladung thut dem Effekt, den er außerdem machen würde, Eintrag. Alle Fenster desselben bestehen aus ältern Glasgemälden, unter denen man einige der schönsten Erzeugnisse der Kunst findet. Die sehr großen Statuen des Heilandes und der Apostel Paulus, Petrus und Johannes sind von Bouchardon und werden als Meisterwerke gerühmt. An den hintern Theil des Chors stößt die Kapelle der heiligen Jungfrau, bei deren Ausschmückung die Prachtsucht sich überboten hat. Die Säulen in derselben sind von blauem Marmor, die Statuen von vergoldeter Bronze; die Kuppel aber ist von dem größten neuern Freskomaler Frankreichs, von Lemoine, gemalt. Das Sujet ist die Himmelfahrt der Maria, und es verdient den Preis aller Kenner. Der Lichteffekt des Bildes ist in der That magisch. — Auch die übrigen Kapellen sind sehenswerth und größten=

CCCCLVII

SAINT SULPICE

in Paris

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

CCCLVIII

C. Reiss del.

HILDESHEIM

(Der Markt)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. [illegible]

Eigenthum d. Verleger

theils erst in neuerer Zeit von Pariser Künstlern in Fresko ausgemalt worden. Ehedem war die Kirche auch reich an Grabmälern, unter denen sich viele schöne Werke des Mittelalters befanden, die aus dem ältern Gotteshause, an dessen Platz sich dieses erhob, dahin versetzt wurden. Sie sind aber im Sturm der Revolution, welche die Aristokratie bis auf die Wappen ihrer Grüfte zu zerstören trachtete, zertrümmert worden.

CCCCLVIII. Hildesheim.

Der Traum des Mittelalters ist ausgeträumt; nur mit seinen Monumenten tritt es da und dort in die Gegenwart wie ein Riese. Wer kann dieses Bild der alten Stadt der Carolinger anschauen ohne Bewunderung? Und welch ein furchtbarer Wechsel der Geschicke ging an diesen Denkmälern vorüber! Wie viel Throne und Völker wurden seitdem niedergeworfen, wie viel neue haben sich erhoben! Doch konnte es nicht anders seyn. Die Welt ist eine Welt von Kräften; das Stärke herrscht und hat keinen Richter; es hat keine Furcht, als vor dem Stärkern. Alle Geschichte beweist dieß, und auch die Hildesheimer Geschichte ist nur ein Beleg zu Tausenden.

Ehe das Kreuz die Irmensäule des Sachsenlandes verdrängte, war diese Gegend von dem schaurigen Urwald bedeckt, der von der Weser bis zur Elbe reichte. Unter ungeheuern Bäumen hatten die tapfern Besitzer des rauhen Bodens ihre Hütten, und die Heerden wilder Thiere streiften in den unabsehlichen Forsten. Nur die Thaten des Kriegs und der Jagd beschäftigten das Volk; Ackerbau und Künste waren ihnen unbekannt. Da, im siebenten Jahrhundert, sendete England seine Apostel über das Meer, um in die norddeutschen Wälder und Völker die lichtende Axt und das leuchtende Evangelium zu tragen. Keiner war eifriger und glücklicher in diesem kühnen Unternehmen als Winfried, der heil. Bonifazius. Nachdem er die Thüringer und Hessen bekehrt hatte, kam er auch in die Gegend von Hildesheim. Er stürzte die Götzen von den Altären,

lehrte dem wilden Volk Ackerbau und Gewerbe des Friedens und errichtete das erste christliche Kirchlein. Schon Ludwig der Fromme fand in Hildesheim eine so zahlreiche Christengemeinde, daß er, der den Dom erbauete, das Stift zum Bischofssitz erheben konnte. Er verlieh dem Oberhirten einen weiten Landstrich und im Laufe der Zeit kamen ansehnliche Schenkungen hinzu. Das Bisthum wuchs heran zu einer weltlichen Macht, die mit den benachbarten Fürsten es aufzunehmen sich erkühnte. Oft hatten die Bischöfe Fehde; mancher trug den Panzer häufiger, als die Stola.

Bischof Johann IV. hatte im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts Krieg mit Herzog Heinrich dem Jüngern von Braunschweig. Es war ein unglücklicher. Er verheerte das Hildesheimer Land und endigte damit, daß der vom Kaiser Karl V. unterstützte Herzog mit dem größten Theile des Bisthums beliehen, der Bischof selbst aber, als Reichsfürst, in die Acht erklärt wurde. Mit Mühe konnte er sich in seinen geistlichen Würden erhalten; die weltliche Macht blieb ihm genommen. Hildesheim kam an Braunschweig; das Domkapitel behielt nur einige Aemter. Unter dem Schutze der protestantischen Fürsten drang nun die Reformation ein; in Hildesheim, dem Sitze des Bischofs selbst, wurde der Abfall groß; fast die Hälfte der Einwohner und Geistlichen sagten sich von der ältern Kirche los und traten zur jüngern über. Ueber hundert Jahre nachher führte der dreißigjährige Krieg eine Restauration herbei. Bischof Ferdinand bekam durch einen Vergleich mit Braunschweig, 1643, den weltlichen Besitz des Bisthums zurück, und noch einmal wurde so die fürstliche Würde an den Krummstab geknüpft. Das dauerte bis 1802, bis zum Lüneviller Frieden, der die Säkularisation so vieler Stifter zur Folge hatte. Bonaparte warf damals die deutschen geistlichen Länder den größern Reichsfürsten hin, und sie gaben dagegen ihre Zustimmung zu Frankreichs Raub am schwachen Reiche. Hildesheim wurde der Krone Preußen zugesprochen; preußische Regimenter rückten ein und nahmen Besitz.

Tausend Jahre hatte, mit der einzigen Unterbrechung, welche die Braunschweiger Herrschaft herbeiführte, der Krummstab über die Städte und Dörfer, über die Hügel und Thäler des Hildesheimer Landes gewaltet. Urplötzlich kam der Wechsel, der eine ganze Reihe von Umwandlungen nach sich zog. Denn nachdem einmal die friedliche Aufeinanderfolge von regierenden Bischöfen ihre Endschaft erreicht hatte, sollte sich die Herrschaft über das Fürstenthum alle Paar Jahre ändern. Die preußische Verwaltung, die französische Administration, die westphälische Regierung, das abermalige Regiment Preußens folgten rasch auf einander. Es waren dieß die Uebergänge zu der durch den europäischen Frieden wieder herbeigeführten Dynastie Braunschweig-England, welche zu ihrem Hannover Hildesheim als neue Zuthat bekam, bis das Regiment eines selbstständigen Königreichs an die Stelle britischer Statthalter trat. Alle diese Wechsel waren nur Erzeugnisse der Nachbrandung jenes Sturms, der den Krummstab entwurzelt hatte.

Bei der Raschheit, mit der die Metamorphosen der Herrschaft auf einander folgten, war an ruhige und reife Entwickelung im Staatsleben nicht zu denken. Es waren Umwälzungen, welche mehr zerstörten, als aufbauten. Doch wurden unter den Stößen und Reibungen, welche das nimmermüde Reformiren und Aendern in allen Staatseinrichtungen und nach allen Richtungen hin veranlaßte, die schlummernden Kräfte im Volke geweckt und zumal das gewerbliche Leben erhielt, sowohl auf dem Lande als in der Hauptstadt, mehr und mehr Geltung und Rührigkeit. Betteln und Allmosenempfangen wurden eingeschränkt, der arbeitsfähige Müssiggang zur Arbeit angehalten. Dem geistigen Leben ward besserer Vorschub. Schon die erste preußische Verwaltung brachte dem Schulwesen heilsame Reformen. Namhafte Männer wurden an die umgestalteten Gymnasien berufen, und die alten Lehrer, welche sich dem Streben und den Studien der neuern Zeit nicht befreunden konnten, beseitigt. — Das gesellige Leben in Hildesheim erhielt durch den Wechsel der Verwaltungen frische und neue Zuthaten; protestantische Staatsdiener der höhern wie der niedern Ordnung, welche Berlin, Kassel, Hannover nacheinander schickten, brachten neue Gewohnheiten, feinere Sitten und freiere Gedankenbewegung in die bürgerliche Gesellschaft. Der Athem des Zeitgeistes hauchte die uralte Stadt an, und wenn sie auch in der Zeit, als die französischen Intendanten administrirten, oder Hildesheim wie eine Kriegseroberung von ungewisser Dauer und Bestimmung gouvernirt wurde, viel zu dulden und zu leiden hatte, so hatte das doch auch wieder die gute Folge, daß man bürgerlich und religiös verträglicher gegen einander wurde, und daß der Druck gemeinschaftlicher Leiden die Widersprüche im Verkehr leichter ausglich und verwischte.

So ist denn das uralte Hildesheim nicht alternd und hinfällig geworden unter den Stürmen und den Wandlungen, welche ihm die Zeit gebracht hat, sondern es blüht noch und wächst von Jahr zu Jahr. Es hat jetzt eine Bevölkerung von 16,000, die in 2000 Häusern wohnt. Im Kern der Stadt herrschen die Formen des Alterthums; die Neuzeit spiegelt sich in dem jüngern Stadttheile ab, den manches ausgezeichnet schöne Gebäude ziert. — Hildesheim ist der Sitz eines Bischofs und der Oberbehörden des Fürstenthums. Es hat ein katholisches und ein protestantisches Consistorium, ein Seminar, ein protestantisches und ein katholisches Gymnasium, eine Gewerbschule und mehre Vereine für wissenschaftliche Zwecke. In einem geistlichen Staate, der größtentheils selbst aus geschenkten Besitzungen entstanden war, konnte es nicht an Quellen zu milden Zwecken fehlen. Daher eine außerordentliche Menge wohlthätiger und Armen-Anstalten (man zählt deren zwanzig), und sie hatten das Glück, daß sich ihre Fonds, unter allen Wechseln der Herrschaft, erhielten.

Hildesheim bietet mit seinen 18 Kirchen und mittelalterlichen Denkmälern dem Freunde der Kunst und Geschichte reichen Stoff zur Betrachtung. Der ehrwürdige Dom allein, noch aus der Karolinger Zeit, mit Ludwigs des Frommen Grabmal, mit der Irmensäule, den Schnitzereien, Gemälden 2c. kann einen Tag fesseln.

Vor dem Dome steht ein sehr berühmtes Denkmal altdeutscher Kunstgießerei: eine 30 Fuß hohe Säule von Metall, mit Darstellungen aus der heiligen Geschichte in Relief. Sie stammt aus der Zeit des heil. Bernward, Lehrer Kaiser Otto's III. und Bischof zu Hildesheim, der auch die Domkapelle mit Portalen von Bronze schmückte.

CCCCLIX. Treryn-Castle in Cornwall.

Ein britisches Uferbild — herrlich und groß! Schäumend, wirbelnd und tobend rollt die Brandung des aufgeregten Elements empor und wirft ihren weißen Gischt den Felsen in's Antlitz, deren gezackte, zerrissene Zinnen in den Wolken zu schweben scheinen. Sechs bis sieben hundert Fuß steigen sie senkrecht hinab bis zu den Wogen. Ihre Aehnlichkeit mit alten Burgen und Mauerresten ist so täuschend, daß ihnen das Volk Namen gab, die der Form entsprechen. So heißt die Felsmasse, welche dreigipflich in der Mitte unsers Bildes aus der Brandung emporsteigt, Treryns-Castle, oder die Burg des Zauberers Treryn, der in den Legenden von Cornwall eine ähnliche Rolle spielt, wie Rübezahl in denen des Böhmerwaldes. Der Geolog erkennt jedoch auf den ersten Blick, daß der einzige Meisel, der diese Formen bildete, der Zahn der Zeit gewesen, und das Zauberschloß keine andern Bauleute hatte, als die Elemente.

TRERYN CASTLE

an der Küste von Cornwall

PLACE LOUIS XVI

in Paris

CCCCLX. Place Louis XVI. (der Revolutionsplatz) in Paris.

Diese beiden Paläste rechts und links: — ein Fürst kann sie nicht schöner haben. Und was waren sie? Sie wurden mit einem Aufwande von mehren Millionen aufgeführt, um Hofschranzen prächtige Wohnungen zu geben. Ludwig XV. ernährte hier dreihundert Diener, während sein Volk unter Auflagen und Erpressungen darbte. Und das kleine Häuschen, das im Vorgrunde auf der Mitte des Platzes steht? Die Hütte war's, welche die Stelle deckt, wo Ludwig XVI., der Nachfolger jenes fünfzehnten, seinen Kopf unter das Beil der Guillotine strecken mußte.

„Wenn die Könige Weltgeschichte machen, so tauchen sie ihre Finger in Blut." Hier hat's das Volk auch einmal gethan. Von der Erbauung des Louvre an, aus dessen Fenstern ein Bourbon zur Kurzweil nach seinen Unterthanen schoß, bis zur Aufrichtung des Schaffots, auf dem ein Bourbon blutete, sind viele Jahrhunderte vergangen. Die Könige eilen, denn ihre Dauer ist ungewiß; die Völker aber nicht, denn sie sind ewig. Die Vergeltung brauchte eine lange Zeit, ehe sie das herausfordernde Geschlecht erfaßte. Jedes fühlende Herz muß weinen, daß gerade das schuldloseste Glied einer schuldbeladenen Race zum Sühnopfer werden mußte; aber das richtende Volk darum verdammen: — wer wagt es Angesichts der monumentalen Zeugen der Bartholomäusnacht, der unzähligen Greuelthaten, Verbrechen und Volksmißhandlungen, welche die Bourbons früher und später auf dem Throne verübten? In Ludwig XVI. wurde ja nicht das Individuum, nicht der Mensch, sondern die Dynastie gerichtet, welche durch ihre Thaten längst den Stab über sich gebrochen hatte.

Kaum ist ein halbes Jahrhundert über das Blutfeld weggegangen, und die Hand der Zeit hat Richter und Gerichtete schon wieder ausgesöhnt. Die Rache der Völker hat niemals Zinsen begehrt; ein Bourbon sitzt wieder auf dem Thron und selbst die äußern Zeichen des Zwiespalts verwischte die ausgleichende Hand der Versöhnung. Der Revolutionsplatz hat unter Ludwig Philipp's Regierung sein Ansehen gänzlich verändert; den Namen nicht einmal hat er behalten, er ist zum Platz der Eintracht (Place de la concorde) geworden. Wo die Guillotine stand und das kleine Häuschen, da steht jetzt ein hoher Zeuge des Ruhms, der Obelisk von Luxor. Die letzten Jahre haben den Platz zum herrlichsten in ganz Paris umgeschaffen. Er hat die Form eines Oktogons. Steht man in dessen Mittelpunkt, so hat man einen Anblick, wie ihn keine Stadt der Welt wieder bietet. Auf der

einen Seite erheitern die Baumgruppen, Bosketts und Rasenplätze der elisäischen Felder; durch die prachtvolle Avenue in der Fronte sieht man die Façade der Königswohnung, der Tuillerien, rückwärts aber den Triumphbogen de l'Etoille und die Avenue von Neuilly. Die Perspektive durch die Rue Royale endigt im Tempel der Ehre, dem Pantheon, und auf der andern Seite fällt der Blick über die neue Brücke hin auf die Colonnade des Palastes der Deputirten. Man steht hier gleichsam inmitten der Werkstätte der Geschichte, — man fühlt das Treiben und Bewegen ihrer Elemente. Noch mit dem letzten Blute, das hier vergossen wurde, ward die letzte große Seite der Weltgeschichte geschrieben. Es floß in den Julitagen. Die da fielen — sie ruhen jetzt unter der „Säule des Wahnsinns", wie ein loyaler deutscher Mann sie genannt hat. Ich lasse den Ausdruck gelten. Jegliche Aufopferung, jeglicher Heroismus läßt sich am Ende als Wahnsinn deduciren, wenn man die Gleichgültigkeit, Unbeweglichkeit und Indolenz der gemeinen Menschen als gesunden Menschenverstand gegenüber stellt. Wahnsinn ist dann der Tod des Frommen, der für seinen Glauben stirbt; Wahnsinn der Muth des Helden, der dem Vaterland das Leben opfert; Wahnsinn das Streben des Edlen, der die verfolgte Unschuld in Schutz nimmt, und wahnsinnig ist der Mann, welcher der Freiheit Wege bahnt zu den Völkerherzen, und die Unterdrückung der Gewalt eben so, wie die Feigheit der Unterdrückten, mit dem Flammenschwerte des Wortes schlägt. Was hat er zu gewinnen? fragen die Spötter. O, die Armen! Ihnen ist's unverständlicher, als Hieroglyphenschrift, wenn ich ihnen sage: daß das Bewußtseyn, frei zu stehen auf klarer, jeder Prüfung beständiger Ueberzeugung, sicher zu seyn vor jeglicher Täuschung und fähig zu seyn, sich die Zukunft zur Gegenwart zu machen, die kein Gott uns rauben kann, allein schon alle Opfer eines Menschenlebens aufwiegt.

CCCCLXI. Guttenstein.

Durch eine Felsspalte, auf deren Boden wildes Gewässer braust, führt, von Gebälk kühn und fest erbaut, ein Weg nach den versteckt im Thale liegenden Hammer- und Hüttenwerken, und durch die Kluft schaut vom hohen Fels die altersgraue Trotzburg verklungener Ritterzeit herab. Das Bild ist die naturgetreue Darstellung einer der frappantesten Scenerien Oesterreichs.

GUTTENSTEIN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. [illegible]

Eigenthum d. Verleger

C. Peters del.

PÈRE LA CHAIS
(Paris)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. i. Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCCCLXII. Der Pariser Kirchhof Père la Chaise.

„Wer lange leben will, der bleibe in Deutschland, besuche im Sommer die Bäder und lese im Winter die Protokolle der Ständeversammlungen. Wer aber Herz genug hat, die Breite des Lebens seiner Länge vorzuziehen, der komme nach Paris. Jeder Gedanke blühet hier schnell zur Empfindung hinauf, jede Empfindung reift schnell zum Genusse hinan; Geist und Herz und Sinn suchen und finden sich, und rasch und leicht hüpft die Welle des Daseyns dem Strome der Ewigkeit zu. — Paris ist der Telegraph der Vergangenheit, das Mikroskop der Gegenwart, das Fernrohr der Zukunft.“

Ein Anderer hat Paris mit einer Bühne verglichen, wo Jeder auf Kothurnen wandelt. In der That muß die einzelne Welle hoch aufschwellen, welche sich in diesem Ocean der Menschen bemerklich machen will, und selbst bedeutende Persönlichkeiten können da der Vergrößerung nicht entbehren, wo Alles auf Stelzen geht. Deshalb ist die Charlatanerie in Paris ein unentbehrlich Ding, und der hochgestellte Staatsmann, der gefeierte Akademiker, der Feldherr kann sie eben so wenig missen, als der kleine Krämer z. B., welcher seinen Namen und sein Waarenschild zehn Mal über und neben Thüren und Fenster malt, oder der Schlosser, der einen vergoldeten Schlüssel, groß genug für die Pforte des Himmels, dir vor die Nase hängt, oder der Coiffeur, welcher den lebendigen Bären hinter das Glasfenster seines Ladens zur Schau stellt, um die Leute glauben zu machen, daß er seine Pomaden aus dem ächten Fett der Bestien bereite.

Sogar der Tod geht hier auf dem Kothurn und die Charlatanerie begleitet den Sterblichen treu bis an die Schwelle des Schattenreichs. — Ein Leichenzug ist, nach deutschen Alltagsbegriffen, eine stille, ernste, fromme Feierlichkeit, in welcher die Verwandten, Freunde, Mitbürger einen Todten zur Ruhestätte begleiten. Man sucht dafür kein anderes Motiv, als Liebe oder Achtung. Ein Leichenzug in Paris hingegen ist vor Allem und wesentlich ein Schauspiel, um welches sich die Neugierde sammelt und durch welches die Ueberlebenden zu glänzen streben. Der Charakter der Trauer und der Wahrheit verschwindet: Pomp und Schein auf der einen, Vergnügen auf der andern Seite sind Alles. Am grellsten offenbart sich das bei den großen Leichenbegängnissen, die in einer Stadt wie Paris, wo alle Tage irgend ein durch seinen Reichthum, Rang oder Ruf bedeutender Mensch in's kleine Kämmerchen einzieht, so häufig vorkommen. Es ist ein Spektakelstück und es setzt die Bevöl-

kerung eben so leicht in Bewegung, wie eine Feuersbrunst oder eine Hinrichtung, eine Illumination, oder die feierliche Auffahrt des Königs. Die mit jeder Volksbewegung in Paris in Verbindung stehenden Vorsichtsmaßregeln der bewaffneten Macht und Polizei sind von einem solchen Leichenzuge unzertrennlich. Soldaten werden auf den Boulevards aufgestellt, Posten der Munizipalgarde und der Polizei sammeln sich an den Straßenekken und Plätzen, an welchen der Trauerzug vorüber gehen soll. Die Durchgänge werden geschlossen: wer passiren will, wird zurückgewiesen; ja man kann hundert Schritte von seinem Hause seyn: man passirt nicht! — Das Volk sammelt sich, es drängt aus den umliegenden Straßen herbei, und die Boulevards werden dicht mit Menschen gefüllt. Alt und Jung, Männer und Weiber, Alles kömmt, fragt, bleibt stehen, um zu hören und zu sehen. Man lärmt und schreit. Ueberall ist Tumult, da Streit um die besten Plätze, dort unbändiges Lachen. „Was gibt's?" ruft jeder Neuankommende. „Ein General wird begraben: un grand homme!" Der Tag kann nichts Unterhaltenderes, Belustigenderes bringen, als solch ein Begräbniß. Die Stunde naht, wo der Zug vorüber ziehen soll. Die Fenster in den Straßen füllen sich; bis zum fünften, sechsten, siebenten Stock reihen sich Kopf an Kopf, Hut an Hut, Schleife an Schleife: selbst an den Schornsteinen wird's lebendig, wimmelt schaulustiges Volk. Nirgends in der unabsehbaren Menge ist ein Zeichen der Trauer; Kleider und Bänder von allen Farben: weiß, grün, blau, rosa, wie es die Mode bringt; alle Gesichter mit lachenden Mienen; überall Schäkern, überall laute Fröhlichkeit. Man unterhält, man amüsirt sich, — voila tout!

Polizeisoldaten ordnen die Menge zum Spalier, ein wandelndes Bahrtuch blinkt von fern her über die Köpfe der Menge. — Es ist ein Leichenwagen, der naht; ein Wagen, mit weißen Tüchern behangen, mit weißen Pferden bespannt; eine Myrthenkrone liegt auf dem weißbekleideten Sarge, — Blumenkränze sind an den Seiten befestigt. Eine Reihe verschleierter Mädchen in weißen Gewändern folgt dem einfachen Zuge. Man bringt die Hoffnung einer Mutter, ein junges Mädchen, zur Gruft. — C'est le heros en jupon! spottet einer aus der Menge, und schallendes Gelächter rollt durch die dichtgedrängten Massen.

Eine Pause folgt — Ungeduld und getäuschte Erwartung bewegen die Massen. Viele verlassen ihren Standpunkt und eilen weg. Da werden die Polizeisoldaten von neuem lebendig — „er kömmt! er kömmt!" tönt's, und wie von einem Zauberstab berührt, steht die Menge und harrt.

Diesmal ist's der rechte Leichenzug, der daher kommt. Eine Gensd'armeriecolonne eröffnet ihn, ihr folgen Linientruppen mit gesenkten, florumhüllten Gewehren. Dann einige Offiziere mit schwarzen Degen. Hierauf der sechsspännige, schwarzbehängte, hochgerüstete Triumphwagen des Todes, auf dem sich Luxus und Pomp in Trauerinsignien zur Schau stellen. Auf der Vorderseite des Wagens ist eine Trophäe aufgerichtet; vier

Helme von Silber senden von den vier Ecken des Sarges wallende Reiherfedern herab. Auf dem Deckel liegen die Zeichen des Ranges des Verstorbenen. Diener tragen auf Sammtkissen die Dekorationen, welche der Verstorbene hatte. Sein Leibroß figurirt hinter dem Sarge. Kameraden des Todten, Generale im großen Kostüm, halten die Zipfel des Sargtuchs. Offiziere, Beamte, Freunde folgen dem Wagen und eine Abtheilung Liniensoldaten und Gensd'armen beschließen den Zug. Der Pariser hält aus, bis der Letzte der Cavalcade an ihm vorüber schreitet. Dann trennen sich die Massen im Nu — und mit dem banalen „C'est fini!" eilt Jeder zu Hause, oder zu neuem Vergnügen. Das Spektakelstück endigt in Père la Chaise mit einigen Reden über dem Grabe, die, kalt gesprochen, nur von Wenigen gehört werden, und mit einer Musketensalve. „C'est fini!" ruft der Pariser wieder, und das Uebrige bleibt den Steinmetzen und Bildhauern überlassen, welche die Thaten des Verstorbenen einem Monumente einmeiseln.

Die Masse von Denkmälern berühmter und großer Menschen in diesem Friedhofe ist enorm. Père la Chaise ist ein Register der neuern Geschichte: ihre Stromkarte in allen ihren Wendungen, Erweiterungen, Wasserschnellen und Stürzen liegt ausgebreitet vor dem betrachtenden Auge. Wandelt man unter diesen Gräbern, so möchte man mit dem Grubenlicht hinabsteigen in die engen Wohnungen und die großen Gestalten einer großen Zeit heraufbeschwören an das Licht des Tages; ich meine jene Gestalten, die stolz ihre Häupter in den Geisterhimmel erhoben, jene Männer, welche in Staat und Wissenschaft die Vernunft zuerst in ihre Würde eingesetzt, jene starken Seelen, welche schaffend und gestaltend nach eignem Typus, von Gott selbst berufen schienen, Völker zu lenken und den Entwickelungsgang der Menschheit zu beschleunigen. Die leuchtenden Namen der französischen Revolution findet man in Père la Chaise wieder. Während das Auge sie auf den Monumenten entziffert, steigen sie vor der Seele wie riesige Schatten auf, und was sie gethan und gestrebt, das zieht lebendig durch die Erinnerung. Freilich decken nicht alle Mausoleen ausgezeichnete Menschen. Gar viele sind nur Mumiendecken der Eitelkeit, des Irrthums, oder des Verbrechens.

Sinnig und schicklich haben sich in dem weiten Todtenparke die Gestirne je nach ihrer Art zusammen geordnet, die illustren Abgeschiedenen je nach ihrer Gattung sich geschaart. Die großen Männer der Wissenschaft, der Kunst, des Staats; die Helden der Schlachten der Republik und des Kaiserreichs; die Gesetzgeber und jene, welche der Freiheit Acker rodeten und die Bürgerhoheit, den Baum, welcher stark, grün, ausbreitend seine Zweige über viele Völker, die Hoffnung der künftigen Geschlechter ist, aus dem Keime geweckt, ihn gepflegt und groß gezogen haben, — sie sind hier geselliger zu einander getreten, als im Leben. Liest man die Namen auf den Todtensteinen manches kleinen Raums, wie oft wird da der Gedanke hervorgerufen, daß es wohl

kerung eben so leicht in Bewegung, wie eine Feuersbrunst oder eine Hinrichtung, eine Illumination, oder die feierliche Auffahrt des Königs. Die mit jeder Volksbewegung in Paris in Verbindung stehenden Vorsichtsmaßregeln der bewaffneten Macht und Polizei sind von einem solchen Leichenzuge unzertrennlich. Soldaten werden auf den Boulevards aufgestellt, Posten der Munizipalgarde und der Polizei sammeln sich an den Straßenecken und Plätzen, an welchen der Trauerzug vorüber gehen soll. Die Durchgänge werden geschlossen: wer passiren will, wird zurückgewiesen; ja man kann hundert Schritte von seinem Hause seyn: man passirt nicht! — Das Volk sammelt sich, es drängt aus den umliegenden Straßen herbei, und die Boulevards werden dicht mit Menschen gefüllt. Alt und Jung, Männer und Weiber, Alles kömmt, fragt, bleibt stehen, um zu hören und zu sehen. Man lärmt und schreit. Ueberall ist Tumult, da Streit um die besten Plätze, dort unbändiges Lachen. „Was gibt's?" ruft jeder Neuankommende. „Ein General wird begraben: un grand homme!" Der Tag kann nichts Unterhaltenderes, Belustigenderes bringen, als solch ein Begräbniß. Die Stunde naht, wo der Zug vorüber ziehen soll. Die Fenster in den Straßen füllen sich; bis zum fünften, sechsten, siebenten Stock reihen sich Kopf an Kopf, Hut an Hut, Schleife an Schleife: selbst an den Schornsteinen wird's lebendig, wimmelt schaulustiges Volk. Nirgends in der unabsehbaren Menge ist ein Zeichen der Trauer; Kleider und Bänder von allen Farben: weiß, grün, blau, rosa, wie es die Mode bringt; alle Gesichter mit lachenden Mienen; überall Schäkern, überall laute Fröhlichkeit. Man unterhält, man amüsirt sich, — voila tout!

Polizeisoldaten ordnen die Menge zum Spalier, ein wandelndes Bahrtuch blinkt von fern her über die Köpfe der Menge. — Es ist ein Leichenwagen, der naht; ein Wagen, mit weißen Tüchern behangen, mit weißen Pferden bespannt; eine Myrthenkrone liegt auf dem weißbekleideten Sarge, — Blumenkränze sind an den Seiten befestigt. Eine Reihe verschleierter Mädchen in weißen Gewändern folgt dem einfachen Zuge. Man bringt die Hoffnung einer Mutter, ein junges Mädchen, zur Gruft. — C'est le heros en jupon! spottet einer aus der Menge, und schallendes Gelächter rollt durch die dichtgedrängten Massen.

Eine Pause folgt — Ungeduld und getäuschte Erwartung bewegen die Massen. Viele verlassen ihren Standpunkt und eilen weg. Da werden die Polizeisoldaten von neuem lebendig — „er kömmt! er kömmt!" tönt's, und wie von einem Zauberstab berührt, steht die Menge und harrt.

Diesmal ist's der rechte Leichenzug, der daher kommt. Eine Gensd'armeriecolonne eröffnet ihn, ihr folgen Linientruppen mit gesenkten, florumhüllten Gewehren. Dann einige Offiziere mit schwarzen Degen. Hierauf der sechsspännige, schwarzbehängte, hochgerüstete Triumphwagen des Todes, auf dem sich Luxus und Pomp in Trauerinsignien zur Schau stellen. Auf der Vorderseite des Wagens ist eine Trophäe aufgerichtet; vier

Helme von Silber senden von den vier Ecken des Sarges wallende Reiherfedern herab. Auf dem Deckel liegen die Zeichen des Ranges des Verstorbenen. Diener tragen auf Sammtkissen die Dekorationen, welche der Verstorbene hatte. Sein Leibroß figurirt hinter dem Sarge. Kameraden des Todten, Generale im großen Kostüm, halten die Zipfel des Sargtuchs. Offiziere, Beamte, Freunde folgen dem Wagen und eine Abtheilung Liniensoldaten und Gensd'armen beschließen den Zug. Der Pariser hält aus, bis der Letzte der Cavalcade an ihm vorüber schreitet. Dann trennen sich die Massen im Nu — und mit dem banalen „C'est fini!" eilt Jeder zu Hause, oder zu neuem Vergnügen. Das Spektakelstück endigt in Père la Chaise mit einigen Reden über dem Grabe, die, kalt gesprochen, nur von Wenigen gehört werden, und mit einer Musketensalve. „C'est fini!" ruft der Pariser wieder, und das Uebrige bleibt den Steinmetzen und Bildhauern überlassen, welche die Thaten des Verstorbenen einem Monumente einmeiseln.

Die Masse von Denkmälern berühmter und großer Menschen in diesem Friedhofe ist enorm. Père la Chaise ist ein Register der neuern Geschichte: ihre Stromkarte in allen ihren Wendungen, Erweiterungen, Wasserschnellen und Stürzen liegt ausgebreitet vor dem betrachtenden Auge. Wandelt man unter diesen Gräbern, so möchte man mit dem Grubenlicht hinabsteigen in die engen Wohnungen und die großen Gestalten einer großen Zeit heraufbeschwören an das Licht des Tages; ich meine jene Gestalten, die stolz ihre Häupter in den Geisterhimmel erhoben, jene Männer, welche in Staat und Wissenschaft die Vernunft zuerst in ihre Würde eingesetzt, jene starken Seelen, welche schaffend und gestaltend nach eignem Typus, von Gott selbst berufen schienen, Völker zu lenken und den Entwickelungsgang der Menschheit zu beschleunigen. Die leuchtenden Namen der französischen Revolution findet man in Père la Chaise wieder. Während das Auge sie auf den Monumenten entziffert, steigen sie vor der Seele wie riesige Schatten auf, und was sie gethan und gestrebt, das zieht lebendig durch die Erinnerung. Freilich decken nicht alle Mausoleen ausgezeichnete Menschen. Gar viele sind nur Mumiendecken der Eitelkeit, des Irrthums, oder des Verbrechens.

Sinnig und schicklich haben sich in dem weiten Todtenparke die Gestirne je nach ihrer Art zusammen geordnet, die illustren Abgeschiedenen je nach ihrer Gattung sich geschaart. Die großen Männer der Wissenschaft, der Kunst, des Staats; die Helden der Schlachten der Republik und des Kaiserreichs; die Gesetzgeber und jene, welche der Freiheit Acker rodeten und die Bürgerhoheit, den Baum, welcher stark, grün, ausbreitend seine Zweige über viele Völker, die Hoffnung der künftigen Geschlechter ist, aus dem Keime geweckt, ihn gepflegt und groß gezogen haben, — sie sind hier geselliger zu einander getreten, als im Leben. Liest man die Namen auf den Todtensteinen manches kleinen Raums, wie oft wird da der Gedanke hervorgerufen, daß es wohl

ganz anders um die Welt stehen möchte, hätten die starken Geister ihren Zielen mit vereinigten Kräften zugestrebt, und daß sie viel mehr gewirkt haben würden, hätten sie im Leben so enge bei einander gestanden! Wie stark, wie mächtig, wie unverletzlich würde da das Recht jetzt seyn, für das sie gerungen, wie gedemüthigt das Unrecht, gegen das sie gekämpft, wie fest und unzerreißlich die Fesseln, die sie um die Tyrannei gelegt! Aber die Schlangensaat der Zwietracht, welche die Gegner unter sie geworfen, hat stets ihre Kraft gebrochen, die Arglist der Feinde hat immer wieder die Organismen ihrer großen Schöpfungen zerstört und zerrüttet, ehe sie sich zu beständigen Formen entwickeln konnten, und so ist ihre Zeit aufgegangen in einer Reihe von Zersetzungsprozessen. Es ist unter solchen Verhältnissen noch von Glück zu sagen, daß sich das neue Leben im Keime — das Prinzip der Volkshoheit als rechte Basis der Freiheit — in die Gegenwart herüber rettete.

Der Kirchhof Père la Chaise ist am Ostende von Paris, unfern von der Barriere d'Aulnay. Eine schönere und passendere Lage für die Nekropolis hätte man nicht wählen können. Sie nimmt einen etwa 100 Morgen großen Hügel ein, der trocken, luftig und nach allen Seiten hin frei ist. Auf seinem Gipfel stand ehedem ein Kloster. Ludwig XIV. erbaute nachher ein schönes Landhaus an dessen Stelle und schenkte es mit den reizenden Gartenanlagen seinem Beichtvater, Père la Chaise, einem Jesuiten, von dem es an den Orden vererbte. Hier wurden, zur Zeit der Maria von Medicis, die Pläne zur Protestantenverfolgung entworfen, hier der Widerruf des Edikts von Nantes zuerst vorgeschlagen, hier die schärfsten Pfeile geschmiedet, welche der schlaue, nach Weltherrschaft trachtende Orden gegen seine Feinde sendete, und die finstersten Intriken angesponnen, welche das Glück Tausender vernichteten und Staaten und Völker entzweiten. Nach der Aufhebung des Ordens, 1763, wurde Père la Chaise öffentlich verkauft und es wechselte seine Besitzer von da an sehr häufig. Die splendide, in der Unterhaltung höchst kostspielige Anlage verschlang ein Vermögen nach dem andern, und es wurde sprüchwörtlich, daß, wenn ein reicher Mann sich ruiniren wolle, er Père la Chaise kaufen müsse. Endlich, im Jahre 1801, erwarb die Stadt das Besitzthum und bestimmte es zur neuen Nekropolis von Paris. Die parkmäßige Anlage geschah unter der Leitung Brongiarts. Die Unregelmäßigkeit des Terrains begünstigte eine malerische Anpflanzung; Haine von Cypressen und Trauerweiden wechseln mit Boskets von blühenden Sträuchern und immergrünen Gewächsen und dem sammtnen Teppich der Rasenplätze, unter denen die Tausende schlummern, deren Stätte kein Kreuz oder Abzeichen bemerklich macht. Die höchsten Punkte mit reizenden Aussichten über Paris, Vincennes, Meudon, Montreuil und hundert andere Dörfer und Flecken an den Ufern der Seine und der Marne, sind vorzugsweise den Mausoleen des Ruhms und des Reichthums vorbehalten. Von diesen Punkten ragen Obelisken, Pyramiden, Tempel, Kapellen und Grabmäler aller Formen. Es sind diese Höhen kleinern Vermögen durchaus unzugänglich: denn der Grund und

Boden ist daselbst der theuerste auf der ganzen Erde. Jeder Quadratmeter Flächenraum kostet 450 Franken, der Raum eines gewöhnlichen Grabes über 1000 Franken. —

Die Eingangspforten des Todes — gewaltige eiserne Gitterthore, zu deren Seiten die Leichenhallen mit den Wohnungen der Todtengräber, der Wächter, des Inspektors und eines Arztes sich befinden — sind von Mitternacht bis zum Abend offen, und wer an dieser Pforte weilt, sieht, daß der Tod niemals rastet. — Während Epidemien herrschen, folgen sich öfters ganze Tage lang die Trauerzüge auf dem Fuße, und als die Cholera vor einigen Jahren die Pariser decimirte, zogen die Todten in zwei- und dreifachen Reihen durch die weiten Thore in ihr Reich. Dem Eingang gerade gegenüber steht die Kirche, ein schönes Gebäude. In einem kleinen freundlichen Hause wohnen zwei Kirchendiener, welche bei den Ceremonien administriren.

Zunächst der Kirche fesselt das Grabmal des Abelard und seiner Heloise den Blick. Es ist von einer schönen gothischen Kapelle eingeschlossen, und wurde bei der Errichtung des Kirchhofs aus der alten Abtei St. Marcells hierher versetzt. Leider! beging man bei diesem Anlaß die Roheit, die Gebeine beider Liebenden, die bisher ein Sarg umschlossen hatte, zu sondern und in zwei verschiedene Särge neben einander zu betten. — Zunächst diesem entweiheten, aber prächtigen Denkmal romantischer Vorzeit erhebt sich ein einfacher Stein mit dem Namen Sonnini, des großen Forschers im Reiche der Natur, Büffon's Freund und Gehülfe. Etwas östlicher ragen die Grabmäler Hallé's, des Arztes, und Delambre's, des Astronomen. Hier beginnt der sogenannte classische Grund der Nekropolis, wo jeder Name einen großen Mann der Wissenschaft oder der Kunst andeutet. Mit Ehrfurcht berührt der Fuß die Grabhügel von Hauy, des Mineralogen; Fourcroy, des Chemikers; Bernardin St. Pierre's, des geistreichen Denkers über die Harmonie in der Natur; Visconti's, des Archäologen; Mentelle's, des Geographen; Gretry's, des Componisten; und der Dichter: Jaques Delille, Mercier und Chenier, des Sängers der Freiheit. Delille schläft unter den Blumen eines kleinen Gärtchens; über dem Pförtchen steht schmucklos sein Name. Eben so einfach ist Chenier's Ruhestätte — Name, Geburts- und Todestag ist die ganze Inschrift auf dem Steine Dessen, der fortlebt und fortwirkt, so lange die Gesänge der Freiheit Menschenherzen wärmen. — Die kühne Seglerin der Lüfte, Madame Blanchard, ruht nicht weit von Delille, und nächst ihr der große Beherrscher des Tonreichs, Mehul. Eine Gruppe einfacher Denksteine gehört den Pädagogen und Philantropen an: wir lesen die Hochachtung gebietenden Namen von Hauy, des Lehrers der Blinden; Petit's, des Mitbegründers der polytechnischen Schule; Abbé Gauthier's, des Verbesserers des Elementarunterrichts. Von da wenden wir uns ostwärts zwei Mausoleen zu, welche groß, prächtig und anspruchsvoll, den Wanderer herbeirufen: es sind die Gräber des Marschalls Kellermann und seiner Gattin. — Daneben steht bescheidener die Urne eines Opfers der Treue — des edeln, unglücklichen Labedoyere. Etwas

entfernter schläft ein anderes: der Held Ney, welchen der Tod in 100 Schlachten schonte und die Kugeln gemeiner königlicher Rachsucht fällten. Noch weiter ragt das Monument von Beaumarchais, des witzigen Verfassers des Figaro.

Weiterhin, zur Linken, krönt eine Mausoleengruppe einen Hügel: er ist den Fürsten der Schlachten geweiht, den Männern, welche den corsischen Eroberer auf seinen Weltzügen begleiteten: Massena, dem Unerschrocknen; Lefebre, dem Braven, und dem minder würdigen Davoust, einer Geisel überwundener Nationen. Aber nicht Kampf und Tod für Ehre auf den Schlachtfeldern gibt den meisten Ruhm. Nicht weit von Massena schlummert der größte Mimiker der Neuzeit, Talma, und diesem nicht fern, im stillen Nachthause von schwarzem Marmor, der Abbé Sicard, der den Aermsten unsers Geschlechts, den Taubstummen, die Wohlthaten des Unterrichts und der Bildung errungen hat. Er war der Gründer und Förderer der Taubstummen-Institute, deren Segnungen jetzt die Unglücklichen so vieler Länder genießen. Sicard machte die Menschenliebe groß auf der Erde und für den Himmel.

Näher ihm, näher den Gestirnen, näher dem erhabensten Punkte der Necropolis, wie die Wohnungen verwandter Götter um eine Höhe, gruppiren sich die Grabmäler von Foy, Manuel, Benjamin Constant und Camille Jordan. — Hier weile, o Wanderer, und feiere! — Welchen Sonnentempel des edelsten Strebens bauten diese vier Namen! Welche Wirksamkeit geht von ihnen aus, weit reichend in die Zeitenfernen! Foy: seine Seele erflog die göttlichen Höhen, in seiner Brust standen die Ideale festgebaut und unerschüttert; Manuel: er glaubte, daß die Völker mit ihm reiften und baute an einer seligen Gegenwart; Benjamin Constant: er schürte das Feuer, das die Götzen der Zeit verzehren sollte, bis zur letzten Stunde; Camille Jordan: das große Herz mit den großen Opfern! — Ach, wie ist's nach ihnen so öde und kalt im Tempel der Freiheit geworden! Wo ist nach ihnen der Priester am Altare, der ein eigenes, reiches, inneres Leben in die Opferschale gösse, wie diese? — Wenn, ihr Geschiedenen! wird der Tag kommen, der euern hellen Morgentraum verwirklicht? wenn wird der Todesengel die Felsen sprengen, welche die Resurrektion euerer großen Ideen verhindern? Wenn er kommt, dann wird man eure Herzen in ein Grab legen, und dann wird Alles in demselben vereinigt seyn, was groß ist im Menschen: die Pflicht, das Vaterland, die Freiheit, der Ruhm!

Nahe jenen Vieren und ihnen verwandt im Geiste und im Streben, schläft Volney in einer einsamen Ecke des Friedhofs: Volney, der Verfasser der Ruinen, der Herkules, welcher die Ungeheuer des Glaubens tödtete. Parmentier, der Thaer Frankreichs, hat zunächst seine Halle, und dann folgen zwei Denksteine mit unsterblichen Namen: Molière und Lafontaine.

Im nördlichen Theile des Friedhofs hat der Tod die werthloseste Aerndte aufgespeichert; er ist angefüllt mit Denkmälern von Menschen ohne That, aber mit langen Namen, und die Kunst der Wappenbildnerei war hier sehr fleißig. Er ist das aristokratische Viertel der Todtenstadt, das Stickmuster von farbigen Feldern mit Klauen- und Schnabelthieren aller Art in Marmor und Erz. Nur ein großer Mann hat hier sein Grab: Junot, der menschliche Sieger, der, wenn er in den feurigen Schlachtentod stürzte, im Auge den Feind hatte, im Herzen die Liebe.

Nicht weit von Junot deckt eine Marmorsäule ein gebrochenes Herz: „Gräfin von der Mark" heißen es die goldenen Lettern, eine Prinzessin von Preußen ist es, die illegitime Tochter König Wilhelm's II. — Auch die Gattin des Fürsten Demidoff ruht in Père la Chaise, und der colossale Reichthum ihres Gatten drückt auf das zarte Wesen mit überschwenglicher Marmorlast. Sie starb in der Blüthe des Lebens. — Doch wie oft liegen Traualtar und Grabhügel nahe bei einander, wie oft hat hier Hymens Fackel als Trauerkerze geleuchtet, wie oft gingen hinter diesen Todtenhügeln verwaisten Aeltern ihre ermatteten Ideale zum zweiten Male in den davon ziehenden Söhnen und Töchtern unter! Wie viele Hoffnungsfrühlinge sind hier verschwunden, wie viele Thränen tränkten diese kleine Spanne Erde! In jedem Thautropfen an Bäumen und Blumen kann man eine Perle der Trauer und des Schmerzes liebender Menschenherzen glänzen sehen. —

Stirbt aber nicht seit Jahrtausenden in jedem Jahre ein Frühling, und läßt die Auferstehungshoffnung auf den neuen jemals vergeblich warten? Darum — meine Brüder und meine Schwestern, die wir noch draußen stehen im Abendrothe des Lebens und hinüber blicken auf theure Gräber! — seyd eingedenk, daß die Frühlinge wiederkehren, und seyd getröstet.

„Schweig' denn du o Thräne, die in Wehmuth Trost weint,
Mach' das Herz nicht weich, fließe nicht mehr!
Ist am Ziel denn nicht Vollendung?
Folgt der Grabesnacht nicht junger Morgen?"

(Klopstock's Messias.)

CCCCLXIII. Die Inseln Procida und Ischia bei Neapel.

„Wär' ich ein Crösus oder ein Bettler und hätte die freie Wahl meines Wohnorts auf Erden, ich wählte Ischia!" äußerte Sternberg gegen den Maler. „Ist's wirklich so schön?" fragte Johanne den Neapeler Onkel, der eben in's Zimmer trat. „Du mußt sehen und kannst dann selbst urtheilen!" entgegnete dieser lebhaft. „Der Tag ist heiter, in einer halben Stunde fährt der Dämpfer ab. Wollt Ihr mit von der Partie seyn, so macht Euch fertig!" Majora acclamirte, die Zauderer und Bedächtigen wurden zur Eile getrieben und die ganze Gesellschaft erreichte den Molo gerade in dem Augenblick, als der Dämpfer, ungeduldig, schon schnaufend, die Flügel zu regen begann. Kaum waren wir am Bord, so verkündete ein Kanonenschuß die geschehene Abfahrt.

Das Wetter war schön, doch der Wind nicht günstig. Die See ging hoch und hohl. Erst fuhren wir längs dem Posilippo, dann ließen wir Nisida rechter Hand liegen und schossen dicht vor dem Felskap des Misenus vorbei. Nach einer guten Stunde erreichten wir das hohe Ufer von Procida. Wir landeten bei dem Städtchen gleichen Namens, welches von Menschen und Gewerben wimmelt. Zwei große Hotels waren schon gestopft voll Reisender. Wir konnten kaum ein Unterkommen finden.

Abenteuernde Griechen aus Chalcis und Eretria, zweier Städte auf Euböa (jetzt Negroponte), colonisirten die Eilande des Neapeler Golfs. Der Name Procida (die Verschüttete) deutet den damaligen Zustand des Ländchens an. Ein Erdbeben hatte es zusammen gestürzt und die Ureinwohner waren geflohen oder umgekommen, als die ansiedelnden Griechen kamen. Wie hat es sich seitdem verändert! Procida ist ein Park, ein fruchtbarer Garten.

Wir erstiegen sogleich das königliche Schloß, das hoch über der Stadt auf einem Felsen steht. Hübsche Anlagen umgeben es, in welchen Fasanen aller Art umherflattern. Sie fliegen über die ganze Insel und die strengsten Gesetze verschaffen den Thieren vollkommene Sicherheit. Ihretwillen durften die Einwohner ehedem keine Katze halten, und das ungerechte Königsgebot behielt so lange Kraft, bis die Kinder in der Wiege nicht mehr vor Mäusen und Ratten zu schützen waren. Vom Schlosse hat man eine unvergleichliche Aussicht auf das Meer, über die Inseln, auf Neapel und die Küste.

Nachmittags gingen wir nach Ischia ab; die angenehme Fahrt dauerte eine Stunde. Ischia ist die größte und schönste Insel des Golfs. In Kegelform dem Meere entsteigend erhebt sie sich anfangs sanft, dann aber

DIE INSEL ISCHIA
bei Neapel

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

steil bis zum Gipfel. Die ganze Insel ist in der That blos ein Vulkan, der im Grunde des Meeres wurzelt. Auf der Seite nach Procida hin haben Erdbeben ein Stück vom Eilande abgerissen, und die Trümmer davon, ein Fels, steht in der brandenden Fluth. Ihre Zinne krönt ein Castell, das die Bucht vertheidigen hilft. Eine lange Brücke, kühn über den Abgrund hingeworfen, führt von der Insel hinüber. Unser Dampfschiff schiffte vorbei und landete in Borgo d'Ischia, einem freundlich am Ufer sich hinstreckenden Städtchen. Nahe bei demselben befinden sich warme Bäder, mit einem im artigen Styl gebauten Kurhause und hübschen Gartenanlagen, die im Sommer stark besucht werden. Das Wasser ist salzig und hat einen Geschmack nach Schwefel. An einem kleinen See, nicht weit vom Ufer, steht ein königliches Landhaus, wo sich zuweilen der Hof mit Fischerei vergnügt. Von Borgo machte sich den andern Morgen früh die ganze Gesellschaft zu Esel auf, um das Innere der Insel zu besuchen.

Zuerst ritten wir nach Casamiccia, einem andern Kurort mit warmen Quellen. Die Badeanstalten sind geräumig, leiden aber an dem großen Uebel Neapels, der Unsauberkeit. Wir trafen eine Menge Badegäste aus den untersten Volksklassen, Lahme, Krüppel und Aussätzige an. Vermächtnisse und Stiftungen verschaffen hier über 600 Armen die Wohlthat des unentgeltlichen Gebrauchs der Bäder jedes Jahr. — Lano war unser nächstes Ziel, ein Flecken, der, malerisch an's Ufer gebettet, einen kleinen Hafen hat. Hier hielten wir uns nicht auf, sondern ritten sogleich nach Furia d'Ischia, an der westlichen Seite des Eilands. Der Weg ist reizend. Bald führt er am Meere hin, bald über blühende Thäler oder Hügel, von denen man die Hauptstadt, den Vesuv, die Küste gewahrt, oder eine Fernsicht in den Ocean genießt. Die Gestade des Eilands selbst haben bei jedem Schritt eine andere Scenerie. Hier hängt ein weit vorstehender Fels durch eine schmale Erdzunge mit dem Lande zusammen, dort thürmen sich über den Wellen einzelne Klippen. Daneben erfreut die sorgfältigste Kultur. Jedes Eckchen Land, jeder Felsvorsprung, wo eine Handvoll Erde Platz findet, ist benutzt und angepflanzt. Die Gelände tragen Weinstöcke, die sich unter der Last der Trauben beugen; in den Thälern winden sich die Baumreben um die schlanken Pappeln, um Oliven- und Maulbeerbäume und knüpfen die alternden Stämme mit Laubgewinden zusammen. In geschützten Felsnischen beugen sich fruchtbeladene Feigenbäume; große Kirsch-, Pflaum- und Birnbäume nehmen die rauheren, kälteren Lagen ein. In den Thälern mischen sich die Wohlgerüche der Orangen- und Citronenwäldchen mit den Düften des Jasmins und der Akazie, und an den sonnigsten und trockensten Stellen glühen Granatbäume und recken die saftigen Agaven und die Aloe ihre hohen Blüthenkronen empor. Kaktusarten, mit ihren großen rothen und gelben Blumen, bilden ganze Hecken, oder bekleiden die verwitterte Oberfläche der Lavaströme, welche sich von dem Gipfel des Vulkans nach allen Seiten bis zum Meere hinabstrecken. Viele Gewächse blühen auf diesem warmen Boden, auf welchem nie eine Schneeflocke liegen

bleibt, welche man sonst nur in den Tropenländern findet. Selbst die Baumwollenstaude und das Zuckerrohr kommen fort, und andere gleichzarte Pflanzen verweilen hier, genährt von der fruchtbaren, milden Erde, erwärmt von dem im mütterlichen Schooße glühenden Feuer und von dem kräftigen Sonnenstrahl, der nicht sengt, weil er sich an dem Hauche des Meeres kühlt.

Der nächste Tag war der Besteigung des Monte San Nicolo bestimmt. Unter Begleitung eines Führers und versehen mit frischen Maulthieren machten wir uns früh auf. Anfangs ritten wir zwischen Gartenmauern hin — unter einem Dach von Obstbaumzweigen, die ihre Früchte auf unsern Pfad streuten. So wie wir aber die Gärten hinter uns hatten, ging es steil aufwärts. Je näher dem Gipfel, je unwegsamer wurde es. Ungeheuere Tuffsteinblöcke versperrten öfters den Pfad und wir mußten sie umklettern; an andern Stellen hingen Lavafelsen über unsern Häuptern wie gefrorne Wasserfälle, mit langen Zacken. Fünftehalb Stunden brauchten wir, den Gipfel zu erreichen, und ganz ermattet klopften wir an das Pförtchen der Einsiedelei, wo zwei Patres aus dem Kloster der Stadt abwechselnd ihre Wohnung haben. Sie hießen uns mit Herzlichkeit willkommen und brachten uns einen Krug köstlichen Bergwein und einen großen Laib Waizenbrod mit freundlicher Miene.

Nachdem wir uns gestärkt hatten an den Gaben der gastfreien Mönche, erstiegen wir, von ihnen geleitet, den äußersten, höchsten Rand des Kraters. Leider nahm uns ein umwölkter Himmel die Pracht einer hellen Beleuchtung. Graue Wolken zogen ostwärts; an ihnen sahen wir die Schatten des gezackten Berges, auf dem wir standen; tief unter uns lag das Meer, lagen die andern Inseln, die ausgeschnittenen Gestade Italiens und Siciliens, mit ihren Wächtern — Vesuv und Aetna. Aus beiden stiegen weiße, lichte Rauchwolken empor, die Zeugen ihrer Thätigkeit. Der Vulkan, auf dem wir standen, schlummerte. Nur wenn seine mächtigern Nachbarn Flammen speien und glühende Lavaströme hinabrollen, bei sehr heftigen Ausbrüchen und Erdbeben, gibt der San Nicolo noch Lebenszeichen von sich. Sein letzter eigentlicher Ausbruch geschah vor 500 Jahren.

Der Rückweg war nicht weniger beschwerlich, als die Besteigung, und erst auf der Hälfte des Berges erfreute uns, in der Umgebung der herrlichsten Natur, ein bequemerer Pfad. Zwischen blühenden und fruchttragenden Orangenbäumen öffnete sich zuweilen ein Durchblick auf's Meer, die Inseln, die Küsten. Ein zarter, lichter Dunst, welcher dem südlichen Italien eigen ist, warf einen Zauberschleier über alle Gegenstände und erhöhte die Reize der Aussicht. Mit Anbruch der Dämmerung kamen wir nach Borgo d'Ischia zurück. Der Dämpfer lag schon parat, uns aufzunehmen. Schwärme von Delphinen umspielten das Boot auf der ganzen Fahrt, und nach kurzen drei Stunden saßen wir schon wieder im Salon des Onkels und erzählten einander von der Freude der zwei Tage, die Jeden von uns wie selige Träume durch's Leben begleiten werden.

[illegible] del.

EINFAHRT IN DEN BOSPORUS
vom schwarzen Meere.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildb.

CCCCLXIV. Der Bosporus.

Am Bosporus hält der Genius der alten Welt die Wage, in welcher der Herr des Alls ihre Geschicke nach unwandelbaren Gesetzen wägt. Hier, an dieser Pforte, wo die Kreuzwege der Völker aus einander laufen, wo von jeher der härteste Zusammenstoß der antagonistischen Kräfte geschah, welche die alte Welt erschütterten; hier, wo die Grenz- und Scheidelinien von Ost, West und Nord in einen Punkt sich vereinigen, hier, wo so viele Nationen schlummern und wo die Civilisation dreier Jahrtausende ihr Grab hat: hier ziemt es anzuhalten und einen betrachtenden Blick über die Weltverhältnisse zu werfen.

Nach Sonnenaufgang zuerst! Dort, im Orient, wo alle Geschichte anhebt und die Wiege der Sage ist, sehen wir, gleich versteinerten Wäldern der Urzeit in den Formationen der Erdrinde, noch zur Stunde jene alten Formen, die von dem Vorherrschen des Beharrungs-Prinzips Zeugniß geben. — Es sind drei Kulturen, die sich in den Osten theilen: die mohammedanische, die indische und die chinesische; allen dreien aber ist das Leben erstorben und die todte, feste Form hält die Vernichtung nur eine Zeitlang auf. Alle mohammedanischen Staaten neigen sich zum Falle, die hohe Pforte selbst ist eine Pforte des Niedergangs geworden, und die Nachäffung der europäischen Kultur beschleunigt bloß das Verderben. — Noch rascher und sichtbarer zersetzen Christenthum und englische Herrschaft das uralte Reich des indischen Glaubens; und nachdem China's Thor der britische Dreizack aufgesprengt hat, wird auch hier, wo nirgends geistige Kräfte zum Widerstand vorhanden sind, das Werk der Zerstörung unaufhaltsam sich entwickeln. Wie die alte Kultur untergeht, so sehen wir auch den Reichthum des Ostens schwinden. Die Kunst und Maschinerie des Westens saugen das Gold aus seinem Eingeweide, die Perlen aus seinen Meeren; und wie der Wohlstand der östlichen Völker wegzieht, so wandert auch ihr Wissen aus. Es ist Thatsache, daß man in Europa schon jetzt mehr orientalische Gelehrsamkeit findet, als im Orient selber. — Welches Schicksal erwartet nun die östlichen Staaten in nächster Zukunft? Zerstörung: denn der Prozeß derselben geht vor unsern Augen vor sich. Welche Formen aber werden sich nach gänzlicher Auflösung der alten bilden? Wie weit Christenthum und europäische Civilisation den alten Glauben und die alten Kulturen assimiliren werden, kann Niemand ermessen; nur so viel wissen wir: zerfressen in seinem Innersten, von der auflösenden Gewalt des europäischen Geistes ganz durchdrungen, befindet sich ganz Asien im System der Verwandlung. Die Tage der Verheißung

sind den östlichen Kulturen und ihren Religionen verlaufen. Nur durch das Christenthum röthet sich ein neuer Tag hinter der verhüllten Nacht. Nicht mehr soll die Offenbarung Gottes den dortigen Völkern vorenthalten bleiben, oder verschleiert seyn durch unverständlich gewordene Symbole: eine Saat neuer Erkenntniß soll von oben herab auf die umbrochene Erde fallen. Christus soll unter die Völker des Ostens niedersteigen, er soll gleichsam wiederkehren in die Heimath, von der er ausgegangen, und mit ihm und durch ihn das neue höhere Leben des Orients beginnen. Das Unendliche wird dort auch die Verhältnisse des Endlichen wieder ordnen, die gestörte Harmonie wieder herstellen. Auf dem Grunde, den Gott in die Vesten der menschlichen Natur gelegt hat vom Aufgang bis zum Niedergang, auf diesem Fundament wird sich im Orient die Kirche des Evangeliums erheben und aus ihr das neue Leben erwachsen für die scheintodten asiatischen Nationen. Jahrhunderte mögen darüber verstreichen; aber daß solches geschehen wird, dafür bürgt die Macht, die der Kraft über die Schwäche, dem Lebendigen über das Todte gegeben ist. Es ist gewißlich wahr: die Zukunft des Ostens sproßt aus dem Stamme des Kreuzes.

Von den Ruinen Asiens wende ich den Blick nach Westen. Wie es da braust, wie die Wogen rollen auf dem Menschenmeere, wie es da die Ufer schlägt mit gewaltiger Brandung! Alle Völker sind ergriffen von einer tiefen Gährung im Geisterreiche, und obschon die Fahne des Friedens über die Länder flattert, sehe ich überall den Kampf und Stoß von Gegensätzen und die großen Elemente von Staat und Kirche mit einander im Streit begriffen. Immer mehr Kräfte werden in den Kampf gezogen, und so gewaltig die Aufregung geworden ist, so will doch die Entscheidung nicht nahe scheinen.

Ja, in einer Umwandlung ist auch der Westen begriffen, nur mit dem Unterschiede, daß, während sie der Osten von Außen leidend empfängt, sie sich in Europa selbstständig in dem freien Spiel seiner geistigen, eigenen Kräfte entwickelt. Drei große Gegensätze sind es, die in diesem Kampfspiel vorzüglich thätig werden: die Neigung zur Vergangenheit, oder die Restauration; das Streben, das Bestehende, als rechtlich begründet und angenommen, zu erhalten, die Autorität; und der Neuerungstrieb, der Trieb zu Reform und Fortschritt. Jeder dieser Gegensätze agirt in den gesellschaftlichen Fragen bejahend oder verneinend, und ihr Widerspruch eben ist es, welcher das innere Leben rüstig und wach erhält. Ehedem hielt ein viertes, stärkeres Element den Antagonismus dieser drei gefesselt; so lange nämlich der Glaube seine Banden um sie schlug, war ihrem Widerspruch wenig Raum gegeben. Aber die Kritik hat sie ihnen abgeschlagen, und die Umwandlung von Kirche und Staat im Abendlande ist nun nicht mehr zu vermeiden.

Das scharfe Scheiden und Trennen der Nationalitäten von einander und das Auftreten von Parteiungen im Schooße derselben ist eine Erscheinung, die aus dem Zwiespalte der Prinzipien nothwendig hervorgeht. In

allen Völkern des Westens sind sie thätig; sie sind die Priester, welche das Feuer schüren, aus dessen Asche der Phönix eines neuen gesellschaftlichen Zustandes geschaffen werden wird. Zahllos sind sie; denn jede Meinung hat ihre Vertreter am Altare; doch nicht alle schüren mit gleicher Kraft, und ihr Rang ist ungleich. —

Unter die Fahne der Aristokraten schaaren sich in den Ländern des Westens Alle, welche ausgehen von jenem patriarchalischen Verhältniß, wo der eingewanderte oder erobernde Stammesvater Besitz vom Lande genommen und es in Loosen an seine Angehörigen vertheilt hat, welche dann als Patrimonialherren ihre Hörigen zur Dienst- und wechselseitigen Schutz- und Hülfe-Leistung um sich versammelten. Die Aristokratie leitet das Maaß des Rechts und der Geltung aus dem Grundeigenthum und der Geburt ab, sie will den Staat vorzugsweise aus dem Gesichtspunkte der Bewirthschaftung des Grundgebietes betrachtet wissen. — Ihr feindlich gegenüber haben Diejenigen ihre Standarte aufgepflanzt, welche im Menschen keineswegs einen Appendix der Scholle sehen, und die das historisch-rechtliche Verhältniß des Dieners zum Herrn geradezu in Abrede stellen. Diese Partei, die vor den unzählbaren Schaaren aller Besitzlosen den Schild erhebt, betrachtet die Erde, wie die Luft, als rechtliches Besitzthum aller Menschen; denn, sagt sie, die lebendige Kraft ist höher, als die todte Scholle, welche jener dienen soll, folglich kann diese auch nimmermehr Herrschaft verleihen. Es kann aber, behauptet sie folgerecht weiter, jeder von diesem Gemeinbesitz so viel als Eigenthum zu sich nehmen, wie sein Bedürfniß fordert und er mit seiner Hände Arbeit bemeistern mag, und da nun Kräfte und Bedürfnisse ursprünglich ziemlich gleich unter alle Menschen vertheilt sind, so haben auch alle vom Ursprung her Anspruch auf ungefähr gleiche Loose bei der Vertheilung. Nichtig sind daher jene ersten Besitzergreifungen ganzer Landstriche; nichtig jene Befestigungen solches Besitzstandes durch Gesetze, nichtig und rechtlos alle aus jenem Besitzstand und diesen Gesetzen hergeleiteten Abstufungen und Zustände in der Gesellschaft. Ganz consequent verlangt diese Partei Aufhebung solcher Zustände, welche sie als Ausflüsse der Usurpation und der Tyrannei betrachtet, und dringt auf eine neue, gleiche Vertheilung der Güter der Erde als Grundlage für den Neubau der menschlichen Gesellschaft. Sie erkennt nur den freien Erwerb als rechtliches Mittel an, das Eigenthum zu vergrößern; sie hält die Arbeit, die Kraft, welche mit dem Pfluge die Scholle bezwingt, welche durch die Industrie bewegliche Güter schafft und mit dem Handel die Nationen der Erde verbindet, als der Geltung und Auszeichnung im Staate am meisten würdig. Diese Partei, zu der alle Demokraten der Arbeit, die rührigen Demagogen der Proletarier, die Communisten, kurz die Gleichmacher aller Völker gehören, fühlt sich zum Kampfe auf Leben und Tod mit allen Trägheitskräften der Usurpation berufen und spricht sich, mit logischer Consequenz, das vollkommene Recht zu, nöthigenfalls mit Gewalt jene, nach ihrer Meinung, widerrechtlichen und unnatürlichen Schranken einzureißen, welche die Wiederherstellung der ursprünglichen Gleichheit in Besitz und Eigenthum verhindern und eine hierauf zu basirende Neuconstruktion der Staatsgebäude unzulässig machen. —

Zwei andere Parteien fußen auf geschichtlichem Gebiete. Beide suchen und finden die Normen des Rechts bloß in Dem, was da gewesen ist; und beide kommen dabei bis an Ziele, die sich einander so entgegen stehen, wie magnetische Pole. Der Reaktionair der Monarchie will die fürstliche Macht wieder der Stufe näher rücken, die sie im Alterthum einnahm, wo die Herrscher, mit dem Nimbus der unmittelbaren göttlichen Sendung umleuchtet, auf den Thronen saßen und nicht bloß als Könige den Völkern Gehorsam auflegten, sondern auch als Hirten die Heerden der Gläubigen weideten. Diesen Zustand sieht er als die Quelle der menschlichen Glückseligkeit an, und diesem Born des Heils durch die Reaktion wieder näher zu kommen, dünkt ihn ein würdiges Streben. — Anders Jene, welche den Urpakt der Gesellschaft aus vollkommener Gleichberechtigung der Individuen deduziren, und welche „Frei und gleich wie unsere Väter es waren" als Motto im Schilde haben. — Die Republikaner sind insofern auch reaktionair, als sie darauf hinarbeiten, den Zustand zurückzuführen, welcher in gewissen Lebensepochen der civilisirtesten Völker fast durchgängig zu finden ist; nämlich: den der gleichen Berechtigung aller Individuen unter sich, mit der Delegation der Macht der Gesammtheit an gewählte Magistrate. — Eine fünfte Hauptpartei bewegt die Gegenwart des Westens weniger durch ihre Zahl, als durch die Hingebung, welche viele ihrer Anhänger beseelt; denn manche der begabtesten Geister sind ihr zugethan, und sie sind großer Aufopferung fähig. Diese Partei sieht in dem socialen Gebäude Europa's nur die Ausgeburt des raffinirten Betrugs, und in dem Codex unserer Gesetze nichts als eine untergeschobene Urkunde, welche man den leichtgläubigen Völkern aufgebunden hat, um sie um ihre unveräußerlichen Rechte zu bestehlen. Dieser Betrug habe, sagen sie, Alles auf den Kopf gestellt, alle Begriffe verkehrt gemacht und die Staaten zu Narrenhäusern herabgewürdigt, wo die Wärter die Zuchtruthe führen über die Unglücklichen, welchen man die Zwangsjacke angezogen, und nur der sein ursprüngliches Recht sich vorbehalten hat, welcher allein über dem Gesetze steht. Die Monarchie und ihre Consequenzen sind ihnen eitel Teufelsspuk, und kein Pakt sey mit ihr zu schließen. Tausende sind schon gegen dieselbe ausgezogen, um sie, einen Drachen gleich, zu bekämpfen, und Viele haben ihr Leben dafür hingegeben. Es ist nicht zu leugnen, daß der Tyrannei durch die Anstrengungen dieser Enthusiasten ein großer Theil ihrer Rechte abgestritten wurde, und wo sie anscheinend erfolglos als Opfer fielen, da haben sie Gleichgesinnten ein Beispiel hinterlassen, das immer neue Streiter in den Kampf lockt. — Noch zwei Parteien recken ihre Häupter aus der Menge und man sieht sie allenthalben, von den Säulen des Herkules an bis zum Theiss, und vom Niemen bis zum Adour. Beide stehen auf dem Rechtsgebiete und gerade einander gegenüber. Die Servilen, überall fast ausschließlich aus der Masse der Bedienstigten bestehend, nämlich aller der Leute, welche aus dem Borne der Macht ihres Leibes Nahrung und Nothdurft schöpfen, lassen die Pflicht, aus der bestehenden Autorität abgeleitet, als die alleinige Norm ihrer Handlungen gelten, und sie stellen den Gehorsam, als selbstgemachten Abgott, der persönlichen Freiheit gegenüber, welche sie unbedenklich aufheben und vernichten. Die Autorität der

Herrscher steht ihnen als eine Thatsache da, ruhend auf sich selber und, wie der orthodoxe Glaube, alles Grübeln abweisend. In die Worte *Sollen* und *Müssen* löst sich ihre Symbolik auf. Mit jenem wollen sie durch die moralische Nöthigung die Menschen zwingen, mit diesem durch die physische, und ihre ganze Staatskunst hat kein anderes Ziel, als jedes Widerstreben, wenn nicht unmöglich, doch *fügsam* zu machen. Während die Aristokratie das *Gewaltrecht* am liebsten von der *Grundherrlichkeit* ableitet, so thut der Servilismus solches vorzugsweise und consequent vom *Schwerte*, als dem Werkzeuge, welches die *Subordination* in die *festesten Formen* zwängt. Gehorsam allen Diktaten, welche dem Munde der Autorität entfahren, versteht diese Partei, der Macht gegenüber, nur die *Bejahung* zu gebrauchen, und jeder Laut, den sie von sich gibt, ist ein Echo von dem schallenden Hauche, das vom Throne ausgeht. Sie anerkennt nirgends im Individuum eine *selbstständige Freiheit*, ja, der Begriff von einer solchen kann ihr gar nicht innewohnen. Sie will nur *Unterthanen* (Hörige), *keine Staatsbürger*, und jede Handlung des Individuums bedarf, um zu *Recht* beständig zu werden, unerläßlich der höhern Ermächtigung. Der Monarch von *Gottes Gnaden* ist, nach *ihrer Lehre*, die *Ursache* von Allem, was im Staate geschieht, alle Gewalt ist nur *von ihm* hergeleitet, folglich ruht auch die *gesetzgebende* Macht *nur in ihm*. Er selbst ist über dem Gesetze, weil er nicht Herr und Diener zugleich im Staate seyn kann. Da nun, nach der Lehre der Servilen, kein Untergeordnetes seine abgeleitete Autorität gegen ihre Quelle richten kann, so kann auch keine sogenannte Volksvertretung der Majestät eine Grenze setzen. Die öffentliche Meinung verdammt sie als eine frevelhafte Phantasmagorie, und den Geist des Fortschritts als einen verbrecherischen Geist des Widerspruchs, den man durch alle Mittel niederhalten und niedertreten müsse. *Constitutionen* sind ihr ein Greuel, oder ein Tand, welchen man den Völkern zu Zeiten, wie ungezogenen Kindern, zur Beschwichtigung reicht, die *Zurücknahme* aber sich jeder Zeit vorbehält; sie macht die Wiederabschaffung verliehener Verfassungen bei gelegener Stunde zur erhabenen Fürstenpflicht. Wer aber constitutionelle Rechte zur *Wahrheit* machen und sie gebrauchen will, der ist ein *Rebell*, und jede Verfolgung, jede Schändlichkeit gegen ihn stempelt die Servilität zu einem Akt der Gerechtigkeit. Allwärts ist diese Partei stark an Zahl, an Intelligenz und noch stärker an Macht; denn vom Minister bis zum Gassenvogt und vom Feldherrn bis zum Trommelschläger hat die Hauptmasse der Bedienstigten ihrer Fahne zugeschworen. Sie steht eng zusammen, wohlgerüstet, wie ein compakter Phalanx gegen die anderen Parteien. Sie hat auch das Waffenrecht mit Schwert und Rede sich fast überall allein zugesprochen, und fälscht die öffentliche Meinung nach ihrem Wohlgefallen. Jeder Fürstenhandlung kommt sie mit unbedingter Bewunderung, jedem Machtgebot mit freiwilligem, gläubigem, ehrfurchtsvollem Gehorsam entgegen, ein starkes Band der Gemeinschaft hält sie umschlungen, und ihre Glieder sind jeder Zeit bereit, sich wechselseitig zu schützen und zu stützen.

Den Servilen gegenüber haben die Liberalen ihr Feldlager aufgeschlagen. „Thoren ihr," rufen diese jenen höhnend entgegen, „glaubt ihr denn, ihr könnt den Staat zu einem Zuchthause machen, und wenn ihr's könntet, wir ließen euch gewähren? Euer Wille ist wohl arg, aber die Kraft ist ihm nicht gewachsen. Die Zeiten sind vorüber, wo religiöser Aberglaube und die Unwissenheit das böse Spiel euch möglich machen und die Völker sich einhegen und scheeren ließen in euern Schäfereien, ohne nur Papp zu sagen. Der Sand eurer guten Stunde ist längst abgelaufen, die Macht hat ihren Nimbus verloren, sie muß auf Dornen statt auf Lotterkissen sitzen, das Schwert der Gewalt ist stumpf und hat keine Schrecken für unsere Reihen. Alle eure Pläne macht die unaufhaltsam fortschreitende Intelligenz der Völker zu Schanden, alle eure Anstrengung ist verlorene Mühe, jeder Schwertschlag, den ihr thut, führt eine Niederlage für euch herbei, jede Bewegung, die ihr macht, gibt Terrain verloren. Vergleicht einmal, damit euch der Muth entsinke, Jetzt und Sonst! Was ist aus der Majestät im europäischen Abendlande seit 5 Dezennien geworden? Fühlt ihr nicht den Boden wanken unter euern Füßen? Und seht, diese Veränderung ist hauptsächlich unser Werk. Wir haben die Despotie von den Thronen gestürzt und durch die Verfassungen den Mißbrauch der Gewalt unmöglich gemacht. Mit jeder Constitution, welche wir euch, welche wir der Monarchie abgerungen, ist auch das Prinzip des socialen Urvertrags unzertrennlich verbunden, und obgleich ihr es mit tausend und abertausend Klauseln und Vorbehalten verhülltet, oder zu entkräften suchtet: immer scheint es durch und bringt sich in günstigen Augenblicken zur höhern Geltung. Auch die schlechtesten Verfassungen geben den Staatsangehörigen gewisse Rechte und ziehen um den Willen der Alleinherrschaft gewisse Schranken. Was wir bis jetzt errungen haben, ist schon so viel, daß es uns die Gewährschaft künftiger vollständiger Siege gibt." — Mit solchen Reden treten die Liberalen gegen die Servilen auf, ja sie spielen gegenwärtig im europäischen Abendlande überall ihr Spiel mit aufgelegten Karten. Offen verkündigen sie, der Socialpakt müsse überall eine Wahrheit werden und seine Interpretation dürfe darum nicht mehr einseitig den Fürsten zustehen. Dem Volke deduziren sie dazu das Recht aus der Theorie des Urvertrags, und indem sie den Satz vertheidigen, daß einer Nation, als einer zum Staatszweck vereinigten Vielheit von Individuen, die Souverainität ausschließlich inhärire, welche nichts anders sey, als der Ausdruck des nationalen Gesammtwillens, so sprechen sie dem Volke auch die höchste Funktion der Souverainität, die Gesetzgebung, allein zu. Nur dem gesetzgebenden Volke, sagen sie, schulde das Volk Gehorsam. Die liberale Partei anerkennt nirgends im Gebieter eine dynamisch innewohnende Kraft, aus höherer Wurzel hervorgegangen und mit göttlicher Vollmacht ausgerüstet: sondern nur die Summe von der Einzelmacht und den Einzelrechten der Staatsglieder; ein Kapital gleichsam, aus dem Scherflein vieler Einzelner erwachsen. Der Fürst ist also, dieser Lehre nach, ein Ausfluß des Volks, nicht das Volk ein Appendix des Fürsten, wie es die Servilen wollen. Zwischen dem Volke, das gebietet, und dem, das gehorcht, stellen die Liberalen die Regierung als Mittelmacht, theil-

nehmend gleichsam an der Natur des Thätigen und des Leidenden. Sie ist ihnen die Kraft, welche die Beschlüsse des Gesammtwillens in Vollzug setzt, und ihre Kraft und Macht fließt aus dem Brunnen aller Autorität, der Volkssouveränität, allein. Im Staate der Liberalen ist die Staatsform Nebensache, und je nachdem die Mission des Vollzugs der Akte der Volkssouverainität an eine Person, oder an eine Minderzahl, oder an eine Mehrzahl von Personen, gestellt ist, wird von ihnen der Staat monarchisch, aristokratisch, oder demokratisch geheißen werden.

Es kann nicht geleugnet werden, daß unter allen Parteien, welche die Völker des Westens bewegen, die liberale diejenige ist, welche täglich ihre Macht erweitert und Siege gewinnt. Ihr gehört die Zukunft vorzugsweise an; sie ist die eheliche Geburt der Zeit, folglich ihr rechter Erbe. In den Völkern des Westens liegt eine unverwüstliche, sich immer neu gebärende Richtung zur Demokratie, und dahin drängt auch, Vielen bewußtlos, vorzugsweise das Streben der Liberalen. Das Christenthum selbst enthält so viel demokratischen Gährungsstoff, daß es jeder Zeit jenen Bestrebungen mit zur Unterlage dienen kann, und es ist daher nicht zu verwundern, daß auch in der Kirche die Meinung Platz zu greifen anfängt, Christenthum und Demokratie könnten sich einander heben und unterstützen.

Während so die Ideen sich bekämpfen und auf dem Schlachtfelde der Meinungen sich Siege und Niederlagen folgen, treten die praktischen Fragen der Zeit entschiedener in den Vorgrund und werden zum Tummelplatz streitender Kräfte. Die Richtung der Massen ist mehr als jemals eine weltliche geworden und zielt auf eine gänzliche Umgestaltung der Verhältnisse hin. Nachdem in den meisten Staaten des Westens die reicheren und höheren Klassen durch die Verfassungen die Freiheit errungen, oder unter den monarchischen Formen zur Herrschaft gelangt sind, sieht man diese mit den Bedürfnissen des Volks in einen bedenklichen Zwiespalt gerathen. Die niedern und ärmern Klassen fangen an, sich zu constituiren und zu organisiren; die Phalangen des Communismus stellen sich den geschlossenen Reihen des Reichthums und der Geburt drohend gegenüber. Es lassen sich die Fragen über das Wohl und Wehe der untern Klassen nicht mehr durch Concessionen gegen die demokratischen Ideen, durch Sophistereien und Deklamationen beschwichtigen. Die Quantität des Unterrichts, welche man da und dort den Massen hingegeben hat, sie reichte gerade aus, sie zum Bewußtseyn ihrer Lage und zum Nachdenken über die Ursachen derselben und über die Mittel zur Abhülfe zu bringen. Seufzend unter dem Drucke raffinirter Abgaben-Systeme, die gerade in den entwickeltsten Ländern und Völkern die untern Klassen am härtesten und so treffen, daß sie sich nie aus der Dürftigkeit erheben können, verlangen sie fest, beharrlich, drohend gründliche Abhülfe ihrer Beschwerden und Leiden. Die Umgestaltung der Gewerbe, welche sich dem persönlichen Geschick des selbstständigen Arbeiters mehr und mehr entfremden und in den Dienst des Kapitals und der Maschinen treten, und die überall steigende Bevölkerung mehren die Noth, nähren die Unzufriedenheit, und drängen immer stärker zu Katastrophen und Umwälzungen.

Nach Norden wollen wir nun schauen! Dort ist Rußland, Rußland, der gewaltige Drache, der seinen Leib über drei Welttheile hinstreckt und unter jeder Schuppe ein anderes Volk verbirgt. Wie jenes Ungeheuer der Sage, das, aus dem Nilschlamm geboren, mit der hintern Hälfte noch in der Wandlung begriffen war, während die vordere schon vollendet von der Erde sich erhob, wächst und gestaltet sich der russische Staat und er wird immer größer, indem er neue Barbarenstämme in den Kreis seiner Kultur zieht. Jahrhunderte lang ein Schauplatz der scheußlichsten Tyrannei, welche seine Geschichte mit den furchtbarsten Greueln bedeckt hat, ist dort dem herabgewürdigten Volke der Despotismus eine Wohlthat, und eine andere Gewalt, als die der Alleinherrschaft, undenkbar. In Rußland ist nichts von den Elementen zu finden, welche die Faktoren in der Geschichte der abendländischen Völker machen. An seinem Adel ist nichts zu sehen von jenem ritterlichen Geiste, der mit kühnem Stolze sich unterordnet und mit dem Herzen sich unterwirft; nichts von jener romantischen abenteuerlichen Stimmung, welche zu hochsinnigen Thaten treibt und auch nichts von jener höhern Liebe, welche das Leben veredelt. An seiner Kirche sind keine lebendigen, treibenden Kräfte zu finden; Alles stehend und erstarrt, ohne eigentliches Lebensprinzip, nur im Festhalten an ihrer dunkeln Symbolik Fortdauer suchend, erscheint bei ihr das lebendige Christenthum wie eine Pflanze, die erstarrt ist unter einem rauhen Himmel. Die russische Kirche bietet keinerlei Unterricht dem Volke, und in gänzlicher Abhängigkeit vom Staate lebend, dessen Selbstherrscher die kirchliche Obergewalt an die weltliche knüpft, ist sie dem Staate leibeigen, wie der Bauer seinem Gutsherrn. Das Volk Rußlands ist Sklave durch Gesetz, Gewohnheit und Erziehung. Nichts sein Eigen nennend, dem Grundherrn hörig wie ein bloßes Hausthier, ohne Stolz, ohne Selbstgefühl, ohne Gemeingeist, aber dennoch im Besitz von Tugenden, die am lautesten gegen seine Unterdrücker zeugen, ist es ein stets williges Werkzeug der obersten Macht. Auf solchen Elementen nun hat die Autokratie sich mit nordischer Härte ihren Thron gebaut, auf dem seit mehren Menschenaltern begabte Geister sitzen, welche mit starker und gewandter Hand die Geschicke ihres ungeheuern Reiches zügeln und nach großen Zielen lenken. Während die russische Autokratie auf der einen Seite die allmählige Emanzipation der Leibeigenen einleitet und den Bauer gegen die Gutsherren in Schutz nimmt, während sie jedes Gelüste des Adels, aus seiner erniedrigenden Stellung, dem Throne gegenüber, herauszutreten, mit unerbittlicher Strenge zu Boden schlägt und den höchsten Ständen die Sklavenkette am härtesten fühlen läßt, verfolgt sie mit eiserner Consequenz den Plan, alle ihrem Scepter unterworfenen andern Völker dem einen großen Russenvolke in Glauben, Sprache, Art und Denkweise vollständig zu assimiliren, und die großartige, historische Bahn zu verfolgen, für welche Peter, der Gigant, die ersten Züge entworfen hat. Rußlands ungeheuerer Leib drückt mit gleichem Gewicht auf Ost und West, und mit superkluger Arglist sieht man es überall hin geschäftig, seine Macht zu mehren und sich für die Gelegenheit zu rüsten, in dem europäischen Rathe die Diktatur zu erlangen und zugleich bei'm Absterben der orientalischen Reiche dort der Schwert-Erbe zu werden. Zwar wird die Politik nicht unterlassen, den nahenden Sturm

durch Zuspruch noch ferner zu beschwören, wie sie bisher gethan hat; ist aber das russische Schwert in dieser Sache einmal gezogen: so ist keines Menschen Geist fähig, das Ende dieses Streits zu ermessen. Europa würde dann wieder zum Feldlager werden und die Fürsten zu Kriegsobersten. An Rüstzeug zu einem solchen Kriege hat der Friede es nirgends fehlen lassen. An Flinten, Bajonetten und Kanonen ist kein Mangel irgendwo, und es harren die Gewappneten des innern Unfriedens nur des Steins, geschleudert auf des Schicksals Ruf, um sich wechselsweise zu erwürgen. Rußland kann ihn jeden Tag schleudern, und es wird ihn schleudern, sobald es den Assimilationsprozeß mit den ihm hörig gewordenen Völkern vollendet hat und es ihm gelungen ist, den polnischen Wurm, der ihm am Herzen nagt, vollends zu zerdrücken, und den Heldenmuth der kaukasischen Völker im Kosakenblut zu ersäufen.

Das ist in wenigen Zügen die Perspektive der West- und Ostwelt, wie sie ein Blick an ihrer Pforte gewährt. Aber — ich sehe auch einen ernsten, strengen Geist auf dem Stuhle mitten in diesem chaotischen Treiben sitzen, einen Geist, auf dem mein Auge mit Vertrauen ruht. Es ist der Geist, der seit Anbeginn der Welt jedem Vergehen seinen Tag gesetzt, der mit jedem Frevler zu Gericht gegangen, der jedes Unmaaß in seine Schranken zurückgewiesen und jeden argen Willen rechtzeitig gebrochen hat. Vor ihm vergehen Die, welche sich ihrer Listen freuen, kommt der Hochmuth zu Fall, zerrinnt die ungerechte Gewalt, wenn ihre Stunde gekommen ist, und findet alle Unbill und alles Unrecht sein Maaß der Vergeltung. Nichts ist je vor ihm bestanden, denn die Wahrheit, das Recht, die Billigkeit und das sittliche, rechte Maaß. Mögen anarchische Gelüste unter jeglichem Vorwande auf's Neue versuchen, die Welt zu verwirren; mögen despotische Instinkte in der Finsterniß Werke des Trugs und der Arglist, der Gewalt und des Unrechts verüben: jener Geist, der in unsern Tagen schon einmal so wunderbar und herrlich Urtheil gesprochen und das aus allen Fugen getretene Gebäude neu geordnet hat, er wird auch jetzt und künftig neue Kräfte erwecken, welche die dämonischen Mächte niederwerfen, ehe ihre Pläne zur Ausführung gekommen. Er wird dem Kriegsgott die Hände gebunden halten, und eine friedliche Lösung der Fragen, welche die Welt beunruhigen, wird ihm keine Unmöglichkeit seyn.

CCCCLXV. Stonehenge in Wiltshire (England).

Dicht verschleiert liegen die Anfänge aller Geschichte im Schooße vergangener Jahrtausende. Einige wenige Sagen, deren Zeiten weit von einander abstehen, schweben uns vor, und Entfernung und Finsterniß hindern das klare Erkennen. Nur zu häufig bleibt die Forschung unschlüssig, ob das, was sie zu sehen glaubt, wahre, oder bloße Traumgestalten seyen.

Zu den dunkelsten und noch unbekanntesten Regionen der Forschung gehört das Gebiet des britischen Alterthums. Albions Götter verließen ihre Völker auf der Schwelle der Durchgangspforte aus dem Naturreiche in's Reich des Geistes, und ihre Priester, die einzigen Inhaber der Geschichte, die Bewahrer der Traditionen, verschwanden im Vorhofe des Tempels des Weisen von Judäa. Sobald der Geist in die der römischen Eroberung vorangehenden Zeiten zu dringen strebt, vergehen auch die letzten geschichtlichen Spuren und finstere Nacht macht jede Untersuchung zu Schanden. Von dem Daseyn gewesener Kultur reden inzwischen untrügliche Zeugen; allenthalben trägt noch der Boden, auf welchem sie bestand, auf welchem die Menschen, die ihr angehörten, lebten, ihre Spur; noch weht der Geist, der das britische Alterthum erfüllte, aus Denkmälern unser Geschlecht an und gibt uns eine Vorstellung von der zwar rohen, aber gewaltigen Willenskraft, welche sie erzeugt hat.

In den nördlichen Gegenden Englands, in Irland und den südschottischen Grafschaften, sind die meisten und besterhaltenen Monumente jener ältesten Kultur vorhanden. Zu den merkwürdigsten und wahrscheinlich auch zu den alleraltesten gehört das, von dem wir eine Abbildung vor uns haben.

Zwei Stunden von der Stadt Salisbury in Wiltshire streckt sich eine weite, wenig bebaute Fläche aus. In der Mitte derselben ragt, wie eine Schaar Giganten, ein Doppelkreis von theils aufrechtstehenden, theils umgeworfenen Felsblöcken von so großen Dimensionen, daß man nicht begreifen kann, wie es möglich war, sie aus einer unbezweifelt weiten Entfernung an diesen Ort zu schaffen und aufzurichten. Die größten Steine sind 28 Fuß hoch und wiegen über 70,000 Pfund. Der Obelisk von Luxor, das Wunder der Pariser, ist nicht viel größer an Masse, und hier sind über vierzig solcher Obelisken neben einander aufgerichtet. Ursprünglich standen stets zwei zusammen, auf welchen ein dritter Felsblock, als Balken, lag, so daß die drei ein Thor bildeten. Viele haben noch diese Stellung; andere liegen umgestürzt am Boden.

Ueber die Bestimmung dieses gewaltigen Baues, der nur durch die vereinte Anstrengung Tausender erstehen konnte, sind die Meinungen getheilt. Manche wollen sie für einen Tempel halten und suchen in der Mitte

C. Reiss del.

STONEHENGE

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbgh.

C. Reiss del.   B. Metzeroth sc.

BERGFESTUNG LESSEILLON UND DIE CENIS-STRASSE

in den Savoy'schen Alpen.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildh.

das Innere den heiligen Heerd, wo die Priester den Göttern opferten; Andere halten sie für Orte, wo die Häupter des Volks das Volk versammelten, Recht sprachen und über seine Angelegenheiten berathgten. — Denkmäler gleicher Form gibt es zwar mehre in England und Schottland; keins aber ist so groß, als das von Stonehenge, auf welches der Reisende mit um so größerer Bewunderung hinblickt, wenn er die Mittel erwägt, die Denen zu Gebote standen, welche ein so ungeheures Werk zu Stande brachten.

CCCCLXVI. Die Bergfeste Lesseillon

an der Straße über den Mont Cenis in den Alpen.

Es liegt in der Natur des Kleinen und Gemeinen, daß es alles Große und Außerordentliche, zu dem es sich nicht erheben kann, zu sich herabzuziehen sucht. Bis zum Höchsten, was die Menschheit ehrt und die Geschichte kennt, hat die Schlange der Verleumdung sich kriechend und schleichend hinaufgewunden, um es mit ihrem Gifte zu bespritzen. Für die Wahrheit dieses Satzes Zeugen aus allen Zeiten aufzurufen, wäre ein Leichtes. Hier sey nur Einer genannt: — Napoleon. —

Als dieser Herkules der Neuzeit das wilde Roß der Revolution bestiegen und von ihm herab der erstaunten Welt die Commandoworte zudonnerte, welche so viele Jahre lang ihren Gang leiteten und dem Strome der Geschichte sein Bett anwiesen: wie sank da Alles um ihn, vom Fürsten bis zum Bettler, in den Staub und ehrte ihn wie einen Gott! Und als er, Unerreichbares zu erklimmen trachtend, herabgestürzt wurde von Gotteshand — wie hat man ihn dann behandelt! Aber so ist und so war er immer, der gemeine, schlechte Haufen in Lumpen und in Purpur! Er kennt keinen andern Götzen, als den Erfolg. Nach solchem betet er an, oder ruft Kreuzige! — Nicht so der edlere Mensch. Dieser richtet seine Mitmenschen nach ihrem Streben und nach den von ihnen dabei angewendeten Mitteln; er wägt ihre Thaten auf der Wage der Tugend und des Rechts und spricht darnach sein Urtheil. Vor einem solchen Richter erscheint Napoleon groß im Beginn, klein und verwerflich im

Glück, ein Heros im Unglück. Aber über den höllischen Irrthum, welcher Napoleon seinen Messiasberuf für die Völker verkennen ließ, weint er bittere Thränen, und die Trauer darüber begleitet ihn bis in's Grab.

Napoleons Geist ist der Erde entrückt. Ueber drei Lustren schon heulen Sturm und Wogen um sein einsames und leeres Felsgrab, seit drei Jahren brennen die Kerzen an seinem Sarge im Dome der Invaliden: — doch tausend Denkmäler zeugen von seinem Leben uns wie den fernsten Geschlechtern. Zu dem dauerndsten unter allen gehört auch das, welches der Stahlstich versinnlicht. Von den vier großen Alpenstraßen, durch welche Napoleon Frankreich, die Schweiz, Savoyen und Italien verknüpfte, indem er die festesten und höchsten Scheidewände niederriß, welche die Natur, Völker und Reiche trennend, aufgerichtet hat, ist, nächst der Simplonstraße, die, welche über den Mont Cenis führt, die bewundertste, die herrlichste. Sie geht von Chambery, Savoyens Hauptstadt, über Langlebourg nach Susa und Italien, durch einen wilden, an pittoresken Naturscenen reichen Strich der Alpen. Der Nacken des Mont Cenis ist ihr Hochpunkt; derselbe liegt 5900 Fuß über dem Meere, nicht fern von der Grenze des ewigen Eises. Früher war der Alpenübergang von dieser Seite lebensgefährlich und nur in der günstigsten Jahreszeit möglich; über die steilsten Strecken mußte sich der Reisende auf Tragsesseln fortschaffen lassen, oder sich dem Rücken des kletternden Maulthiers anvertrauen: — jetzt befahren die größten Lastwagen den prachtvollen Heerweg und steigen auf und ab mit wenig Beschwerde, oft auf langen Mauerterrassen an den schauerlichen Abgründen hin, oft durch ausgehöhlte dunkle Gänge und Gallerien, oft auf kühn gesprengten Brücken und Viadukten.

Unser Bild hält uns eine der schönsten Partieen dieser Napoleonsstraße vor's Auge. Nähert man sich auf der Route von Chambery nach Turin dem Mont Cenis jenseits der kleinen Stadt St. Michel, so windet sich der Weg durch ein langes, schmales Defilé, dessen Tiefe die reißende, den Gletschern des Mont Iseran entströmende Arc durchbraust. Hinter dem Dorfe Moduna klettert die Straße im Zickzack an der Bergwand hinan und erhebt sich endlich hoch über die schwarze Schlucht. Auf dieser Stelle bietet sich eine prachtvolle Vista auf die Alpenwelt dar. Wie die erstarrten Wogen eines sturmbewegten Meeres erheben sich Berggipfel hinter Berggipfeln, knüpfen sich Thäler an Thäler. Die ganze Kette der savoy'schen Hochalpen — links von des Montblancs glänzendem Haupte, rechts vom Mont Genièvre begrenzt, gerade vor sich des Mont Cenis königliche Pyramide — breitet sich in einem Halbkreise von 30 Stunden Länge vor dem Wanderer aus. Das Blendende der beschneieten Alpenhörner und der sonnigen Matten wird noch gehoben durch das dunkle Grün des Tannen- und Kiefernwaldes, welcher an der Bergwand, an der die Straße hinzieht, hinaufgewachsen ist, und durch die finstere, sehr tiefe Schlucht unter ihm. Jenseits ragt Felsgebirg, und auf dessen breiten Rücken lagern sich, furchtbar und schreckend, die Werke des Forts Lesseillon mit ihren in acht Batterien

C. Reiss del.

DIE MEERENGE VON GIBRALTAR

terrassenförmig über einander geschichteten Feuerschlünden. — Es ist auch ein Bau Napoleons und seines Riesengeistes würdig.

Die Veste wurde angelegt, um für Frankreich als ein Bollwerk auf der Straße zu dienen, welche nach dem Herzen des Reichs führt. In Sardiniens Händen ward ihre Bestimmung eine andere. Jetzt ist die Festung ein gegen Frankreich gerichteter Schild; er deckt eine fremde Brust und macht den Paß selbst zu einem Thore im Süden Frankreichs, welches der Nachbarstaat nach Gefallen öffnen und verschließen kann. So kehren sich oft die Mittel, welche der Mensch ergreift, in der Hand des Schicksals entgegengesetzten Zwecken zu und das, womit er sich zu nützen gedachte, gereicht ihm oft zum Nachtheil, manchmal zum Verderben.

CCCCLXVII. Die Meerenge von Gibraltar.

Im Kindesalter der Erde reichten die beiden Welttheile, Afrika und Europa, sich schwesterlich die Hand. Das Meer fluthete nicht zwischen den Säulen des Herkules; ein Damm von hartem Fels knüpfte die Erdvesten zusammen und schied das Mittelmeer, damals ein großer Binnensee, von dem atlantischen Ocean. Erst in einer jener spätern Perioden, wo die Kräfte der Tiefe sich von den Banden, welche sie gefesselt hielten, losrissen, bei einer der Katastrophen, in welchen Erdbeben und Durchbruch des unterirdischen Feuers die Erdoberfläche veränderten, stürzten die Felsmauern nieder und die Gewässer der beiden Meere vereinigten sich über ihren Trümmern.

Nach diesem Ereigniß kamen und vergingen viele Aeonen, ehe die Zeit eintrat, wo der Hauch der schaffenden Allmacht die Saat des Menschengeschlechts über die Erde blies und Völkerkeime aus dem Boden der Länder stiegen, wuchsen und sich verbreiteten. Seit jener Zeit ist die Enge von Gibraltar nicht bloß eine Land- und Meerscheide, sie ist auch eine merkwürdige Völkerscheide geworden. —

In zwei Strömen war die Kultur von Morgen nach Abend vorgedrungen: vom Euphrat floß der eine durch Aegypten und Nordafrika, der andere, nachdem er am griechischen Olymp Läuterung empfangen hatte, breitete sich langsam in Westeuropa aus. Beide — jeder mit eigenthümlicher Färbung begabt — hatten an den Säulen des Herkules den ersten Zusammenstoß, und es wurde dadurch der gallenbittere Krieg zwischen

Afrika und Europa entzündet, welcher im Laufe zweier Jahrtausende die edelsten Lebenskräfte der größten Nationen der beiden Welttheile innerlich aufrieb und zerrüttete. In Spaniens Feldern würgten sich Rom und Karthago, und nachdem Sieger und Besiegte verblutet und untergegangen waren, brach über die Meerenge von Gibraltar der heißhungrige Löwe der Wüste in die Christenheit des Westens. Der grimme Gaukler im Hedschaz hatte ihn aufgescheucht, und wie der Gluthwind aus der Sahara, so kamen die Sarazenen aus ihren Einöden herüber gestürmt, um in Spanien eines der vier verheißenen Paradiese in Besitz zu nehmen. Es dauerte auf der pyrenäischen Halbinsel viele Jahrhunderte lang der größte Streit, den die Erde noch gesehen, bis endlich der Löwe des Islams vor der himmlischen Jungfrau aus dem Felde weichen mußte. Gebrochen war fortan die Kraft des Orients. Die Trümmer seiner Schaaren flohen über die Wogen in ihre Heimath zurück. Die Meerenge machte seitdem die Scheidewand zwischen Bibel und Koran, zwischen der Kultur des Ostens und des Westens. Auf dem einen ihrer Gestade steht das Kreuz, auf dem andern der Banner des Propheten. Die Pforte des Abendlandes aber ist ihm für immer verschlossen und die ehemaligen Weltstürmer sind in friedliche Nachbarn umgewandelt, oder sie tragen (wie in Algerien) das Joch eines christlichen Königs. Calpe, die alte, schwer gerüstete Europasburg, bedroht nicht mehr feindlich den Orient. Unter der flatternden Flagge Albions singt dort der Brite sein „Rule Britannia“ und sieht stolz herab auf die wechselnden Schicksale Spaniens und auf das eigene, innere, tiefbewegte Leben des Weltstaats, dem er angehört; den afrikanischen Nachbar, den sonst so gefürchteten, würdigt er kaum eines Blicks, denn er ist, ihn mit seinem Maßstab zu messen, in der That zu klein und geringfügig geworden. — Seitdem der große Streit Europa's mit dem afrikanischen Atlantiden ein völlig abgeschlossenes Drama ist, seitdem ist Gibraltar's und seiner Meerenge Bedeutung allmählich in ganz andere Beziehung getreten. Unter britischem Scepter ist aus einem Bollwerke Europa's gegen Afrika eine Citadelle im britischen Weltreiche geworden, mit der es den Schlüssel zur Pforte des Mittelmeers an seinen Dreizack knüpft, und wodurch das Gewicht seiner Macht in's Ungeheuere wächst, ja eine Menge Nationen und Staaten abhängig werden von seinem Willen. Gibraltar's Besitz verleiht England die Diktatur in den Angelegenheiten vieler Länder Westeuropa's und zugleich das Recht, die Geschicke des Orients zu leiten.

Das schöne Bild, welches diese Worte begleitet, zeigt das 1600 Fuß hohe, unersteigliche, europäische Felsgestade da, wo die Meerenge die geringste Breite hat. Jenseits sieht man die afrikanische Küste *).

*) Die Festung Gibraltar ist im III. Bande S. 16 beschrieben.

CCCCLXVII

J. Reise del.

LIVERPOOL

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

CCCCLXVIII. Liverpool.

Am Ende des Jahres 1561, des dritten Regierungsjahres der Königin Elisabeth, vereinigten sich die Bürger eines kleinen Fleckens in Lancashire in dem räucherigen Saale ihres Gemeindehauses und entwarfen eine unterthänige Bittschrift wegen Stundung einer Summe von 5 Pfund und 12 Schillingen, welche sie jährlich an die königliche Steuerkasse zu zahlen hatten. „Diese arme, herabgekommene Stadt," sagten sie in ihrer Bittschrift, „wird sich nie wieder erheben, und wenn Ew. Majestät nicht einen Blick des Mitleids auf sie zu werfen geruhen, wird sie zu Grunde gehen unter der Last jener Steuer, die sie nicht mehr aufbringen kann." Die Steuer wurde nachgelassen. Der arme Ort, welchem damals diese Gunst zu Theil wurde, war Liverpool — jetzt an Reichthum, Größe und Bevölkerung die zweite Stadt Englands.

Die Grafschaft Lancashire, an deren Küste Liverpool liegt, ist ein schmaler, durch die Gestade des irischen Meers und die Berge von Yorkshire eingeschlossener Landstrich, trocken und dürr in den höhern Gegenden, feucht und sumpfig in der Nähe des Meers. Er war wegen seiner Ungesundheit in alter Zeit sehr verrufen und wenig angebaut. Wilhelm der Eroberer schätzte den Werth des Strichs am Mersey, wo sich jetzt Liverpool erhebt mit seinen Häusermassen und Palästen, auf — 32 Pfennige *). Ganz Lancashire achtete er so wenig, daß er es einem Ritter zu Lehn gab, mehr zur Strafe, als zur Belohnung. Es war eine Wüste, angefüllt mit Sümpfen und Wäldern, und noch bis in's siebzehnte Jahrhundert war die Bevölkerung dünn und die Kultur gering. Da entdeckte man die Kohlenniederlagen von Westderby, Blackburn, Wigan, Whitehaven ꝛc. ꝛc., und wie der Magnet das Eisen anzieht, so zogen jene unterirdischen Schätze die Industrie herbei, sie zu benutzen. Der Fleiß wies die Flüsse in ihr Bett zurück, trocknete die Sümpfe aus, rodete die Wälder und bedeckte die unfruchtbaren Höhen mit blühenden Anpflanzungen und reichen Fluren. Lancashire wurde zum Garten Englands, zum Sitz der großartigsten Manufakturen, des kühnen und beharrlichen Unternehmungsgeistes, der gewerblichen Intelligenz. Eine Menge wichtiger Entdeckungen wurden in Lancashire gemacht, oder fanden daselbst zuerst für Kunst und Gewerbe nützliche Anwendung. Die Bewohner von Lancashire waren die ersten, welche Kanäle an die Stelle der Straßen setzten, und die Liverpool-Manchester-Eisenbahn war der erste Schienenweg in England. Manchester wurde die

*) „It is worth 32 Pence;" vergl. Doomsdaybook.

Wiege der Baumwoll-Manufaktur und aller Erfindungen, welche auf sie Bezug haben. Wyatt erbaute hier, 1733, die erste Spinnmaschine; Arkwright legte in Preston die letzte Hand an seine Spinning-Jenny; Cartwright, der Mann von Lancashire, setzte den ersten mechanischen Webstuhl, Watt seine erste Dampfmaschine in den Ateliers von Soho zusammen; Hancock beschenkte Sheffield und England mit einer neuen Industrie, und Wedgewood, aus Lancashire stammend, richtete in Staffordshire ein Gewerbe auf, das jetzt 70,000 Arbeiter beschäftigt und jährlich aus früher für werthlos gehaltenen Thonlagern mehr Gewinn zieht und dem Lande mehr einbringt, als die Goldgruben der neuen Welt. Nicht weniger als 6 Millionen Pfund Sterling ist Englands jährlicher Erlös aus dem Steingut; Manchester und seine Umgebung machen jährlich an der Baumwoll-Manufaktur 12 Millionen Pfund Sterling Gewinn, und die gesammte Industrie des kleinen Lancashire mehrt das britische Nationalkapital jährlich um 20 Mill. Pfund: — sie allein ist nicht viel kleiner, als die des ganzen preußischen Staats. Jene Grafschaft, welche im Jahre 1600 weniger als 50,000, hundert Jahre später erst 166,000 Einwohner zählte, besaß deren im Jahre 1800 672,000, und jetzt übersteigt die Bevölkerung anderthalb Millionen. Dieses Wunder hat der Gewerbfleiß allein geschaffen; seitdem aber ein dichtes Netz von Eisenbahnen die Sitze der Industrie zusammenknüpft, seitdem die Schienenwege aus allen Theilen des Reichs in Lancashire zusammenlaufen, seitdem auf solche Weise die Dichtigkeit der Bevölkerung von der Produktionsfähigkeit des Bodens unabhängig geworden ist und zugleich der Industrie neue Absatzwege und Quellen des Gewinns geboten sind, nimmt die Bevölkerung in noch größerem Verhältniß zu. Manchester und die umliegenden Städte der Landschaft strecken ihre Arme immer näher gegen einander; sie werden allmählich in ein Stadtungeheuer zusammenwachsen, welches dem an der Themse den Rang streitig machen kann.

Liverpool ist von diesem Gedeihen die Vermittlerin. Es ist die Hand, welche der Industrie von Lancashire die Urstoffe zubringt und dagegen ihre Produkte an alle Märkte der Erde schafft. Seine Lage ist ganz dazu geeignet. Der Mersey, dessen ausgetieftes Bette Fahrzeuge von 1500 Tonnen trägt, setzt es in unmittelbare Verbindung mit dem atlantischen Meere, der Straße des Welthandels zwischen den fünf Welttheilen. Vom gegenüberliegenden Irland bezieht es die für die Fabrikstädte nöthigen Massen von Lebensmitteln, und für die arbeitskräftigen Schaaren der Söhne Erins, welche jedes Jahr, 30 bis 60,000 Köpfe stark, herüber kommen, ist Liverpool das Thor zu den Werkstätten der Grafschaft. Viele Elemente der großen Industrie, Kohlen, Eisen, Thon &c., werden in der Nähe der Stadt in ausgedehnten Lagerstätten erbeutet, und ihre Versendung nach dem Innern nährt allein schon eine bedeutende Kanalschiffahrt. Alle diese günstigen Verhältnisse, wozu noch die Entfesselung des ostindischen und chinesischen Handels trat, haben von 1760 an, wo die erste Postkutsche, festlich bekränzt, in Liverpool einfuhr, die Schiffahrt dieses Orts verzwanzigfacht, die Zolleinnahme aber von 40,000 Pfund Sterling

auf 6 Millionen gehoben, welches fast so viel ist, als die Einkünfte der Königreiche Sachsen, Bayern, Würtemberg und Hannover zusammengenommen.

Man muß Liverpool sehen am Ufer seines Stroms, mitten in dem Labyrinth seiner durch Menschen ausgegrabenen Binnenmeere, aus denen die Wimpeln zu Tausenden emporflattern, umgeben von Kais aus Granit und von ungeheuern Magazinen, um die Grundlagen seiner Stärke und seiner Macht zu erkennen. Diese unermeßlichen Bassins, welche die Schiffe gegen die strömende Fluth und gegen die Gewalt der Winde schützen und das Aus- und Einladen erleichtern, haben das Glück von Liverpool gemacht. Vor 1699, wo der erste Dock erbaut wurde, war der Hafen von Liverpool wenig besucht; denn die Seeleute fürchteten die Sandbänke im Mersey und die Unsicherheit des Ankerplatzes in ihrer Nähe. Jetzt bestehen 32 solcher Bassins, von denen jedes mehre hundert Schiffe aufnehmen kann, und die, mit Fahrzeugen aus allen Welttheilen jederzeit gefüllt, ein lebenvolles Schauspiel darbieten. Man kann sich einen Begriff von der Größe dieser Anlagen machen, wenn man weiß, daß manche 8—12, ja 21 Millionen Gulden zu bauen gekostet haben. Seit 1752 trugen diese Docks nicht weniger als 7 Millionen Pfund Sterling ein, obschon die Abgabe eines vor Sturm und Wetter daselbst völlig geschützten Schiffs von jeder Tonne (20 Zentnern) seiner Ladungsfähigkeit nur 7½ Kreuzer (2½ Pence) beträgt.

Der Vortheil der Docks beschränkt sich nicht blos darauf, den Schiffen Schutz gegen die Winde und Sicherheit vor Beraubung zu verleihen und ihren Ladungen bequeme Magazine anzuweisen, sie dienen auch dazu, die Waaren-Spekulation leichter zu machen und die in den Speichern ruhenden Werthe in Cirkulation zu setzen. Sobald nämlich eine Waare im Dock magazinirt ist, gibt die Verwaltung dem Eigenthümer ein Certifikat, in welchem die Art, die Qualität und die Menge des niedergelegten Guts verzeichnet steht. Dieses Certifikat (warrant) ist, gleich einem Wechsel, durch Giro übertragbar; der Eigenthümer kann es, statt der Waare selbst, verkaufen, oder für den ungefähren Werth unterpfändlich darauf borgen, ohne daß das Gut selbst von der Stelle rückte, oder die Uebertragung des Certifikats von Hand zu Hand Kosten verursachte. Es sind diese Vortheile so bedeutend, daß man nicht begreift, warum, nach einer Erfahrung von 150 Jahren, nicht längst alle Handelsstädte gleiche Einrichtungen getroffen haben.

Drei Viertheile des Handels zwischen England und Amerika concentriren sich in Liverpool. Es importirt die halbe Baumwollerndte des Welttheils, und dieser Geschäftszweig allein gibt 6—700 Schiffen Beschäftigung. Die Riesen-Dampfschiffe, welche seit 1832 das atlantische Meer durchschneiden, haben in Liverpool ihren Abfahrtspunkt und sie wurden auf seinen Werften geboren. 220 Dampfboote von kleinern Dimensionen unterhalten eine lebendige und pünktliche Communikation mit Westindien, den Plätzen des Mittelmeers und mit

unzähligen Punkten der britischen und irischen Küste. Auf diesen Dampfschiffen sendet Irland sein Schlachtvieh zur Versorgung der Fabrikstädte, sein Getreide und sein Mehl, seine Butter rc., — ein unermeßlicher Handel, der jährlich nicht weniger als 11 Millionen Pfund Sterling umsetzt. Außer jenen für den Seedienst sind noch nahe an hundert andere Dämpfer auf dem Mersey, zum Bugsiren der stromaufwärtsgehenden Schiffe rc., beschäftigt.

Wir wollen jetzt einen Blick auf die großen Arbeiten werfen, welche ausgeführt wurden, um Liverpool mit dem Innern Englands in die wohlfeilste Verbindung zu bringen. Ihr Zweck war: den Transport von einem Zentner Waare um einen oder einige Kreuzer wohlfeiler und dabei schneller zu machen. Ein trivialer Zweck, sagt wohl Mancher; und doch wie Großes ist aus ihm erwachsen! Vor hundert Jahren kostete der Wassertransport auf dem Mersey nach Manchester 12 Schillinge für 20 Zentner und 11 Tage Zeit; nachdem man den Strom ausgetieft hatte, legen Barken diesen Weg in 13 Stunden zurück und die Fracht ist 4 Schillinge. Der Herzog von Bridgewater war Eigenthümer der Steinkohlenlager bei Worsley-Hall, 6 Stunden von Manchester; er konnte aber diese Reichthümer, aus Mangel an wohlfeilen Transportmitteln, nicht benutzen. Der Ingenieur Brindley entwarf ihm den Plan zu einem Kanal, den der Herzog später verzweigte und der, obschon er ein großes Vermögen kostete, ihm ein noch größeres eintrug. Häfen, die er an demselben erbauen ließ, sind zu bedeutenden Städten herangewachsen. Noch größere Unternehmungen reihten sich an dieses erste, welches der Bewunderung um so würdiger war, da es durch die Kräfte eines Privatmannes bestritten wurde. Nachdem die Städte Lancashire's durch Kanäle verbunden waren, führte man solche bis zu fernen Punkten des Reiches fort. Der größte, der Leeds-Liverpoolkanal, hat eine Länge von 140 englischen Meilen; er kostete 30 Millionen Gulden und ist jetzt durch die Schiffbarmachung der Ouse und Wise mit dem nördlichen Meere verbunden. Alle Kanäle um Liverpool, die ein hydraulisches System bilden, dessen Mittelpunkt die Stadt ist, haben eine Gesammtlänge von mehr als 500 engl. Meilen, und an sie stoßen gegenwärtig die Kanallinien, welche bis London, Hull, Birmingham und Bristol reichen.

Dasselbe Motiv, welches die Schwesterorte, Liverpool und Manchester, veranlaßt hatte, die ehemalige Flußschiffahrt durch ein vollkommneres System zu ersetzen, führte auch zu einer gänzlichen Umgestaltung des Landtransports, und jene Städte, welche zuerst Kanäle gegraben und Docken erbaut hatten, waren auch die ersten, die den Alles umgestaltenden Gedanken der Zeit, die Eisenbahnen, in's Leben führten. Auf dem Wege von Liverpool nach Manchester rollte der erste Dampfwagen Stephensons. Welche Freude, welcher Triumph für die geschäftsvollen Bevölkerungen, die unaufhörlich den Spruch im Munde führen: „Time is money,“ als sie das schnaubende Dampfroß in einer kurzen Stunde zu einander führte! Vor der Eröffnung der Eisen-

bahn gingen täglich 26 Eilwagen zwischen den beiden Städten hin und her; sie brachten 400 Reisende: jetzt fahren täglich auf den Dampfwägen 3000. Auf den Schienenwegen aus allen Theilen des Reichs, so wie auf den Dampfbooten langen überhaupt 20—30,000 Reisende täglich in Liverpool an, die ein paar tausend Packträgern, Lohndienern 2c. 2c. Unterhalt geben und einige hundert Hotels und Gasthöfe überfüllen.

Liverpool ist vorzugsweise Handelsstadt; die niedern Klassen, an Arbeiten in freier Luft gewöhnt, scheuen die dumpfe Atmosphäre der Werkstätten. Dessenungeachtet hat Liverpool manche große Industrieen, welche auf Handel und Schiffahrt Bezug haben: Schiffbau, Seilereien, Gießereien, Ankerschmiede, Chronometerfabriken 2c. 2c. Der Bau von Dampfschiffen wird nirgends in der Welt so schwunghaft betrieben, als hier. Er allein beschäftigt, einschließlich der Hülfsgewerbe, über 12,000 Personen. In 8 großen Ateliers werden blos Schiffs-Dampfmaschinen gemacht. Der Dampf verrichtet in diesen Werkstätten den größten Theil der Arbeit; er schafft Lasten fort, zieht die Blasebälge, schmiedet, feilt, hobelt, dreht, polirt das Eisen. Alle Thätigkeiten sind auf's Strengste geregelt, einem Willen gehorsam, einem Anstoße folgend.

Der unermeßliche Waarenverkehr Liverpools bringt colossale Geldgeschäfte mit sich. Die Banken sind zahlreich und meistens auf Aktien gegründet. Alle zusammen haben 16 Millionen Pfund Kapital und ihr Umsatz ist jährlich nicht weniger als 3—4000 Millionen Gulden.

Nach diesen Andeutungen des commerziellen Lebens einer Stadt, in welcher der Handelsgott zu Thron sitzt, will ich es noch versuchen, sie in ihrer äußerlichen Erscheinung vor das Auge des Lesers hinzustellen.

Liverpool, die Riesenstadt, ist eine Stadt von gestern; aber, trotz der Neuheit, schwarz gefärbt und rußiger noch, als die Metropole an der Themse. Es ist ein London an einem Ufer, ohne Brücken. Am rechten, sanften Gehänge des Mersey erhebt es sich amphitheatralisch, eine compakte Masse mit einem Wald von Schornsteinen und den Essenthürmen der Dampfmaschinen, über welchen eine rabenschwarze Wolke zu jeder Jahreszeit schwebt. Vom linken Ufer des Mersey aus sieht man von der Stadt selbst fast gar nichts; undurchdringlich ist dem Auge das Gewirr von Masten, Segeln, Raaen und Tauen und der dichte Rauch aus den schwarzen Schlöten der Dampfschiffe, welche auf den Gewässern hin- und herschießen.

Im Innern der Stadt drängt ein emsiges Gewühl von Menschen, Reitern und Wägen in ewiger Hast. Die Hauptstraßen sind breit und luftig, die Häuser groß, behäbig, ohne auf architektonische Schönheit

Ansprüche zu machen. Man sieht's ihnen an, daß der Bauherr nicht lange über den Bauplan nachgedacht hat; das Bedürfniß adoptirte ohne viele Ueberlegung das erste, beste Muster. Aus breiten Hauptstraßen blickt man häufig, wie in London, in enge, finstere Seitengäßchen hinein, wo das wenige Licht, das zwischen 5—6 Stockwerke hohe Häuser eindringt, einen schwarzen, kothigen Boden beleuchtet. In diesen Gäßchen wohnen die Handlanger des Reichthums, die Arbeiter in den Magazinen, in den Docks, auf den Werften. Aus diesen Gäßchen führen wiederum schmale Durchgänge in Sackwinkel und düstere Höfe. Da wohnt die Verworfenheit, da breitet das tiefste Menschenelend seine Lumpen aus.

Eine Bevölkerung, welche die ganze Woche hindurch arbeitet, hat wenig Zeit an Vergnügungen zu denken; Liverpool, welches 400,000 Einwohner zählt, besitzt nur ein und noch dazu ein ziemlich schlechtes Theater; die öffentlichen Promenaden sind monoton und der zoologische Garten wird mehr von den Fremden, als von den Einheimischen besucht. Das Theater ist jeden Sonntag geschlossen: nur auf den Kirchenpfaden ist dann Leben, sonst ist's, als wenn der Tod seine Flügel über die in der Woche so geschäft- und geräuschvolle Stadt ausgebreitet habe. Desto lauter aber ist's den Sonnabend Abends, wenn die Hunderttausend Handarbeiter und Gehülfen in den Ateliers ihre Löhne empfangen und wenn der Geschäftsherr die Mühen der Woche und die Sorge des Zahltags überstanden hat. Alle Klassen sind dann bemüht, so viel Vergnügen in wenige Stunden zusammen zu drängen als möglich, und, oft zur Uebersättigung, zu genießen. — Dem Ton in den Liverpooler Kaufmannszirkeln ist Härte und Rohheit nicht fremd. Der tägliche Umgang mit Amerikanern, der häufige Aufenthalt in den Vereinigten Staaten, hat amerikanische Sitte und Unsitte eingebürgert, und das unausgesetzte Treiben nach Gewinn, das immerwährende Kämpfen mit den Wogen des Geschäftslebens sind der Kultur des Geistes und des Herzens nicht günstig. Jene Urbanität im Umgange, jene auf Anstand basirte Freiheit, welche die Fesseln der Etikette abwirft, ohne sie zu verletzen, die Geschliffenheit der guten Gesellschaft, welche man in London, Edinburgh, Oxford ꝛc. findet, sucht man hier vergebens. Doch fehlen die Anstalten nicht, wissenschaftliches Streben zu befördern und zu erleichtern, und daß sie da sind, zeigt wenigstens, wie man ihr Bedürfniß dunkel fühlt, wenn man auch nicht die Zeit hat, oder sich nehmen mag, es zu befriedigen. Liverpool besitzt ein Museum, eine Malerakademie und mehre gelehrte Gesellschaften, welche auch Preise vertheilen. Liverpool war der ersten Städte Englands eine, welche die aus Deutschland hinüber gewanderte Einrichtung der Kunstvereine adoptirten und jährliche Gemäldeausstellungen veranstalteten. Auf die Verbesserung des Geschmacks hat dies Alles freilich so wenig gewirkt, wie die in jedem Kaufmannshause zu findenden Bücherschränke mit goldenen Einbänden auf die Wissenschaftlichkeit. Liverpool ist aber reich, weiß, daß eine reiche Stadt dergleichen haben soll, und hat sie, wie der rohe Emporkömmling ja wohl auch am eifrigsten bestrebt ist, sein Haus mit den äußern Wahrzeichen

des höhern Geschmacks, mit Gemälden, Skulpturen u. d. gl. zu zieren und Bibliotheken und Kunstschätze zu sammeln.

Welchen Einfluß übt aber dies rastlose Dichten und Trachten, dies ewige Treiben und Jagen des Geschäftslebens, dieser rasche Umschwung in den äußern Verhältnissen, wo, wie auf dem Rade der Glücksgöttin, der Eine steigt, der Andere fällt, dies Ebben und Fluthen ohne Ende, auf die tiefern Regionen des Menschenmeers aus? Liverpool hat seine Arme und sein Elend, seine moralischen Sümpfe, wo Verbrechen und Liederlichkeit, wie Molche, brüten, gleich allen großen, an Industrie und Handel reichen Städte; denn die Vertheilung des Gewinns ist hier, wie allenthalben, ungleich. Der Fabrikherr, der Kaufmann hat zwar keine Plantagen und keine Sklaven; die Arbeiter sind frei und vor dem Gesetze ebenbürtig mit ihrem Brodherrn, und ihre Dienstleistungen, so wie der Lohn dafür, gründen sich auf freien Vertrag. Dies hindert aber den Kaufmann und Fabrikherrn nicht, diesen Lohn so niedrig zu stellen und jene so schwer zu machen, als nur möglich: sie nehmen den Wein und lassen den Arbeitern die Trebern. Es ist in dieser Beziehung in Liverpool wie überall, und man müßte das Geschlecht des Prometheus wenig kennen, wenn man nicht wüßte, daß der Despotismus seine Wurzeln in des Menschen tiefstem Gemüthe hat.

In Liverpool ist die niedere Klasse unaufhörlich gespornt zu einem thätigen, geschäftigen, angestrengten Leben, ohne genügenden Ersatz dafür zu finden; sie reibt sich daher im Ganzen schnell auf, und im Streben, jeden Augenblick, wo sich Gelegenheit dazu findet, zu schwelgen, verzehren sich die physischen und die moralischen Kräfte gar bald. Nur die kleinere Zahl überstarker Naturen triumphirt, die Uebrigen gehen unter, oder Siechthum und Krankheit werfen sie in des Elends Arme. Man durchwandere z. B. Dalestreet, wo Branntweinschenke an Branntweinschenke sich reiht, an einem Sonnabend Nachmittag, oder gehe durch Churchstreet, den Sammelplatz des niedrigsten Lasters: — man wird schaudern über Scenen der Brutalität, in denen die Akteurs tief unter das Thier herabsinken. — In Liverpool bestehen 1800 Branntweinshäuser, 800 Weinkneipen und Spielhäuser und eine ungezählte Menge anderer Sammelplätze des Lasters und der Verbrechen. Besonders sind die Saloons berüchtigt, wo Diebe mit Freudenmädchen der niedrigsten Klasse zum Tanz zusammenkommen und ihre Gelage halten. Man rechnet, daß die Verbrecher-Bevölkerung in Liverpool jährlich durch Raub und Diebstahl, Betrug und Schwindeleien über eine Million Pfund Sterling erwirbt.

Dem Reichthum dieser großen Stadt hängt der Pauperismus wie ein Fluch an; er ist die Kehrseite eines täuschenden Scheins von Glück. Doch hat Liverpool nicht vernachlässigt, Elend zu mindern. Aus dem großen Gemeindevermögen der Stadt ward sehr viel auf Wohlthätigkeits-Anstalten verwendet. Liverpool hat Arbeitshäuser, in welchen 3000 Arme Zuflucht finden, schwimmende Hospitäler auf den Docks für kranke

Matrosen, ein großes Hospiz für mittellose Fremde, ein Findelhaus, Waisenhaus, ein Versorgungsinstitut für hülflose Mädchen, Freischulen für die Jugend der Armen. Ein Nachtasyl für das obdachlose Elend wirkt sehr wohlthätig und steuert dem Verbrechen entgegen, dem sich die verzweiflungsvolle Noth so leicht in die Arme wirft. Ueber der Pforte dieser schönen Anstalt ächter Wohlthätigkeit stehen die Worte des Heilands:

„Klopfet an, so wird euch aufgethan!"

Jährlich nimmt dies Asyl über 10,000 Unglückliche auf, die nicht so viel auf der Erde besitzen, um ihrem Haupte eine Schlafstelle zu geben. Der Mann aber, der diese Anstalt aus Privatmitteln in's Leben rief, (Egerton Smith hieß er,) war keine Geistesgröße, die Staaten aufbaut, oder einstürzt, oder in der Wissenschaft neue Welten findet; Keiner, dem zu Ehren sich Säulen erheben und mit Statuen von Erz die Märkte schmücken; Egerton war ein schlichter Kaufmann, an Geld reich; doch reicher noch an jenem humanen Sinn, welcher den mühsam errungenen Erwerb einem erhabenen Zwecke weiht, der nicht eignes Wohl, sondern das Beste der Menschheit, die Linderung der Leiden armer Brüder ist. Wie ganz anders sähe es aus auf unserer unter der Last des Jammers stöhnenden Erde, wenn unter der Herrschaar der Millionärs es viele Egerton Smith gäbe! Wie selten aber sind sie! — Unter zehntausend ist kaum ein einziger. Die übrigen sind herzlose Mammonshüter, nicht Herren, sondern Sklaven der erworbenen Schätze, oder — der Reichthum gilt ihnen blos als ein Mittel zur Befriedigung ihres Stolzes, ihrer Gelüste und der Sucht nach Vergnügen.

Sprecht mir nicht von der Liberalität des heutigen Reichthums. Wo sind die großen Ideen für Menschenwohl ausgegangen aus dem Conclave der Geldfürsten, oder wo haben sie sie unterstützt nach dem Maßstabe ihres Vermögens? Wenn sie zu ihnen betteln kommen, dann geben sie wohl ein Almosen; aber dafür weiß ich ihnen keinen Dank. Sich selbst und ihren Mammon setzen sie überall als Götzen auf die Altäre, und wenn sie ja einmal den Mantel der Freigebigkeit, des gemeinnützigen Strebens umlegen, so ist's in hundert Fällen neun und neunzig Mal das trügerische Spiel der verschlagenen Selbstsucht, des gewandten Eigennutzes, der den persönlichen Vortheil unter der Kappe des allgemeinen Besten versteckt und dieses immer unbedenklich opfern wird, wo beide in Widerstreit gerathen. Nein! die Regel des heutigen Reichthums ist keine, die Achtung gebietet. Je weniger sie aber befriedigen kann, um so größere Huldigung verdienen die seltenen Ausnahmen, durch welche die Reichthümer die Richtung und Anwendung erhalten, welche allein edel und des höhern Menschen würdig ist. Diese Ausnahmen gehören zu den Größten und Besten unsers Geschlechts, und ohne sie verlöre die Menschheit ihre schönsten Zierden.

LA SALPETRIÈRE IN PARIS

CCCCLXIX. Das Hospital La Salpetrière in Paris.

Paris ist ein Januskopf. Auf dem einen Gesichte liegen die Züge der Verschwendung, der Ueppigkeit, des Leichtsinns, des Unglaubens, kurz aller Laster, welche die Menschheit erniedrigen; auf dem andern die der Großmuth, der Aufopferung, der Hingebung, der Wohlthätigkeit und aller Tugenden, welche den Menschen ehrwürdig machen und den Christen zieren. So muß man in der That erstaunen, wenn man die unübersehliche Menge von Anstalten mustert, die hier für Arme, Kranke und Nothleidende, Wittwen und Waisen, verlorene und ausgesetzte Kinder, Alte und Schwache, Stumme und Blinde, Arbeitslose und Arbeitslustige und für Liederliche, die sich bessern wollen, von der Wohlthätigkeit, oder dem frommen Sinn der Privaten gestiftet worden sind. — In einem ganz andern Lichte hingegen erscheinen die königlichen Anstalten aus der Epoche Ludwig XIV., der, nachdem er das Volk ausgesogen und zu Bettlern gemacht hatte, Bettlerhäuser erbauen mußte, um sich vor der Verzweiflung des Elends zu schützen. Der schlichteste Verstand begreift, daß, hätten der Monarch und seine Nachfolger die bürgerliche Ordnung Frankreichs auf Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend gegründet, statt auf den Künsten des Volksbetrugs, sie nicht nöthig gehabt haben würden, in der Hauptstadt über hundert Millionen auf Asyle für das Elend zu verwenden, das sie selbst gemacht haben. Eine unverhältnißmäßig große Zahl von Spitälern, vom Staat gegründet, ist allwärts ein unverdächtiges Zeugniß von der Schlechtigkeit der Verwaltung; denn gutes Regiment hält die Nothwendigkeit so vieler Zufluchtsstätten der Armuth fern. Ein Zehntel der Pariser Bevölkerung lebt gegenwärtig von öffentlichem Almosen, oder in den Spitälern; in den Sterbesälen derselben haucht ein Fünftel die letzten Seufzer aus. —

Ludwig XIV. brachte den Krieg des Reichthums gegen die Armuth, der höhern Klassen gegen die niedern in ein System, welches fortwirkt bis auf den heutigen Tag. Die dichte Bevölkerung der vielen Armenhäuser und Hospitäler beweist, auf welcher Seite von jeher der Sieg, auf welcher die Niederlage war. Blos die Revolution hatte auf eine kurze Zeit das Kriegsglück gewendet: die Guillotine dezimirte damals die Reichen, wie der Tod in den Spitälern die Armen zehntet.

Traurige Betrachtung! — Könige und Dynastien haben gewechselt, Verfassungen und Regierungsformen haben andern Platz gemacht und doch blieb die alte Ungerechtigkeit am Steuer. Immer hat sich die Macht, welchen Namen sie auch angenommen, mit dem Reichthum und dem Besitz gegen die Armen und Besitzlosen ver-

schworen und das Helotenverhältniß im Volke zu befestigen gesucht. Wo Verfassungen mit Volksvertretung bestehen, da hat man schlau das Wahlrecht an den Besitz gebunden und den Völkern weiß gemacht, daß Menschen, welche nicht eignes Hab und Gut in Menge zu verlieren haben, am Landeswohl nie aufrichtig Theil nehmen könnten. Man schämt sich nicht, den Besitzlosen und Minderbegüterten auch noch das sittliche Gefühl abzusprechen, und macht sie ehrlos, indem man sie ihrer Rechte beraubt. Und doch ist nichts alltäglicher, als die Erscheinung, daß der Begüterte durch schnöde Künste und Bestechung sich in die Volksvertretung einschwärzt, daß ihn häufig die verächtlichsten Motive hineinführen, daß er, als Deputirter, nur egoistische Zwecke verfolgt und bereit ist, der Macht sein Gewissen zu verkaufen. Ich kenne ein Land, wo die Bauern vorzugsweise die Bänke der Volksvertretung füllen. In Norwegen hört man Nichts von einer Gesetzgebung, welche die untern Klassen zu Spitalbürgern oder Bettlern zu machen trachtet. In Frankreich hingegen und anderwärts, wo die reichen Leute, oder die Beamten der Regierung, allein als sogenannte Volksdeputirte die Auflagen vertheilen, werden wir stets das Bestreben erkennen, den größten und schwersten Theil derselben den Armen aufzubürden. Muß sich nicht das Herz empören, wenn man die Einnahmebudgets der meisten europäischen Staaten aufmerksam betrachtet? Welche Bedürfnisse zahlen die meisten Steuern? die unentbehrlichsten. Wer hat folglich die Lasten am schwersten zu tragen, unter welchen die Völker stöhnen? der arme Taglöhner, der Arbeiter, der Bauer, der geringe Handwerker. Der Landmann und der schlichte Bürger, die ihren Söhnen nicht das lernen lassen können, was sie vom Blutzehnt frei macht; sie müssen auch noch das Kind hergeben, den Ueberfluß des Reichen gegen ihre eigene Noth zu schützen. Salz und Brod, Bier und Fleisch werden durch Abgaben vertheuert, da doch der Luxus der Reichen entweder gar nicht, oder nur um so viel besteuert ist, um den Schein zu decken. Während die Quadratruthe Feld, auf welcher die arme Wittwe unter dem Schweiße ihres Angesichts einen Korb Kartoffeln baut, eingeschätzt ist, hat der Banquier Staatspapiere zu Hunderttausenden in der Truhe und sein Vermögen ist unbesteuert. Blutsauger unter allen Gestalten hängen am Geschäftsmann, der sich sorgt und plagt vom Morgen bis zum Abend, um ihm den Thaler zu entziehen, welchen sein Fleiß erwerben möchte: aber die kolossalen Vermögen unproduktiver, nutzloser, stolzer Geldkönige, deren ganze Jahres-Arbeit darin besteht, einen Haufen Coupons abzuschneiden, bleiben von allem Druck und Zwang befreit, und Einkünfte von Hunderttausenden helfen ungeschmälert Millionen zu Millionen häufen.

Wenn eine Regierung das thut, — wenn eine Regierung, welche Millionen der Armuth abpreßt, nachher Hunderttausende zur Verpflegung siecher Armen hergibt, dann klebt diesem Verfahren so wenig Verdienst an, als der Handlung des Diebs, welcher einen Thaler stiehlt und einen Groschen zurückschenkt. Oder geschieht es wirklich aus Zärtlichkeit für das Volk, daß man ihm das letzte Hemd auszieht, um ihm, nackt, nachher die Spitalthür zu öffnen? Man möchte es uns weiß machen; aber ich weiß es besser. Aus Furcht geschieht es, aus

Furcht vor der Verzweiflung und um der Aengstlichkeit der Reichen willen. Wer den Kopf schütteln möchte, der denke nur erst nach; ich werde Recht behalten.

Sämmtliche Pariser Hospitäler stehen gegenwärtig unter einer Centralverwaltung, haben Apotheke, Bäckerei und Keller gemeinschaftlich, und ein eigenes anatomisches Theater. Sie verpflegen jährlich über 100,000 Kranke mit 15 Millionen Franken Kosten. Ihre großen Einkünfte beziehen sie aus den Stiftungsfonds, weit mehr aber noch aus Antheilen an den städtischen Abgaben und dem zehnten Theil der Einnahmen aller Theater der Hauptstadt.

Mit dem Hotel Dieu wetteifert die Salpetrière an Größe und Zweckmäßigkeit der Einrichtung. Die Anstalt hat, auf dem Boulevard de l'Hospital, in der Nähe des botanischen Gartens, eine sehr gesunde Lage. Ihre Gebäude mit ihren Höfen und Gärten nehmen einen Raum von 16 Morgen ein. Sie bildet gleichsam eine Stadt für sich mit Straßen und freien Plätzen, Kirche, Friedhof und einer Bevölkerung von 6000 weiblichen Wesen. Armen- und Irrenanstalt zugleich, ist sie ein Asyl für Frauen, welche Alter und Krankheit gebrochen haben, und die letzte irdische Wohnung für die Unglücklichen, welche kein Band mehr mit der übrigen Welt zusammenknüpft, — für jene Aermsten unter Allen, denen

„Ein Gott, der Alles gibt und Alles nehmen darf,
„Die Mitgift nahm, die sie zum Menschen adelt."

Die alten Frauen haben 2000 Zellen und mehre gemeinschaftliche Speise- und Unterhaltungssäle, auch einen Krankensaal mit 500 Betten. Viele beschäftigen sich mit leichten weiblichen Arbeiten, mit Spinnen und Spitzenklöppeln, deren Ertrag in die Kasse für gemeinschaftliche Rekreation fließt. Die hintersten Reihen der Gebäude bewohnen die Irren. 1500 Frauen und Mädchen jeden Alters zeigen hier die unerklärlichen Proteusverwandlungen des menschlichen Geistes in jeglicher Mannichfaltigkeit.

Wenn du je in einem Tollhause warst, war es dir nicht auch, als trätest du in ein Allerheiligstes? Rieselten dir nicht Schauer durch Mark und Gebein, als du die Nachtgestalten, als du in die Gesichter schautest, aus deren Augen und deren Zügen andere Zustände zu dir sprachen, als die gewöhnlichen der Menschen? War es nicht mehr Ehrfurcht, als Mitleid, was dich anwandelte, und schien es dir nicht erklärlich, daß die Welt so manche Wahnsinnige als Heilige verehrt hat? Unsere nüchterne Gegenwart ist freilich sicher davor, daß die Irrenhäuser Kanonisationsbullen bekommen, obschon so mancher tüchtige Candidat des Bedlam noch immer dann und wann, wäre es auch nur als Philosoph oder Meinungsapostel, der Welt eine Nase dreht.

Die Irren sind nach dem Grade ihres Wahnsinns in verschiedene Klassen getheilt und jeder sind eigene Gebäude und Höfe angewiesen. Die Närrinnen der ersten Klasse füllen die vorderen Gallerieen. Jede hat ihre Zelle; dabei haben je 40 bis 50 einen gemeinschaftlichen Saal zu Spiel, Arbeit und Conversation. Es sind größtentheils junge, schüchterne Wesen, viele von ausgezeichneter Geistes- und Körperbildung, deren Leiden sich selbst bei längerer Unterhaltung kaum verräth. Sie haben zu ihrem Gebrauche eine gemeinschaftliche Bibliothek, führen Conzerte auf und werden von den Damen, die sie beaufsichtigen, zu Zeiten selbst in's Freie geführt. — Der Wurm nagt aber Allen am Herzen, und gerade von diesen sanften, in sich gekehrten Wesen genesen gar selten welche.

Die zweite Klasse besteht aus ausgemachteren Närrinnen. Auch sie sind frei, arbeiten und conversiren in gemeinschaftlichen Sälen. Doch ist ihre Unterhaltung schon viel bunter und ihre Reizbarkeit gegen äußere Eindrücke viel größer. Ein an sich geringfügiger Umstand, das Läuten einer Glocke, das Rollen des Donners, der Anblick eines fremden Gesichts erregt bei ihnen nicht selten die heftigsten Szenen. Schnell steigt dann in diesen anscheinend ruhigen, vernünftigen, ihren Beschäftigungen hingegebenen Wesen die Gewitterwolke des Wahnsinns auf, hüllt den klaren Horizont des Geistes in nächtliches Dunkel und Blitze und Donnerschläge der Raserei jagen Entsetzen ein, ehe man sich dessen versehen mag. Andere sind plötzlich zu lauter Herzoginnen, Prinzessinnen, Königinnen geworden; zerlumpte, groteske Frauengestalten verfügen mit dem Anstande einer Semiramis über Schlösser, Städte und Provinzen, oder sie halten Conseil mit ihren Ministern über das Wohl ihrer Reiche. Die eine erzählt dir von Staatsangelegenheiten, die andere unterhält dich mit dem Plane einer Vermählung mit dem oder jenem großen Monarchen zum Frommen ihrer Macht und Herrschaft. Stolz und Ehrsucht äußern sich, als Quellen der Narrheit, auf die pittoreskeste Weise. Ein Mädchen wirft sich zur Braut längst verstorbener literarischer oder historischer Berühmtheiten auf; eine andere drückt vermessen den ganzen Himmel, als dessen Verlobte, an die Brust, oder feiert ein Incarnationsfest mit dem Allmächtigen. Sehr viele von diesen unglücklichen, bedauernswerthen Geschöpfen sind Opfer der Liebe, welche die eiskalte Welt und ein eiskaltes Herz in's Irrenhaus gebracht.

Wer beschreibt aber den Jammer in den Wohnungen für die untern Klassen der Wahnsinnigen? Wer das Leben der alleruntersten, gegen die das Leben des Mörders im Bagno noch wie Licht gegen tiefe Schlagschatten erscheint? Das Kainsgesicht auf dem Antlitz eines Galeerensträflings erfüllt uns mit Abscheu; allein der Ausdruck des Tigers in der Brüllenden, welche, nackt, ihre blutigen Hände an dem Gitter ihres Käfichs zerschlägt, oder in der Zwangsjacke mit aufgesträubtem Haare und blitzenden Augen am Boden sich wälzt, erfüllt mit Entsetzen. Und das sind noch nicht die ärgsten Szenen in diesen Höhlen des Grauens. Wo der Wahnsinn als Strafe wüster Ausschweifung erscheint, als Folge moralischer Fäulniß, — da ist auch oft die leibliche Fäulniß hinzugetreten, das Geschöpf wälzt sich im stinkenden Pfuhle, den es sich geschaffen; ein

C. Reiss del.

DIE GROSSE MOSCHEE IN BRUSSA

Anblick, nicht zu ertragen. Und doch wohnt in diesen Unglücklichen eine Seele, unsterblich wie deine eigene. — Ich verstehe die Thräne in deinem Auge und lege die Feder nieder.

CCCCLXX. Die grosse Moschee in Brussa.

Brussa war vor der Eroberung Constantinopels die Hauptstadt des Türkenreichs und die Residenz der Padischah's vom Stifter der Dynastie, Osman I., an, der hier begraben liegt. Sie hatte eine Viertel-Million Einwohner; in ihren Mauern waren die Reichthümer angehäuft, welche die Herrscher im Laufe der Jahrhunderte durch die Plünderung des halben Orients erbeuteten. Jene Tage des Glanzes und der Größe — sie sind längst vorüber. Seitdem Brussa auch aufgehört hat, der Hauptsitz der Seidenweberei zu seyn und Lyon an dessen Stelle trat, seitdem die Zahl seiner Webestühle von 40,000 bis auf 2000 herabgesunken ist, nimmt die Stadt jährlich ab an Bevölkerung, Leben und Wohlstand, und das Labyrinth seiner engen und schmutzigen Gassen zählt kaum noch 70,000 Bewohner.

Die Moscheen Brussa's darf jeder Europäer ohne Ferman betreten. Diejenige, welche vorzugsweise die „große" heißt, ist ein Muster maurischen Baustyls. Sie steht im Mittelpunkte der Stadt und drei Sultane theilen sich in die Ehre ihrer Erbauung: Murad I., Bajazid I. und Mohamed I. Das Innere des Gebäudes ist von Marmor, und der Hauptraum wird von einer herrlichen Glaskuppel überdacht, um welche herum neunzehn kleinere sich wölben. Unter der Hauptkuppel steigt aus einer Fontaine von parischem Marmor krystallhelles Wasser in Strahlen empor, in denen sich das von oben hereinfallende Sonnenlicht mit allen Farben bricht und spiegelt. Das magische Farbenspiel und das Wassergeplätscher verleihen dem Tempel einen heitern, zur innigen Andacht stimmenden und zu heitern, menschlichen Gefühlen ermunternden Charakter, von denen man in den düstern Kirchen der Christen keine Spur findet. — Darum läßt auch der zum Gebet rufende Muezzim nie vergebens sein „Es ist nur ein Gott und Mohamed sein Prophet! Kommt zum Gebet, kommt zur Seligkeit!" vom Minaret erschallen; fünf Mal geschieht es täglich, und immer füllt sich der heitere Tempel mit den Schaaren der Andächtigen.

CCCCLXXI. Die Pässe des Balkans.

Wie die Alpen die Scheidewand zwischen Italien und Deutschland, den Völkern germanischer und lateinischer Abkunft, bilden, so trennt der Balkan die Nationen hellenischer und slavischer Art. An dem hohen Gebirgswall, der vom schwarzen bis zum adriatischen Meere reicht, brach sich vielmal die Fluth der Menschenströme, vielmal die Ländergier der Eroberer. Doch nicht immer. Beim letzten Akt der Völkerwanderung, dem Ausbruch der Türken aus den tartarischen Steppen, nachdem sie das in Fäulniß ersterbende Reich der Byzantiner verschlungen hatten, überstiegen sie den Balkan und zertrümmerten die dortigen schwachen Reiche. Seitdem sind die überwundenen Völker hörige Knechte des Osmanenreichs geworden, rechtlos hingelegt unter den Fuß der Sieger. Keine moralische Verpflichtung, kein Vertrag knüpft diese Nationen an ihre Kette; die aufgedrungene Sklaverei tragen sie daher auch nur so lange, als die Unterdrückung mächtig ist, die auf ihnen liegt; läßt aber ihre Kraft nach, dann sieht man sie zum Schwerte greifen und versuchen, die Banden zu zerhauen und heilige Rechte zu vindiziren, welche keine Tyrannei auslöschen kann. So ist seit langer Zeit kein Jahrzehnt verflossen, wo nicht der Aufstand eines mißhandelten Volks in diesen Gegenden das türkische Racheschwert herbeilockte, wo nicht Europa zusehen mußte, wie die rohe Uebergewalt niedergeschmetterten Bevölkerungen alle Adern aufriß, damit das Blut aus tausend Wunden auf die Erde rinne und der innere Empörungsdrang in physischer Ohnmacht verende. Ohne irgend eine Sympathie für die Länder und Völker, die dem türkischen Schwerte gehorchen, ohne irgend eine Theilnahme für ihr Wohl und Wehe, nur den Standpunkt des Eroberers festhaltend gegenüber den Ueberwundenen, vergeht bei einem Zuge der Türken gegen aufgestandene Provinzen das Leben wie Staub auf ihrem Wege; kein Erbarmen, kein menschliches Gefühl hat sich jemals ihrer rasenden, reißenden Gewalt genaht; Städte hat sie in ihren Wirbel wie leichte Spreu umher getrieben, ganze Bevölkerungen standrechtlich gerichtet, weite Landschaften wüste gelegt. Noch heute, obschon das entartete, verweichlichte Geschlecht Osmans kaum noch so viel Kraft hat, um die Zügel des Reichs zu halten, sehen wir, wie die türkische Regierungskunst den religiösen Fanatismus, die Zügellosigkeit und Raubsucht der wilden Horden mohamedanischer Stämme benutzt, um sie gegen die christlichen Unterthanen zu hetzen, wie Bluthunde auf scheues Wild.

C. Reiss del

DER HAUPTPASS DURCH DEN BALKAN

Aus d. Kunstans. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Aber obschon eine schamlose Politik fortwährend bemüht ist, die Türken als liebe Bundesgenossen anzunehmen, obschon sie sich nicht scheuet, in diesem Bündniß mit plumper Tyrannei ihre Maximen in widerlichster Gestalt zur That werden zu lassen, macht doch eine mächtigere Hand ihre schlechtesten Gedanken und Absichten zu Schanden. So hoch ist die Masse der Fäulniß und des innerlichen Verderbens im Türkenreiche angewachsen, so eilig folgen sich die Schläge und drängen sich die Zeichen unvermeidlicher Auflösung, so laut und immer lauter rufen die Ereignisse, daß, nachdem man alle Künste aufgewendet und alle Arglist verbraucht hat, um die Völker des schönsten Theils der Erde den türkischen Treibern zu bewahren, man endlich doch mit Ernst darauf zu denken scheint, dem lieben Bundesgenossen einen Todtenschein auszustellen und sich über die Theilung der Verlassenschaft zu verständigen. Dann wird auch der Balkan wieder, wie in vortürkischer Zeit, Reiche trennen, und Kultur, Glaube, Sitten und Regierungsformen werden sich auf seinem Rücken scheiden.

Der Balkan hat in seiner ganzen Längenausdehnung nur sechs gangbare Pässe, und eine einzige Heerstraße aus den nördlichen Provinzen des Reichs führt nach Constantinopel. Sie geht von Rustschuck an der Donau aus über Schumla, ist aber jetzt sehr schlecht unterhalten und ohne eine Bedeckung von Tartaren nicht sicher zu passiren. Häufiger schlagen die Reisenden seit einiger Zeit die besser hergestellte Straße über Tirnova ein, welche sicherer ist und nicht beschwerlicher, als jene.

Von Rustschuck aus bis zum Balkan nimmt der Anbau des Landes allmählich ab; in der Nähe des Gebirgs liegen Dörfer und Flecken in weitern Zwischenräumen aus einander; dünner wird die Bevölkerung; sie flieht den wasserarmen Boden. Desto wohlthätiger sind die hübschgefaßten Brunnen, die man am Wege findet, größtentheils Werke frommer Gelübde, oder Stiftungen von Privatpersonen, die zugleich einen Fond für die Unterhaltung hergaben. Um diese Brunnen ist gemeinlich ein freundliches, grünes Plätzchen mit schattigen Bäumen und steinernen Ruhebänken. Ein eisernes Schöpfgefäß steht immer in einer kleinen Nische neben der wasserspendenden Röhre. Niemand bewacht es und niemals wird es gestohlen.

Der Eintritt in den Balkan ist sehr malerisch. Man sieht links, hart an der Straße, umgeben von Cypressen und Platanen, eine geschmackvolle und wasserreiche Fontaine; rechts schmiegt sich in eine Vertiefung ein freundliches Dörfchen, und vorwärts wölbt sich eine hohe Brücke über eine Schlucht, durch die ein reißender Strom, der Sohn des Gebirgs, fortbraust. Jenseits öffnet sich eine dunkle Kluft mit senkrechten, oft überhängenden Steinwänden; sie ist das Thor, durch welches der Weg in die wunderbare Felswelt führt, die den Balkan

schmückt, wie der Säulenvorhof einen Tempel des Osiris. Die Straße folgt der Felsschlucht nach jeglicher Windung, bis man, wie ein Geiersnest an der Felszinne, auf steiler Höhe Tirnova liegen sieht.

Hinter Tirnova beginnt die zweite, höhere Gebirgsregion. — Nach zweistündigem Aufsteigen wird wieder ein Wohnort menschlicher Wesen erreicht: es ist Gablowa, ein regsames Bergstädtchen. Seine Lage ist einzig. Ein krystallheller Strom stürzt über breite Felsstufen in ein Dutzend schäumender Kaskaden nieder und an jede sind Hammerwerke gebaut, deren Getöse noch lauter ist, als das Toben der Fluthen. Aus allen Häusern sprüht rothe Gluth durch die weitgeöffneten Pforten und gucken Cyklopengestalten heraus. Das Eisen, das hier gemacht wird, ist das beste in Bulgarien, und täglich kommen ganze Züge von Maulthieren und Pferden, um es abzuholen und in die Gegend zu verführen. —

Hinter Gablowa tritt die Straße in die dritte Region des Gebirgs. Die prächtigen Waldungen schrumpfen nach und nach zu niedrigem Buschwerk zusammen; Wildbäche stürzen von den steilen Bergstufen und verlieren sich in tiefe Schluchten, in welchen das ganze Jahr hindurch Schnee und Eis nicht schmelzen. Die höchsten Kuppen sieht man selbst noch im August mit Schnee bedeckt, und schon im September legen sie das neue Winterkleid wieder an. Auf menschliche Wohnplätze trifft man nicht mehr. Nur dann und wann steht hart am Wege ein kleines Häuschen, das bei eintretendem Unwetter einen ärmlichen Schutz für Menschen und Thiere bietet.

Die höchste Zinne des Passes wird 4 Stunden über Gablowa erreicht. Herrlich ist von diesem über 7000 Fuß hohen Punkte die Aussicht. Rückwärts und zu beiden Seiten irrt das Auge in der labyrinthischen Bergwelt umher, aus der hundert und aber hundert Kegel und Spitzen wie Riesen und Thürme aufstarren; vorwärts aber öffnen sich die gesegneten Gefilde Rumeliens. Wie eine Landkarte liegt die Landschaft ausgebreitet zu den Füßen. Kleine und große Flüsse durchziehen sie wie Silberfäden, sie ist übersäet mit Städten und Dörfern. Das Auge sucht am Horizont die Säulenthürme der Constantinsstadt, die Gestade des Hellespontes und des Bosporus, die Marken zweier Welttheile.]

Unser Stahlstich versinnlicht die grandiose Szenerie des Balkanpasses unweit Gablowa.